

# **Stille vor dem Sturm.**

von

**George Hesekei.**

Berlin, 1863, Verlag Otto Janke.

ERSTES KAPITEL. DER GRABSTEINKIEKER.

»Die Todten sind nicht ganz todt!«

Ein feuchtwarmer, fast schwüler Maimorgen des Jahres 1812 – wie ein dichter Festtagskranz blüheten zahllose Fliedersträucher, Büschen, Bäume aller Art um die Mauern und Thürme, die letzten Zeugen mittelalterlicher Wehrhaftigkeit, von denen das Städtlein Alt-Landsberg in der Churmark Brandenburg noch umschlossen wird.

Der uralte, kleine Ort, schon 1257 wurde Landsberg an der Warthe seinetwegen Neu-Landsberg genannt, hatte glänzendere Tage gesehen unter den askanischen Markgrafen zuerst, dann unter dem milden Regiment der ritterlichen Herren aus dem edeln Geschlecht Derer von Krummensee, die glänzendsten aber unter dem größten Churfürsten von Brandenburg und unter dem ersten Könige von Preußen.

Der große Churfürst hatte Städtlein und Herrschaft Alt-Landsberg zu einer Baronie erhoben und mit derselben den Reichsfreiherrn Otto von Schwerin, seinen lieben Getreuen, belehnt, der aber baute dort ein Schloß, eine reformirte Kirche, ein Hospital, und auf dem Schloß wurde unter Schwerin's Augen der junge Markgraf Friedrich erzogen, der einst Preußen's erster König werden sollte. König Friedrich I. liebte Alt-Landsberg, den Schauplatz seiner Jugendfreuden, in dessen Kirche er seinen ersten Orden von der Großmüthigkeit (*de la générosité*, erst durch Friedrich den Großen in den noch bestehenden Orden *pour le merite* verwandelt) gestiftet hatte; 1708 kaufte er Alt-Landsberg von den Schwerinen zurück und hier hielt er in den letzten fünf Jahren seines Lebens die

Sommerresidenz. Das war Alt-Landsberg's Glanzzeit unter dem prächtigen und milden König Friedrich.

Solcher Glanz war nun freilich längst dahin, das königliche Schloß im Jahre 1757 bis auf den Grund niedergebrannt, von all' der Herrlichkeit nur die reformirte Kirche geblieben und der unveräußerliche Blumen- und Blüthenschmuck, mit welchem der Lenz alljährlich das alte Städtlein so dicht und voll umhegt und umlegt, daß es kaum darüber hinaus zu blicken vermag, daß es in einer Wolke von Farben und Wohlgeruch schwimmt.

An jenem duftigen, warmen Maimorgen des Jahres 1812, an welchem unsere Erzählung beginnt, lehnte ein kleiner, schwächtiger Herr an dem Straßengeländer zwischen der Stadt und den Wirthschaftshöfen des königlichen Amtes, er blickte, in tiefes Sinnen verloren, nieder in den ehemaligen Schloßzwinger, aus welchem die Wipfel blühender Bäume, grüne Laubpyramiden, anfragten, aus dem die süßesten Blumendüfte emporstiegen, so stark in ihrer Massenhaftigkeit, daß sie die Sinne des hinschauenden Mannes gefangen nahmen. Es ist ein ernstes Angesicht, welches sich da niedergebeugt, feine und doch kräftige Züge, eine Thräne aber blinkt verstohlen an der Wimper, die lang und schattend über das Auge fällt. Plötzlich, mit einem jähen Ruck, richtet sich der Mann auf aus seiner gebeugten Stellung und aus seinem tiefen, träumerischen Sinnen zugleich, man sieht, daß ihm das Anstrengung gekostet hat; einen langen, wehmüthigen Abschiedsblick wirft er noch auf die Tiefe voll Blumen und Blüthen, dann wendet er sich und wandelt mit festen, aber langsamen Schritten, die reformirte Kirche

und die Gebäude des königlichen Amtes zur Linken lassend, einer niedern Mauer zu, über welche einzelne alte Bäume ihre mächtigen Zweige hinausstrecken. Diese Mauer umfriedet den weiten Gottesacker um die lutherische Stadtkirche.

Die Erscheinung dieses Mannes, obwohl fest und männlich in Gestalt und Angesicht, ist unbedeutend auf den ersten Anblick, man muß näher hinschauen, um in diesem Antlitz die Züge einer die Aufmerksamkeit fesselnden Trauer zu erkennen; es ist eins von den Gesichtern, die zwar noch lächeln können, die aber sicherlich nicht oft lachen, obwohl sie stets Neigung dazu haben, er ist Einer von den Männern, denen die Entsagung eine treue Begleiterin durch's Leben gewesen von Jugend auf, die aber trotzdem weder den Muth zum Leben, noch die Liebe zu den Lebenden verloren haben. Der kleine, zierliche Kopf mit dem dünnen, dunklen Haar, die edle Bildung der Nase, der Schwung der Brauen, das Alles hat etwas entschieden aristokratisches, dem auch die Haltung, zum Theil wenigstens, entspricht. Die Kleidung ist nicht auffallend; das grüne Staubhemde von einem leichten Zeug, die Gamaschen von weißer Leinwand und der breitrandige Strohhut bildeten einen Reiseanzug, der in jener Zeit häufig vorkam und keinen Schluß auf den Stand des Reisenden gestattete. Alterthümlich aber erschien das gewaltige, spanische Rohr mit einer wuchtigen, goldenen, oder vielleicht auch nur vergoldeten Krücke, das unser Held in der Hand führte, ohne sich indessen jemals darauf zu stützen.

»Ich hätte nicht hierher kommen sollen, da ich nun aber einmal hier bin, so will ich auch noch hinüber gehen!« sprach der Fremde, denn ein Solcher war er an diesem Ort, zu sich selbst, aber er sprach die letzten Worte so laut, daß er sich erschrocken umsah bei dem Klange seiner eigenen Stimme. Unwillen über sich selbst gab sich in seinen Zügen kund, rasch öffnete er die knarrende Gitterthür und trat in den Gottesacker ein. Langsam überblickten seine Augen den ganzen Raum, während er immer vorwärts schritt.

Es ist ein ächt märkischer Kirchhof nach der alten Art, nicht ein freundlicher Garten, oder gar ein englischer Park, wie man jetzt wohl Gottesäcker und Friedhöfe sieht, sondern ein schlichter, märkischer Kirchhof mit verstreuten, niedrigen Gräbern, von denen etliche durch hölzerne Gitter und Blumen darin, wenige durch steinerne Denkmale, mehrere durch schwarze, hölzerne Kreuze, die meisten aber gar nicht weiter bezeichnet sind, die aber Trauer und liebe Gedanken doch zu finden wissen. Zwischen den Gräbern sind kahle Sandstellen, die unveräußerlichen Spielplätze der Jugend, welche ihre Lust unbefangen auch zwischen Grabhügeln sucht und findet; zwischen den Gräbern sieht man hier ein angesäetes Kleefeld, dort ein Kartoffelstück, dessen Ertrag dem Küster oder Schulmeister zusteht, denn wer dem Altar dient, der soll vom Altar leben, und wer auf dem Todtenacker arbeitet, der zieht billig auch seinen Lohn daraus; zwischen den Gräbern stehen endlich Bäume, auch etliche Fruchtbäume, ihre Erndte ist wohl der spielenden Jugend im Voraus mit Recht oder Unrecht verfallen; zwischen den Bäumen aber von Stamm zu Stamm ziehen die

wirthlichen Frauen ihre Leine und hängen ihre Wäsche zum Trocknen daran auf. Das Hemdlein des Neugeborenen wird auf einem Grabe gebleicht, und wie eine Standarte häuslich-wirthschaftlichen Lebens weht die weiße Wäsche über einem noch offenen Grabe, das morgen erst seinen Bewohner empfangen wird, Leben und Tod friedlich nebeneinander, Jedes dem Andern Raum gönnend, keins sich vor dem Andern scheu zurückziehend, oder ästhetisch versteckend, das ist ein märkischer Kirchhof.

Und so war auch der Kirchhof zu Alt-Landsberg, als jener Fremde ihn betrat und unbekümmert über Wäschetrocken- und Spielplätze hin der Kirche zuschritt.

Vor der Kirche, einem ganz stattlichen, wenn auch nicht grade schönen Steinbau aus dem fünfzehnten Jahrhundert, blieb der Fremde einen Augenblick stehen, nachdenklich aufblickend, dann ging er rasch an der Westseite hin und lehnte sich endlich an einen Grabstein, welcher unsern der flachgewölbten Thür an der Kirchenmauer aufgerichtet stand, während er zugleich seine Hand auf einen zweiten dicht daneben stehenden Grabstein legte. Es war etwas Auffallendes in der Art, in der das geschah; es war in der Bewegung des Fremden eine Liebe, eine Innigkeit, man konnte, wenn man ihn da stehen sah, wie er sich leicht auf den einen Stein stützte und den andern mit der Hand berührte, an einen Mann denken, der nach langer Abwesenheit in sein Haus zurückkehrt und nun, während er die Gattin an sein Herz drückt, über deren Schulter hin der Schwester die Hand reicht. Der Fremde verharrte ziemlich lange in dieser Stellung, dann beugte er sich nieder, offenbar um die Inschriften der beiden Steine zu lesen. Das wäre aber

unmöglich gewesen; der Lauf der Jahre und die Witterung hatten die Schriftzüge völlig ausgelöscht, man sah höchstens noch, daß eine längere Inschrift einst jeden der beiden Steine bedeckt hatte. Der Form nach, so weit Vergleichung mit anderen Grabmonumenten der Gegend ein Urtheil zuließ, stammten beide Steine aus dem siebenzehnten Jahrhundert; vermuthlich aus der Zeit kurz vor dem dreißigjährigen Kriege. Wappenschilde waren noch erkennbar in den Eckschnörkeln, die Wappenbilder und Zeichen aber auf beiden Steinen völlig verwischt.

Eine ziemliche Weile hatte der Fremde die beiden Grabsteine wie liebend umfaßt gehalten und die vom Regen längst angewaschenen Inschriften zu lesen versucht, da fuhr er plötzlich hochroth auf aus seiner Stellung, denn er vernahm ein leises Lachen hinter sich, und während er sich mit zornblitzenden Augen umwendete, sagte eine näselnde Stimme: »Les't keine Grabschriften, Herr, wenn Euch euer Gedächtniß lieb ist, Herr, denn wer Grabschriften lieset, der verliert das Gedächtniß, hi! hi! so sagt das Sprüchwort und das Sprüchwort, hi! hi! das hat Recht, Herr, ich habe auch viel Grabschriften gelesen in meinem Leben und habe das Gedächtniß darüber verloren! hi! hi!«

»Wer sind Sie?« fragte der Fremde langsam, seinen Zorn augenblicklich meisternd beim Anblick eines sichtlich hochbetagten kleinen Männleins in zwar reinlicher aber fadenscheiniger und höchst dürftiger schwarzer Kleidung.

»Wer ich bin, hi! hi!« kicherte der Greis, eine Horndose hervorziehend und mit Behaglichkeit eine Prise nehmend, »wer ich bin, Herr! ei! das müßt Ihr rathen, wenn

Ihr's wissen wollt?« fuhr der Alte mit jenem kindlich schlaun Lächeln um den Mund, das bei kindisch gewordenen Greisen fast erschrecklich erscheint, fort: »ja, ja, das müßt Ihr rathen, Herr! Die Leute aber nennen mich den Grabsteinkieker!«

»Grabsteinkieker!« wiederholte der Fremde leise und spürte einen leichten Schauer.

»Müßt keine Grabschriften lesen, verliert sonst das Gedächtniß, Herr!« wiederholte kichernd der kleine Alte seine Warnung und rieb den Deckel seiner Horndose blank auf dem Aermel seines engen, schwarzen Röckchens.

Der Fremde befand sich offenbar in Verlegenheit, der Greis flößte ihm zwar keine Furcht, wohl aber unheimliche Empfindungen ein, er musterte ihn scharf; die faltigen Wangen, der zahnlose Mund, das spitze Kinn, die eckige Stirn und die verkümmerte Figur boten nichts Auffallendes, aber in den Augen des Grabsteinkiekers lag ein unerklärbares Etwas, was den muthigen Mann, er war ein Solcher, zurückschreckte und doch auch fesselte.

In einer wüsten Haidegegend glänzt der Spiegel eines stillen Wassers, ringsum ist Alles erstorben, vermodertes Rohr, abgestorbene Bäume, kein Luftzug bewegt die Wasserfläche, kein Vogel fliegt darüber hin, Alles, Alles still und todt, und doch fesselt Dich dieses Wasser, Du ahnest seine unergründliche Tiefe, Du fühlst, daß seltsame und schaurige Geheimnisse in dieser Tiefe verborgen liegen.

Mit solchen Empfindungen blickte der Fremde in die Augen des Grabsteinkiekers, in diese Augen, die immer unbewegt, still und unheimlich ernst blieben, so oft der Alte auch kicherte und je lebhafter, ersichtlich oft ganz



gedankenlos, er vor sich hin schwatzte, das schon Gesagte, meist in denselben Redewendungen mehrfach wiederholend. Zuweilen gab sich dann etwas, wie ein starker Ruck, in dem Wesen des Greises kund, darauf kam etwas Neues zum Vorschein, das dann wieder eine Weile vorhalten mußte. Die Augen aber behielten dabei immer denselben stumpfen, bleiartigen Glanz, denselben unbewegten Ausdruck, der eigentlich gar kein Ausdruck war.

Der Fremde erlag dem Eindruck, den die Augen des Grabsteinkiekers auf ihn machten, so sehr, daß er beinahe erschrocken einen halben Schritt zurückwich, als der alte Mann ganz plötzlich leise ihm näher trat und ihn halb zutraulich und halb listig fragte: »Ihr möchtet gerne wissen, was auf den Steinen gestanden, Herr?«

»Das möchte ich in der That gern wissen,« entgegnete der Gefragte, sich zusammennehmend, »und ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir irgend eine zuverlässige Nachricht über diese Steine geben könnten!«

Der Grabsteinkieker wiederholte noch ein paar Mal seine Rede, nahm Tabak, putzte seine Dose, Alles scheinbar ganz mechanisch, es war, als müsse ein aufgezogenes Uhrwerk ablaufen; auf die Rede des Fremden schien er gar nicht zu hören.

»Vor vielen Jahren,« begann der Alte plötzlich ganz in der eintönigen Weise eines Märchenerzählers und der Fremde horchte hoch auf, »lagen die beiden Steine noch an der schon damals längst vermauerten Kirchhofspforte, die zwölf Schritte von der Linde da war; die Linde, Herr, habe ich selbst gepflanzt, mein Vater lebte noch; es stand schon vorher eine Linde da, die zerbrach im Sturm,

ich habe die neue hingepflanzt. Die Todten da waren gewohnt unter einer Linde zu schlafen, sie mußten ihre Ordnung haben, darum pflanzte ich wieder eine Linde, Herr! Die Todten sind nicht ganz todt, Herr, sie wissen's, wenn Einer was Liebes an ihnen thut. Ihr habt die Grabsteine lieb, Herr, sie wissen's, sie, denen diese Steine gehören, ja, ja, sie wissen's! Als die Steine noch an der vermauerten Pforte lagen, da waren schon vieler Menschen Füße darüber hingewandelt und der Menschen Fuß hatte die Schrift von Menschenhand ausgelöscht. Mein Vater aber sagte, durch die längst vermauerte Pforte sei einst der Schloßherr mit seinem Gesinde zur Kirche gekommen und in demüthigem Sinne hätte sich Einer der Schloßherren mit seinem Gemahl an der Kirchhofspforte begraben lassen, auf daß alle seine Nachkommen mit ihren Knechten und Mägden über ihn hinwandeln möchten auf dem Kirchwege. Sie waren meist demüthig vor Gott in alten Zeiten, die vornehmen Herren in den Schlössern, wenn sie sich auch hart hielten und ungebärdig stellten untereinander. Die Kirchhofspforte aber ist vermauert worden, als das Geschlecht des Demüthigen ausgegangen und sein Name verklungen war in diesem Lande, als sein Schloß verschwunden war von der Erde und ein anderer Herr gebot in seinem Erbe. Danach ein Mal ist ein Befehl von Berlin gekommen, drauf sind die Grabsteine weggenommen worden von der Stätte, auf der sie die Demuth niedergelegt und man hat sie aufgerichtet hier an der Kircheuwand. Wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden! spricht der Herr! Als ich die Linde dort pflanzte, da waren die Inschriften schon verlöscht, aber ich habe doch noch eine Zeile lesen können, diese

Zeile aber lautete: Tastorff, Herßfelde, Hogensteyn und zu Buchholtz, das habe ich ganz deutlich noch lesen können!«

Hier schwieg der Alte, um mit großer Umständlichkeit eine Prise zu nehmen, er hatte diese Rede, wenn auch mit vielen Wiederholungen und nichtssagenden Einschübseln, in rascherem Fluß vorgetragen, als ihm der Fremde zugetraut. Entweder gefiel dem Alten die ungewohnte Aufmerksamkeit, mit welcher der Fremde ihm zuhörte, oder der Gegenstand selbst hatte für ihn ein größeres Interesse, oder endlich lag's in seiner Weise, sich völlig auszusprechen, denn er fuhr, seine Dose reibend, fort: »Seht, Herr, die Schloßherren hier in Landsberg sind die von Krummensee gewesen, edle fromme Herren, aus Sachsen stammten sie, die haben weit und breit hier Land und Leute gehabt, zu ihren Besitzungen aber gehörten auch die Dörfer, deren Namen ich noch auf diesem Grabsteine gelesen und darum ist's ausgemacht, daß dieser Stein Einem von Krummensee zur Decke gedient hat, und dieser Stein daneben ist der einer Frau von Krummensee; denn in dem Wappenschild auf der rechten Seite, da habe ich noch ganz deutlich den Bretterzaun gesehen, das Schildzeichen der Krummensee; in dem Schild zur Linken waren drei Sterne oben, das untere Feld war schon ausgelöscht. Das sind nun die zwei Steine, das Letzte und Alles, was von den Krummensee'n noch übrig ist in Alt-Landsberg hier, wo sie vier Rittersitze hatten, ihre feste Burg und ein großes Stück vom Barnim ihr Eigenthum nannten! Ja, Herr, so geht die Herrlichkeit der Welt dahin und wenn Ihr in der Stadt nach denen von Krummensee fragt, so weiß Euch Niemand mehr Antwort zu geben, sie

kennen den Namen nicht mehr und doch sind die Krummensee milde und demüthige Herren gewesen! Sie sind verklungen im Lande und nimmer zu finden. Ich bin der Letzte, der noch von den alten Krummensee'n spricht, der ihren Namen noch nennt, wenn auch Keiner drauf hört; denn wißt, Herr, ich habe sie noch gesehen, von Angesicht zu Angesicht, ich habe noch gesprochen mit den Krummensee'n, ich habe den Klang ihrer Stimmen gehört, ja, ja Herr, über und unter der Erde! Die todten Krummensee'n sind noch nicht ganz todt und die Lebendigen sprechen mit mir, wie die Todten sprechen. Hört, es ist eine ganze Weile schon her, ja, ja, es war in demselben Jahre, da sie mir die Schule nahmen; sie sagten, daß sie den Grabsteinkieker nicht zum Schulmeister gebrauchen könnten, er hätte das Gedächtniß verloren, weil er zu viel Grabschriften gelesen, da saß ich eines Abends dort auf meines Vaters Grab, als ein Herr und ein Dame hereintraten, die führten ein Knäblein mit sich, von fünf Jahren etwa, oder von sechs, die haben bei den Steinen hier geweint und haben mit mir geredet und ich habe ihre Stimmen vernommen und das sind die Stimmen der Letzten von Krummensee gewesen, die hierher kamen zum Abschied, weil sie das letzte Stück von dem großen Erbe ihrer Väter auf dem Barnim verloren hatten und nun hinauszogen in's Elend. Sie haben viel, geweint an den alten Grabsteinen hier und haben mir zum Abschied die Hand gereicht, und auch der kleine Knabe gab mir sein Händchen; da war ich der Barnim, Herr, der alte Grabsteinkieker war der ganze große Barnim, der nahm Abschied von seinen alten Herren und die gingen in's Elend.«

Der Greis murmelte, kicherte und wiederholte seine Sätze, seine Augen blieben unbeweglich, da richtete sich der Fremde auf, sein Antlitz war bethrânt, aber seine Augen leuchteten, er legte seine Rechte mit festem Druck auf die Schulter des Alten und sprach mit bewegter Stimme: »Die alten Herren auf dem Barnim sind in's Elend gegangen, Mann, aber sie sind nicht darin umgekommen, Du bist der Letzte gewesen in diesem Lande, der die Stimme der Krummensee vernommen hat und Du bist der Erste, der sie wieder vernimmt; es ist ein Krummensee, der zu Dir spricht, denn ich bin Carl Aegydius Ludwig von Krummensee, der Knabe, der vor etlichen vierzig Jahren mit seinen Aeltern an diesen Grabsteinen weinte. Ich bin ein Krummensee, lieber alter Mann! Ich erinnere mich jetzt Deiner wohl, ich habe nichts von dem vergessen, was in jener Stunde hier geschah, ich habe nichts vergessen!«

»Die Todten sind nicht ganz todt!« sprach der Alte, hüstelnd und kichernd, es war nicht zu bemerken, ob er erfreut, oder auch nur überrascht war durch die Begegnung mit Einem von jenen Krummensee'n, an denen er doch ein so großes Interesse zu nehmen schien.

»Nein, die Krummensee'n sind nicht ganz todt!« nahm Krummensee, wir können den Fremden jetzt bei seinem Familiennamen nennen, das Wort wieder, »und wenn auch meine Ehe kinderlos geblieben ist bis jetzt, so hat mein Vetter Carl Philipp doch einen stattlichen Sohn hinterlassen und die Mittel sind auch da, das Geschlecht wieder ansässig zu machen auf dem Barnim, im alten Erbe der Krummensee!«

Der Königliche Amtrath von Krummensee, Canonicus zu Sanct Nicolai in Magdeburg, wir wollen dem Manne jetzt auch seinen vollen Titel geben, hatte die letzten Worte mit starkem Selbstgefühl und hoher Freude gesprochen; das Bewußtsein, sein Geschlecht wieder emporgebracht zu haben, erhob ihn über Alles, was ihn in der letzten Stunde peinlich oder unheimlich berührt hatte und er zuckte nur mitleidig die Schulter, als der Greis, ohne auf ihn zu achten, seine Dose am Rockärmel putzte und eintönig vor sich hin sprach: »Die Todten sind nicht ganz todt!«

Der Amtrath sah nach seiner Uhr, dann nahm er einige größere Silbermünzen aus der Tasche, drückte sie dem Grabsteinkieker in die Hand und sprach wehmüthig: »Nehmet, Alter, das schenken Euch die von Krummensee, weil Ihr diese beiden Grabsteine so treulich behütet habt!«

»Die alten Krummensee'n,« begann der Greis und erzählte, während er das Geld in der Hand wog, ohne es anzublicken, die ganze eben vorgetragene Geschichte noch ein Mal; es war, wie gesagt, ungefähr wie ein Uhrwerk, dessen Mechanik nur in Unordnung gerathen ist, das aber, wenn es angestoßen wird, sein Stück ableiert. Uebrigens hörte der Amtrath nicht mehr auf ihn, der nahm Abschied von den Grabsteinen des Ehepaars, von dem sein Geschlecht stammte, die ihm theuer waren, weil er als Kind mit seinen Aeltern hier geweint, als sie unter Kummer und Schmerz schieden vom Barnim und von dem letzten Stück des alten Erbes. Fast zärtlich ließ der feste Mann seine Hand einen Moment auf Jedem der beiden Steine ruhen, seinen Vater, seine Mutter

glaubte er zu grüßen in diesem Augenblick und sein Herz war voll Wehmuth und stolz zugleich, als er endlich langsam von dem Kirchhofe ging. Aus der Ferne sah er noch des Grabsteinkiekers unheimliche Gestalt zwischen den Gräbern; dieselbe glitt, die hörnerne Dose auf dem Aermelaufschlag putzend, langsam von Grab zu Grab und schien jeden Vers, jeden Namen auf Steinen und Kreuzen aufmerksam zu lesen.

»Vielleicht läßt sich was thun für den Alten!« sprach der Amtrath vor sich hin, die Berliner Straße hinunter dem Gasthofe, wo er abgestiegen, zuschreitend. »Er ist der Letzte gewesen, der uns noch gesehen hat hier, und der Einzige, der uns nicht vergessen hat!«

Er trat zu der Schwelle des Gasthofs zur weißen Taube, der Wirth in Hemdsärmeln und blauer Brustfleckschürze zog höflich das schwarze Lederkappchen von dem dicken Kopfe vor dem vornehmen Gaste, der zwei so schöne glatte Rosse vor dem Wagen hatte.

»Kennen Sie einen alten Mann, der sich selbst den Grabsteinkieker nennt?« fragte der Amtrath den Wirth, unter der Thür stehen bleibend.

»Ich kenne den Grabsteinkieker, Herr!« lautete die Antwort. »Sie haben unsern Kirchhof besucht und den Grabsteinkieker gefunden, denn er ist immer dort, sonstwo nirgend; es nimmt mich Wunder, daß er mit Ihnen gesprochen hat, wie's scheint, das ist seine Art sonst nicht; ich habe den alten Mann überhaupt noch nicht mit Fremden reden hören und auch sonst spricht er nur mit Kindern, das heißt mit den Jungen, denn den Mädchen geht er aus dem Wege!«

»Er hat mit mir gesprochen,« versetzte der Amtrath, »und es wäre mir lieb, Näheres von ihm zu erfahren, vielleicht könnte ich etwas thun für den alten Mann, der doch sicherlich nicht in guten Verhältnissen ist, oder täusche ich mich?«

Der Wirth schüttelte den Kopf und der Amtrath bemerkte wohl, daß sich ein Mißtrauen in dem Manne rege, ein Mißtrauen, welches sich auch sofort in der zwar verschleierten, aber zugleich ziemlich dreisten Frage: »Möchte doch wissen, was Ihnen der Grabsteinkieker erzählt haben mag!« kund gab.

Der Amtrath konnte jetzt nicht mehr zweifeln, daß es eine besondere Bewandniß mit dem seltsamen Alten auf dem Kirchhofe haben müsse, da er aber, theils aus Neugierde, theils jedoch auch aus wirklicher Theilnahme Alles erfahren wollte, so wendete er sofort die Mittel an, die ihn bei dem Gastwirth einer kleinen märkischen Stadt am schnellsten zum Ziele führen mußten, er schmeichelte der Eitelkeit des Wirths, gab ihm Verdienst und forderte Vertrauen für Vertrauen.

»Ich denke,« sprach er lächelnd, »man kann eine Stunde nicht besser hinbringen, als mit einer Flasche Wein und in einem Gasthof, wie dieser ist, findet sich wohl eine gute Flasche, was meinen Sie?«

Die ganze Haltung des Wirths veränderte sich und einige Minuten später saß er höchst geschmeichelt in der großen, zur Zeit völlig einsamen Wirthsstube seinem Gaste gegenüber; sie stießen an mit den großen altmodischen Kelchgläsern und der starke, aber doch so liebliche Duft von altem Rheinweine würzte die Luft.



»Vortrefflicher Wein!« rief der Gast, die Gläser zum zweiten Male füllend »und nun lassen Sie uns vom Grabsteinkieker reden, mein lieber Wirth, Sie müssen mir Alles sagen, was Sie von dem wunderlichen Alten wissen. Es kann und soll nichts von dem, was Sie mir sagen, weder ihm selbst, noch sonst Jemandem zum Nachtheil gereichen, mein Wort darauf, aber ich habe ein Interesse daran zu erfahren, was es mit dem kleinen Alten für eine Bewandtniß hat!«

Der Wirth hatte bei solcher Anrede das schon gehobene Glas beinahe verdrießlich wieder niedergesetzt, offenbar war dieser Gegenstand des Gespräches lange nicht so nach seinem Geschmack, wie der alte Rheinwein.

»Sie scheinen mir nicht ganz zu trauen, Herr Wirth,« fuhr der Gast dringender fort, »nein, keine Entschuldigung! ich bin Ihnen fremd, aber ich will ganz offen gegen sie sein, der Grabsteinkieker sprach von meiner Familie, ich bin der Königliche Amtrath von Krummensee!«

Augenblicklich änderte sich das Gesicht des Wirths, der Name wirkte wie ein Zauber auf ihn: »Der Herr Amtrath verzeihen,« sprach er sein Lederkappchen achtungsvoll lüftend, »wahrhaftig, ich hätte es mir fast denken können, Sie mußten ein Herr von Krummensee sein, sonst hätte der alte Grabsteinkieker gar nicht mit Ihnen gesprochen. Verzeihen Sie, Herr Amtrath, man erzählt solche Geschichten nicht gern und einem Fremden gar nicht. Der Herr Amtrath aber sind für den Grabsteinkieker kein Fremder und ich selbst, der Herr Amtrath verzeihen, ich selbst, es ist mir eine große Ehre, ich selbst bin zwar sehr weitläufig, eben durch den Grabsteinkieker, etwas verwandt mit dem Herrn Amtrath!«

Der Wirth brachte das mit einer eigenthümlichen Verlegenheit vor, sichtlich fühlte er sich selbst zu sehr geschmeichelt, um schweigen zu können, wollte aber doch um keinen Preis zudringlich erscheinen. Der Amtrath machte große Augen, dann sprach er, nicht grade erfreut, aber doch sehr höflich: »Das wäre doch seltsam, wenn ich hier eine Verwandtschaft fände, von der ich mir bis jetzt nichts habe träumen lassen! Verstehe ich Sie recht, lieber Wirth, so ist der Grabsteinkieker ein Verwandter von den Krummensee'n, die hier ansässig gewesen sind, und Sie sind wieder verwandt mit dem Grabsteinkieker?«

»So ist es, mein Herr Amtrath, so ist es!« bestätigte der Wirth, »wenn das meine Selige noch erlebt hätte!« setzte er mit einem Anfluge von Wehmuth hinzu, die man dem vierkantigen Gesellen sonst kaum zugetraut hätte. »Sie hat immer auf die Krummensee'schen große Stücke gehalten, Herr, mein Gott!« unterbrach er sich plötzlich laut ausbrechend, »das wird dem Herrn Amtrath lieb sein, oben ist ein ganzer Schrank voll alter Gläser, Tassen, Kästen, die von den Krummensee'n kommen, Alles mit Wapen, denn jedes Stück, was von den Krummensee'schen herrührte, hat meine liebe Selige an sich gekauft und aufbewahrt, das ist ihre einzige Verschwendung gewesen, Herr Amtrath, und Sie sollen Alles haben, wenn Sie's wollen, ach! wenn meine Selige das noch erlebt hätte!«

Mit dem Knöchel seines dicken Zeigefingers wischte sich der Wirth zur weißen Taube das salzige Naß aus den Augen und der Amtrath ließ ihn ruhig gewähren; theils rührte ihn die herzliche Neigung, die der Wirth für seine Selige an den Tag legte, theils schwieg er, weil er wußte,

daß Fragen und Drängen den Mann doch nicht rascher zur Mittheilung bringen würde.

Der Wirth zur weißen Taube trank langsam nachdenklich sein Glas aus, dann sprach er freundlich: »Der Herr Amtsrath verzeihen, ich werde gleich nach der Ordnung erzählen, aber ist's denn nicht ganz merkwürdig, daß der Herr Amtsrath hierher kommen, den Grabsteinkieker finden und sich dann gleich an den einzigen Menschen in ganz Alt-Landsberg wenden, der Auskunft geben kann?«

Der Amtsrath nickte zustimmend.

»Ich bin nicht von hier,« begann der Wirth seine Erzählung, zu deren Mittelpunkt er sich machte, wie das alle Leute seiner Art thun, »ich bin von Ruppin, wo mein Vater seine eigene Braunahrung hatte; als ich nun *anno* neunzig hierher kam, um die weiße Taube zu besehen, weil mir mein Vater eine Wirthschaft kaufen wollte, da fand ich hier eine junge Wittwe; sie brauchte nicht zu verkaufen, denn die Nahrung ging gut, aber sie wollte fort von hier, wollte nach Berlin, weil's ihr nicht gefiel unter den Leuten hier, die waren ihr nicht fein genug und sie hatte recht; doch, ich bin damals ein junger Kerl gewesen, der sich sehen lassen konnte und hatte bessere Manieren, von Ruppin her schon und weil ich lange in Berlin gewesen war, kurzum, ich bekam nicht nur den Gasthof, sondern die schmucke Wittwe dazu und habe mit ihr zwanzig Jahre lang eine vergnügte Ehe gehabt, wenn schon keine Kinder am Leben blieben, vor zwei Jahren ist sie mir gestorben, Gott habe sie selig! ist eine fromme, fleißige Frau gewesen. Als ich nun in die Wirthschaft gekommen und mit den Leuten hier Bekanntschaft gemacht habe, ist's mir bald klar geworden, daß sie hier

in der Stadt etwas gegen meine Frau gehabt haben und das war nichts weiter als ihre nahe Verwandtschaft mit dem Grabsteinkieker, der damals schon ganz so war, wie er jetzt ist. Der Grabsteinkieker hat nämlich einen Bruder gehabt und dessen Tochter ist meine liebe Selige gewesen. Weil es nun so etwas quer war mit dem Alten, darum sollte es mit meiner Seligen auch nicht ganz richtig sein und darüber zischelten die Leute. Der Herr Amtrath kann's mir glauben, meine liebe Selige war klüger als all die Leute hier, ich wollte, ich hätte den Verstand, den sie hatte! aber sie that apart gegen die Leute und das verdroß die und sie hatten ihr Gerede darüber, daß die Taubenwirthin alle acht oder vierzehn Tage ein Mal in's Todtengräberhaus ging und da mit dem Grabsteinkieker schwatze, ihm sein Wesen in Ordnung brachte und ein wenig für den alten Mann sorgte. Du lieber Gott, er war ja ihres Vaters leiblicher Bruder! Ich habe sie nie daran verhindern mögen, bin selbst ein paar Mal mitgegangen, freilich wurde mir angst und bange, wenn ich den Alten da von den Todten sprechen hörte, als wenn sie noch am Leben wären, aber es war ihres Vaters Bruder und sie hatte den Alten lieb – da ließ ich die Leute denn schwatzen und hinderte mein Weib nicht. Die Selige hat mir's auch ganz genau gesagt, was es für eine Bewandniß mit dem Grabsteinkieker gehabt hat und das ist also gewesen: Der Vater des Grabsteinkiekers, meines Weibes Großvater also, ist der Schulmeistersohn von hier gewesen, der hat in Frankfurt geistlich studirt gehabt und ist tief gelehrt geworden. Damals haben die Herren von Krummensee noch Grundstücke hier, in der Stadt gehabt, außer ihren Rittergütern, und Einer von der Familie hat den gelehrten

Schulmeistersohn von Landsberg zu sich genommen, als einen Informator für seine Junker; das ist eine gute Weile gegangen, der Informator hat die Junker auf Akademien und Reisen begleitet und die von Krummensee haben ihm schon eine Pfarre geben wollen, da ist's mit einem Male ruchbar geworden, daß der Informator sich nicht nur um die Junker bekümmert gehabt hat, sondern auch und zwar allzuviel um das junge Fräulein. Nachher sind denn böse Dinge geschehen auf dem einsamen Hofe in Ruhlsdorf; der alte Herr von Krummensee hat den Informator und die eigene Tochter im Zorne entsetzlich zerschlagen und sie mit den Hunden vom Hofe gehetzt; meine Selige hat bitterlich geweint jedes Mal, wenn sie mir das erzählte, denn sie wußte Alles von ihrem Ohm, dem Grabsteinkieker. Als sich aber der Zorn des alten Herrn von Krummensee gelegt, da hat er die Reu gehabt nachher, noch größer wie vorher den Zorn, denn das junge Fräulein ist eben sein Herzblatt gewesen und auf den Informator hat er auch große Stücke gehalten. Er hat das verstoßene Paar nun überall suchen lassen im Lande, er wollte dem Informator die Tochter zum Weibe geben und seine beste Pfarre dazu, aber er hat sein Kind nicht finden können. Es heißt, eine ältere verheirathete Schwester hätte die Schlimme dabei gespielt und es so zu wenden gewußt, daß keine Versöhnung zu Stande gekommen. Genug, der alte Herr von Krummensee ist mit Jammer zur Grube gefahren. Viele Jahre danach erst ist der Informator wieder hier erschienen und hat die Schulstelle bekommen, weil er doch ein Stadtkind war und sein Vater schon die Schule gehabt hat. Ist ein merkwürdiger Mann gewesen, der

alte Schulmeister, immer traurig, aber milde und freundlich dabei, absonderlich gegen die Kinder, die ihn auch alle geliebt haben wie ihren Vater; seine Frau aber, die Krummensee'sche, hat er keinen Menschen sehen lassen, die ist immer für sich allein gewesen in einer verschlossenen Kammer; die Leute sagten, sie hätte den ganzen Tag Sterbelieder gesungen aus ihrem alten Gesangbuche, sonst aber hätte sie weiter nichts närrisches gethan. Der Pastor und auch der Hofprediger haben sie von Zeit zu Zeit besucht und bei ihrem Sterben soll sie wieder ganz vernünftig gewesen sein. Da ist nun ihr ältester Sohn, den sie jetzt den Grabsteinkieker nennen, fast immer bei ihr gewesen und hat nicht fortgewollt von seiner Mutter und hat mit ihr Sterbelieder gesungen und als sie todt war endlich und begraben, da ist er immer und immer wieder auf den Kirchhof gegangen und so ist ihm nach und nach der Kirchhof das Liebste auf der Welt geworden. Der jüngere Bruder, der Vater meiner Seligen, ist außer Haus gekommen und hat in Berlin geheirathet, der ist anders gewesen, was träumerisches, scheues hat er aber auch gehabt. So lange nun der Alte, der ehemalige Informator, noch gelebt hat, ist's mit dem Grabsteinkieker auch noch leidlich gegangen, denn er ist kein schlechter Schulmeister gewesen, er hat's wohl verstanden und Niemand hat was dagegen gehabt, daß er dem Todtengräber freiwillig half und sich immer auf dem Kirchhofe hielt. Als aber der Alte todt war, da hatte kein Mensch mehr Macht über den Grabsteinkieker, er vernachlässigte den Schuldienst und sprach ganz schauerliche Dinge zu den Kindern, so daß sie ihm endlich die Schule abnehmen mußten. Das hat ihn schwer getroffen, sie sagen, er wäre noch lange

Zeit nachher jeden Abend gekommen und hätte in seine Kammer gewollt, das aber war die Kammer, in der seine Mutter eingesperrt gewesen ihr ganzes Leben lang. Endlich hat er sich gegeben, er wohnt nun, seit fünfzig Jahren glaube ich, im Todtengräberhäuschen und ist so eine Art von Obertodtengräber, oder wie Sie's nennen wollen, er hat nur die Wohnung, den Dienst und den Lohn hat ein jüngerer Mann; übrigens leidet der Grabsteinkieker keine Noth, denn es ist ein kleines Kapital da, dessen Zinsen er bezieht. Das aber ist Alles, was ich dem Herrn Amtsrath von dem alten Manne zu sagen wüßte!«

Als der Wirth schwieg, ließ der Amtsrath langsam die letzten Tropfen aus der Flasche in das Glas rinnen und blickte gar nachdenklich, erst nach einer ziemlichen Weile raffte er sich zusammen und sprach, sein Glas hinhaltend: »Stoßen Sie an, Herr Vetter, es ist zwar ein wenig weitläufig, aber immerhin haben Sie die Enkelin Einer von Krummensee zum Weibe gehabt und sind derselben noch im Tode mit rechtschaffener Liebe zugethan!«

Der Wirth stieß an, sein Angesicht leuchtete vor Stolz und wenn er seinerseits auch niemals ›Herr Vetter‹ sagte, so blickte er sich doch stets stolz um, wenn ihn der Amtsrath Vetter nannte, und das that dieser geflissentlich ein paar Mal, auch nachher, als Knechte, Mägde und Gäste ab- und zuginen. Er sah, daß er den gutmüthigen Wirth dadurch glücklich machte und er that es mit großer Freude. Zunächst mußte er nun dem Wirth auf eine hübsche Giebelstube folgen und hier fand er eine in der That höchst interessante Sammlung von Gläsern, Tellern, Wirthschafts- und anderen Stücken, die sich durch

das Wappen als ehemaliges Eigenthum der Krummensee auswies. Eine tiefe Rührung kam über den Amtrath; der Sproß von einem abgerissenen Zweige des Geschlechtes hatte hier mit treuem Familiensinn alle diese verstreuten Reliquien des verarmten Geschlechts gesammelt, er nahm nun diesen Schatz der Treue zurück, als ein geistiges Familienlehen zu gesammter Hand.

## ZWEITES KAPITEL. NACH DER JUNKERSCHENKE.

»Sie saßen auf dem Barnim  
Und lassen ihn nimmermehr!«

Die Erfahrung lehrt, daß der Grundbesitz nirgendwo so schnell wechselt, daß die Güter nirgend so häufig aus einer Hand in die andre gehen, als in der Nähe großer Haupt- und Handelsstädte; das findet sich auch in der Umgegend Berlins bestätigt, auf dem Teltow, wie auf dem Barnim haben sich nur wenige von den eigentlichen, alten Teltow- und Barnimfamilien bis auf diesen Tag zu behaupten gewußt. Die Erscheinung selbst bedarf weiter keiner längern Erklärung, das gewaltthätig wechselnde Leben in den großen Städten duldet eben keinen festen Bestand in seiner Nähe, es zieht in seinen Wirbel hinein, was auch nur seine äußersten Kreise berührt.

Zwei von den alten Barnimgeschlechtern, welche übrigens ihre Besitzungen meist schon eingebüßt hatten, bevor Berlin den verschlingenden und stets neugestaltenden Charakter der Großstadt annahm, haben das eigenthümliche Geschick gehabt, daß dieselbe fremde Familie, oder vielmehr derselbe Mann, Herr in ihrem alten Erbe auf dem Barnim wurde. Wir meinen die Barfüße oder Barfoten, ursprünglich ein patricisches Geschlecht



aus der heiligen Dreikönigsstadt Cöln am Rhein und die Krummensee, Sächsische von Adel, die sich beide sehr früh auf dem Barnim finden und wahrscheinlich mit den ersten Eroberern in diese Gegend gekommen sind. Gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts nun erscheint ein bedeutender Theil der Güter der Barfoten und der Krummensee auf dem Barnim im Besitz des hochmächtigen Reichsfreiherrn Otto von Schwerin. Wie diese Güter in den Besitz jenes mächtigen Mannes gelangt sind, ist nicht überall klar; in jenen Zeiten gingen oft große Güter auf eine Weise verloren, von der man jetzt kaum noch einen Begriff hat; der Leichtsinn, mit welchem bei Lehnsmutungen verfahren und Lehnsfehler begangen wurden, erscheint uns grenzenlos, weil wir gar keinen Maßstab mehr für die damaligen Verkehrsverhältnisse haben. Freilich herrschte eine ungemein milde Praxis beim Lehnverfahren selbst und zahllose Lehnprocesse fanden ihr Ende bei dem immer und immer wieder ganzen Familien ertheilten Lehnspardonen. Wenn aber einmal die milde Praxis nicht eintrat, dann war eben ein oft vielhundertjähriges Familienerbe »*caduc*«, verloren. Man rechnet es nun dem Freiherrn Otto von Schwerin, der übrigens unstreitig Einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit im Lande war, zum Vorwurf, daß er kein Freund der milden Praxis gewesen und die Art, wie er und sein Sohn in Besitz namentlich der Güter der Barfoten gelangte, machte ihm keine Freunde; die Schwerine waren Fremde auf dem Barnim, das alte Rautengeschlecht ist in Pommern zu Hause, und es war lange Zeit keineswegs so populair in Brandenburg, in Preußen, wie es heute ist; erst der Schwerin, der »bei Prag geblieben todt«, der Schwerin,

der »mit der Fahne in der Hand für Friedrich und Preußen in's Blut sank«, hat sein Geschlecht beliebt und seinen Namen zu einem der schönsten in der Geschichte des Vaterlandes gemacht.

Auch das Krummensee'sche Alt-Landsberg war Schwerinisch geworden, doch nicht unmittelbar und auf längere Zeit; freilich hatte der dankbare König Friedrich I. befohlen, um das Andenken an seinen Erzieher zu stabiliren, daß Alt-Landsberg Neu-Schwerin genannt werde, die Ordre kam aber nicht zum Vollzug, denn die Abneigung gegen die fremden Schwerine war noch zu stark auf dem Barnim. Gemeinsam ist Denen von Barfuß und Denen von Krummensee die zähe Anhänglichkeit, die unerschütterliche Liebe an und zu dem Barnim, die sie immer wieder dahin zurückkehren und immer wieder neue Versuche machen ließ, sich wieder seßhaft im alten Erbe ihrer Väter zu machen. Uebrigens tritt diese Erscheinung auch bei andern Barnimfamilien, wenn, auch minder scharf, hervor. Den Barfoten ist's geglückt, sich bis auf den heutigen Tag auf dem Barnim zu behaupten; ihre Familiengeschichte documentirt die Anstrengungen, die sie deshalb gemacht und doch, wie gering ist das, was ihnen geblieben, im Vergleich mit dem, was sie verloren haben!

Denen von Krummensee war's eigentlich noch schlimmer ergangen, als den Barfoten; sie hatten allerdings noch ein Rittergut in der Mark Brandenburg, aber es lag nicht auf dem Barnim; auf dem Barnim, in ihrer eigentlichen alten Heimath, nannten sie nur noch einen Fleck, oder vielmehr ein Fleckchen ihr Eigenthum, es war das

eine wenig einträgliche Herberge auf der Haide, die Junkerschenke geheißen, aus deren Pacht sie geringe Einkünfte zogen, in schlimmen Jahren gar keine, die sie aber hochhielten, weil sie auf dem Barnim lag.

Der Amtrath von Krummensee war jetzt auf dem Barnim, in Alt-Landsberg, um zu sehen, ob er nicht das Eine oder das Andere der altkrummensee'schen Güter wieder erwerben und durch Kauf an sich bringen könne. Er fühlte die heiße Begierde in sich, seine Familie wieder auf den Barnim zu bringen, und wenn er auch keine Kinder hatte aus seiner Ehe mit Juliane von Horn, so hatte doch Einer seiner Vettern, Carl Philipp von Krummensee, einen Sohn hinterlassen, welcher als Lieutenant bei den Ulanen stand, diesem, außer ihm war's der einzige Krummensee, wollte er die wiederzuerwerbenden Familiengüter hinterlassen, der Vetter Philipp sollte der Wiederhersteller des Geschlechtes werden.

Wie thöricht nun auch solche Pläne einer klugspeculirenden Zeit erscheinen mögen, es liegt in solchen Bemühungen doch etwas poetisches, etwas herzerwärmendes, weil selbstloses und ideales; Krummensee steht nur noch auf vier Augen, aber Krummensee für immer!

Wir wissen nun, mit welchen Absichten der Amtrath von Krummensee nach Alt-Landsberg gekommen; er war schon eine ziemliche Weile hin- und hergefahren auf dem Barnim, hatte seine Entschlüsse gefaßt und wollte nun noch zu Guterletzt die Junkerschenke auf der Haide besuchen, sein Eigenthum. Er hatte sich verspätet in der weißen Taube zu Alt-Landsberg, denn der Wirth hatte den ›Herrn Vetter‹ nicht abreisen lassen vor dem Mittagsbrod, er hatte gar zu eifrig gebeten, der Amtrath aber

hatte es nicht abschlagen mögen und wirklich mit größter Theilnahme Alles mit angehört, was der ›weiße Taubenwirth‹ von seiner lieben Seligen und deren treuer Anhänglichkeit an die alte Familie ihrer Großmutter erzählte. Nach Tische bei einer Flasche Wein waren die beiden Männer dann auch auf die Noth des Vaterlandes gekommen, sie hatten sich, noch ehe sie gesprochen, einander angefühlt, daß sie Beide eifrige Patrioten waren und dann unverholen ihre Hoffnungen und Befürchtungen ausgetauscht. Schon war der leichte Korbwagen vorgefahren, die beiden schönen, glatten Braunen stampften feurig den Boden, der Amtrath aber saß noch fest bei der Flasche und die liebe Jugend von Alt-Landsberg hatte vollkommen Zeit, die prächtigen Pferde zu bewundern.

»Der König hat sein Bündniß mit dem Bonaparte geschlossen,« sprach der Amtrath kummervoll, »es blieb ihm gar nichts andres übrig, es ist eine furchtbare Lage, in der wir uns befinden, aber es gilt auszuhalten, Vetter, aushalten und wenn es noch Jahre dauern sollte, wir müssen aushalten und ein Mal kommt doch unser Tag wieder, der Tag der Ehren für's liebe, alte Preußen!«

»Es dauert nicht Jahre mehr, Herr Amtrath!« versicherte der ›weiße Taubenwirth‹, wie der wackere Mann in ganz Alt-Landsberg genannt wurde, ernsthaft, »glauben Sie mir, in wenigen Monaten, in Wochen schon ist's zu Ende!«

»Gott gebe seinen Segen dazu!« erwiderte der Amtrath, »aber ich kann leider Ihre Hoffnung einer so schnellen Erlösung nicht theilen, Vetter, das schreckliche Bündniß mit Frankreich, das nicht zu umgehen war, fesselt uns auf längere Zeit!«

»Haben der Herr Amtrath nicht bemerkt,« fragte der Wirth, sich zu seinem Gaste beugend und fast flüsternd, obwohl sie allein in der Gaststube waren, »daß die Leute gar nicht mehr so gefährlich schimpfen und raisonniren, daß sie still geworden sind, und daß man fast gar nichts mehr hört von dem wüsten Geschrei gegen die Franzosen und gegen den Bonaparte, das sonst kein Ende hatte, wo auch nur zwei zusammenkamen?«

»Ja, ist mir auch so vorgekommen, «gab der Amtrath zu, »die Leute haben nach gerade wohl gemerkt, daß es mit dem Geschimpf nicht gethan ist, sie ergeben sich in ihr Schicksal!«

»Mag sein, mag sein, der Herr Amtrath haben wohl recht, was die Leute betrifft,« nahm der Wirth eifrig das Wort, »ist auch ganz gleichgültig, warum sie stille geworden sind, aber die Stille ist da!«

»Was wollen Sie damit sagen, Vetter?« fragte der Amtrath aufmerksam werdend.

»Nun der Herr Amtrath werden mich doch verstehen,« erklärte der Wirth, »draußen in der Haide schweigt eine Stimme nach der andern, man hört keinen Laut, es wird so stille, daß man sein eigen Herz schlagen hört, dann neigen sich plötzlich die höchsten Wipfel der Bäume und nun bricht der Sturm los, der heulend durch's Land fegt, krachend und donnernd die Stämme bricht,

die Felder verheert und die Dächer von den Häusern reißt!«

»Ich verstehe Sie jetzt, Vetter!« rief der Amtrath, indem er sich bewegt erhob von seinem Sessel, »ich verstehe Sie!«

»Es ist die Stille vor dem Sturm!« sprach der Wirth ebenfalls aufstehend.

»Stille vor dem Sturm!« wiederholte Krummensee nachdenklich.

»Das letzte Glas zum Abschied, Herr Amtrath!« nöthigte der Wirth, die Gläser füllend.

»Seine Majestät der König und unser altes Preußen!« rief der Edelmann das Glas ergreifend.

»Churbrandenburg und der alte Barnim!« erwiderte der ehrsame Bürger anstoßend, »und, Gott mit uns im Sturm!«

»Gott mit uns im Sturm!«

Beide Männer leerten ihre Gläser und reichten sich die Hände; sie blickten sich in die Augen und Jeder wußte genau, daß der Andre feststehen würde im Sturm.

»Die beiden Gläser,« sagte der Wirth jetzt leichter, »will ich aufheben, es soll Niemand daraus trinken, wenn aber der Sturm vorüber ist, und unser altes Preußen wieder hoch und ehrenvoll dasteht vor Gott und der Welt, dann wollen wir sie wieder füllen, Herr Amtrath, und mit ganz andern Gefühlen leeren, wie heute!«

Nur wenige Worte wechselten die beiden Männer noch, die sich an diesem Tage so seltsam gefunden hatten, dann ging der Amtrath hinaus und schwang sich in seinen Wagen, der ›weiße Taubenwirth‹ reichte ihm noch zum Abschied die biedre Hand.

»Stille vor dem Sturm!« flüsterte der Krummensee, das Wort hatte ihn gar zu mächtig getroffen.

Der Wirth nickte, der Kutscher nahm die Zügel und die trefflichen Rosse zogen an; der Wagen rasselte die Berliner Straße hinunter, der Amtrath erhob sich noch ein Mal von seinem Sitze, schwenkte, sich umwendend, seinen Strohhut und rief mit schallender Stimme: »Auf Wiederseh'n, Vetter, auf Wiederseh'n!«

Als der Wagen schon hinter der Ecke verschwunden war, stand der ›weiße Taubenwirth‹ noch lange und hielt sein Ledermützchen in der Hand, sehr zufrieden damit, daß ihn der Amtrath zum Abschied noch so vor den Leuten geehrt und ihn Vetter genannt hatte.

Freilich hatten's die Leute gehört und sie säumten auch nicht, sich sofort nach dem Herrn Vetter zu erkundigen, der Wirth aber schob sein Lederkäppchen auf seinen dicken Kopf und sprach stolz zufrieden: »Vetter, nun ja, von mir eigentlich nicht, aber doch ein Vetter von meiner Seligen und ein ganzer Mann dazu, das kann ich sagen, Nachbar!« damit ging er in sein Haus.

Es versteht sich von selbst, daß ganz Alt-Landsberg noch mehrere Tage lang von des ›weißen Taubenwirths‹ vornehmen Vetter sprach und gern mehr von demselben gewußt hätte.

Indessen setzte der Amtrath seine Reise fort; so lange der Wagen noch auf der starkbefahrenen Straße, die von Berlin durch Alt-Landsberg nach dem Oderbruch führt, hinrollte, spann er die Gedanken weiter, die des ›weißen Taubenwirths‹ Worte: ›Stille vor dem Sturm‹, in ihm wachgerufen, als aber sein Kutscher, der sich genau nach

dem Wege erkundigt hatte, von der großen Straße ablenkte und langsam in die Haide hineinfuhr, da richtete sich der Amtsrath auf, nahm seine kurze Pfeife heraus und pinkte sich Feuer an.

Er rauchte und lehnte behaglich auf seinem Sitz, es war ihm so recht heimisch in der Kieferhaide auf dem alten Barnim.

Die Fahrstraße wand sich in vielfachen Krümmungen durch die Haide, eine gute, breite, alte Sandstraße mit zahllosen Geleisen, mit Steintrümmern und Holzgefällen hier und da bedeckt, ohne Gräben, ohne Grenze – in der Haide ist überall Straße, wo grade keine Bäume stehen, oder Sümpfe sind. Ein wenig wild sah's aus, aber doch war's keineswegs ohne Reiz in dem Strahl der noch hochstehenden Nachmittagssonne, der in dem glänzenden Grün der Kiefern glitzerte, die mit ihrem süßen Duft die Luft erfüllten. Ueber die Steintrümmer auf der Straße kroch allerlei Grün in schmeidigen Ranken und rauhen Flechten lustig hin, um die morschen Baumstümpfe und kahlen Wurzeln schoß ein frisches, buntes Leben üppig auf in blau und gelb, in roth und weiß und Däfte wogten durcheinander, sich zu einem lieblich erfrischenden Wald- und Feldgeruch mischend. Neben der breiten Fahrstraße hin aber, zwischen den braunen, schlanken Bäumen, welche wie Säulen die grüne Decke des Walddomes trugen, wallte, gleich dem Weihrauch süß, der Geruch der Kiefer, nur an einigen Stellen mit einem erquicklich herben Zusatz, der die Nähe des Eichbaums anzeigt. Die verschiedenen Stimmen des Waldes, das Summen der Käfer, das Klirren des Wagens, die Glocken des Viehes, das Alles klang zusammen in eine große Harmonie, welche



die Sinne des Lauschenden schmeichelnd umfing und sie sanft einlullte.

Ein paar Stunden fuhr der Amtrath so dahin, sich seiner Heimath freuend und dabei doch stets mit dem kundigen Auge eines eifrigen Land- und Forstwirths beobachtend; plötzlich hielt der Wagen, der durch den tiefen Sand zwischen zwei dürren Kieferspaliern langsam einen mäßigen Hügel hinaufgefahren war, auf der Spitze desselben an – der Kutscher wollte die Rosse einige Minuten verschnaufen lassen. In demselben Augenblick, da der Wagen hielt, erhob sich der Amtrath lebhaft von seinem Sitze und starrte nach einer Waldecke hinüber, die sich spitz in die offene Haide hineinstreckte und beinahe das Ufer eines ziemlich bedeutenden See's berührte, der nach dieser Seite unbewaldet war, während sich jenseits desselben Hügel erhoben, welche mit Nadelholz und eingesprengten Birken dicht bestanden waren. Der Amtrath hatte von der Lehne, auf deren Kamm er hielt, und von dem erhöhten Standpunkte, den er einnahm, denn er stellte sich sofort aufrecht auf den Sitz im Wagen, einen guten Ueberblick über das ganze Terrain.

»Halt Er die Pferde ruhig, Heyse!« befahl er seinem Kutscher.

»Hat keine Noth, gnädiger Herr, «antwortete der gleichmüthig, »nach drei Meilen solchen Wegs steht das arme Vieh von selbst stille!«

Es mußte etwas ganz Auffallendes sein, was den Amtrath beschäftigte, denn er achtete weder auf seine sonst sehr geschätzten Pferde, noch auf die Antwort des Kutschers. Er sah nämlich auf der ihm zugekehrten Seite der schon erwähnten Waldspitze einen einzelnen Mann aus

Leibeskräften dem See zulaufen, während auf dem Wege, der sich am Ufer des See's hinschlängelte, drei Reiter im schärfsten Trabe heraufkamen, die dem Flüchtling den Weg nach dem See abschneiden zu wollen schienen.

Der Amtrath wußte nichts von dem einzelnen Manne, er wußte nichts von den Reitern, aber er war innerlich fest überzeugt, daß da ein Landsmann von den Franzosen verfolgt werde und in Gefahr sei, gefangen genommen zu werden.

Das Preußische Herz klopfte ihm laut, er konnte nichts dabei thun, denn wenn er auch seine Pferde hätte zu Tode jagen wollen, die Sache mußte entschieden sein, bevor er die Hälfte des Weges bis zur Waldspitze zurückgelegt haben konnte. Trotz der Entfernung erkannte er, daß der Flüchtling, eine schlanke Gestalt in städtischer Kleidung, die volle Gewißheit von der Gefahr haben müsse, die ihm drohte, denn er sah, daß derselbe alle Kräfte dran setzte, das Ufer des See's zu erreichen. Vielleicht sah er die Reiter durch die dünner bestandenen Stellen der Waldspitze, von dem See aber mußte er Schutz und Sicherheit erwarten; denn sonst wäre es rathsamer für ihn gewesen, umzukehren und sich in das Holz zu werfen, aus welchem er hervorkam, die Reiter würden schwerlich gewagt haben, ihn in demselben zu verfolgen.

Immer rascher kamen die Reiter an dem See herauf, der Amtrath befand sich in einer gewaltsamen Aufregung, es schien ihm, als müßten die Verfolger und der Verfolgte ganz genau im rechten Winkel auf einander stoßen, an einigen Zeichen glaubte er zu erkennen, daß der Flüchtling nachlasse in der Schnelligkeit seines Laufes,

er sah, daß sich derselbe mit einem rothen Taschentuche die Stirn trocknete, ohne jedoch inne zu halten im Lauf.

»Sieht Er das, Heyse?« fragte der Amtrath seinen Kutscher, der indessen abgestiegen war und mit einer Handvoll Blätter den Schweiß von seinen Rossen wischte.

»Die Reitkerle fangen den nicht, gnädiger Herr!« gab der Kutscher gleichmüthig zur Antwort, »und die dahinten erst recht nicht!«

Der Amtrath bemerkte jetzt erst, daß hinter dem Flüchtlinge her noch zwei Verfolger zu Fuß aus dem Holz kamen, die sich indessen Zeit gönnten und nur mäßige Anstrengungen machten, ihn einzuholen; vielleicht entmuthigte sie der große Vorsprung, den der Flüchtling hatte, vielleicht wußten sie, daß er den Reitern doch nicht entgehen werde, vielleicht wollten sie ihn nicht fangen, wer kann's wissen?

»Was meint Er, Heyse! ist's ein Spitzbube, den sie da jagen?« fragte der Amtrath wieder, ohne ein Auge von dem Flüchtling zu verwenden.

»Geben sich keine Mühe drum,« lachte der Kutscher dumpf, »halten da unten eine richtige Hetze hinter dem Manne her, wird wohl ein ordentlicher Mensch sein und die neun Mal verfluchten Franzosenkerle sind auf seiner Fährte, weil er preußisch ist, kriegen ihn nicht, gnädiger Herr! da! da!«

»Wo sind sie hin? wo sind sie hin?« rief der Amtrath, der die Reiter nicht mehr sah.

»Die Reitkerle, die Donnerhunde,« entgegnete der Kutscher seine flache Hand über die Augen haltend, um sie vor den schrägen Strahlen der niedergehenden Sonne zu

schützen, »der See wird wohl einen starken Ausbug haben, den müssen sie umreiten, es wird wohl eine Weile dauern, bevor sie hinter der Waldspitze wieder vorkommen. Mag sie der Teufel einst reiten für die Hetze, die sie hier auf einen Christenmenschen anstellen!«

»Was? will er durch den See schwimmen?« fuhr der Amtrath auf, denn der Flüchtling, der in diesem Augenblick das Ufer des See's erreicht hatte, warf sich, ohne sich auch nur eine Secunde zu besinnen, in das dicke Schilf und Röhricht, das wie eine grüne Mauer den Rand des Wasserbeckens umgab.

»Er hat einen Kahn drin,« lachte der Kutscher vergnügt, und knüpfte an der Schwippe seiner Peitsche mit den großen, braunen Fingern, »hab's gleich gedacht, lief gar zu stät daher, das Bürsch'chen, wußte, daß da ein Kahn versteckt lag von guten Freunden, jetzt können die Franzosenkerle ihre Schindmähren todtjagen um den See, die Berge und die Haide herum, ein paar Meilen hat der sicher Vorsprung.«

Der Kutscher schwatzte vergnüglich weiter, offenbar war's ihm eine ganz besondere Freude, daß der Flüchtling entkam; der Amtrath hörte schon lange nicht mehr auf ihn, denn der sah athemlos der weiteren Entwicklung der Scene zu.

In demselben Augenblick fast, in welchem die Reiter die Waldspitze erreicht hatten und im vollen Galopp die Straße heraufkamen, schoß ein Kahn aus dem dicken Schilfkranze hervor und flog von dem Doppelschlag der Ruder getrieben blitzschnell über den Spiegel des See's hin. Die Reiter bemerkten den Kahn nicht gleich, denn

die Schilfwand nahm ihnen die Aussicht. Goldig leuchtend lag der Sonnenstrahl auf den blauen Wogen, die der Kahn durchschnitt.

»Der versteht sich auf's Rudern, noch besser wie auf's Laufen!« rief der Kutscher Heyse vergnügt, indem er Schnur und Peitsche zusammenfaßte und auf den Flüchtling deutete. Der Amtrath sagte nichts, denn er blickte angstvoll auf die Reiter, die er an ihren großen, dreieckigen Hüten jetzt deutlich für französische Armeegensdarmen erkannte, offenbar hatten diese ihrerseits endlich den Flüchtling entdeckt, sie gaben sich Zeichen und einer sprengte auf eine kleine Landzunge vor, die sich frei von dem Schilfgürtel in das Wasser hineinstreckte, plötzlich hielt er sein Roß, riß seinen Karabiner herauf, lag einen Augenblick mit demselben zwischen den Ohren des Pferdes im Anschlag und gab Feuer. Der schwache Knall kam bis zu der Stelle herüber, wo der Amtrath hielt; offenbar war der junge Mensch nicht getroffen, derselbe zog langsam und vorsichtig seine Ruder ein, die Sonne blitzte auf dem blanken Lauf eines Pistols, das er aus seiner Brusttasche zog, ein zweiter Knall erfolgte und die Zuschauer sahen, daß sich das Roß des Franzosen gewaltig bäumend hob, sich dann überschlug und verschwand. Sie konnten nicht entdecken, ob es in's Wasser gestürzt war und seinen Reiter mit sich begraben hatte, oder nur durch das dichte Schilf ihren Augen entzogen war. Sie sahen nur, daß der Eine der beiden noch übrigen Reiter abstieg und sein Roß dem Kameraden zu halten gab, welcher durch heftige und befehlende Zeichen die Fußgänger herbeirief.

Unterdessen hatte der Flüchtling seine Ruder wieder ergriffen und trieb sein leichtes Gefährt mit einer Kraft und einer Geschicklichkeit dem gegenüberliegenden, bewaldeten Ufer des See's zu, die dem Amtrath und seinem Kutscher mehr als einen Ausruf des Erstaunens ent-rissen.

Als die Verfolger zu Fuß sich mit dem Armeegensdarmen vereinigt hatten, war das Boot dem gegenüberliegenden Ufer schon ganz nahe; übrigens schienen sie die Verfolgung auch bereits aufgegeben zu haben, sie bemühten sich nur um den Gensdarmen, der jetzt mit seinem Kameraden aus dem Schilf hervorkam. Man konnte nicht sehen, ob er verwundet war, jedenfalls hatte er sein Pferd verloren, denn er belud die Fußgänger mit dem Sattel und Zaumzeug und bestieg das Pferd seines Kameraden.

»Er ist gerettet!« sprach der Amtrath sich wieder niedersetzend und Feuer anschlagend, denn in der Aufregung war ihm die Pfeife ausgegangen.

Der Kahn mit dem Flüchtling verschwand unter dem überhängenden Buschwerk am Ufer.

»Verdammt kaltblütiger Bursche das!« brummte der Kutscher vergnügt.

»Steig' Er auf, Heyse,« befahl der Amtrath, »fahr Er langsam, wir kommen noch früh genug nach der Junkerschenke und vielleicht begegnen wir den Franzosenkerlen nicht!«

Langsam rollte der Wagen lehnab dem See zu, an welchem so eben diese Scenen gespielt hatten; übrigens war's für den Amtrath eine Erleichterung, daß er den Franzosen nicht begegnete, denn er kochte vor Grimm,

daß die französischen Häscher sich unterstanden, hier im alten Brandenburg einen Menschen zu jagen, mochte derselbe nun eines Verbrechens schuldig sein oder nicht! Die Frechheit, mit welcher französische Gensdarmen und Polizeileute im preußischen Lande verfahren, die hochmüthige Geringschätzung, mit welcher sie die königlichen Behörden behandelten und sie nöthigten, ihnen bei ihren oft schändlichen Gewaltstreichen Hülfe zu leisten, wurmte die Patrioten von damals mehr als mancher andere Uebergriff. Er war dem Amtsrath, wie gesagt, eine große Erleichterung, daß er den fremden Gewaltknechten nicht begegnete; dieselben bekümmerten sich nicht um ihn, obwohl sie den Wagen gesehen und mehre Male auf ihn hingedeutet hatten, sie zogen seitwärts auf demselben Wege ab, auf welchem der Flüchtling an der Waldspitze hinlaufend den See erreicht hatte.

Als der Wagen dicht an dem See hinfuhr, ließ Heyse seine Rosse Schritt gehen und rief mit dem Peitschenstiel auf das zerknickte und zerstampfte Geröhricht deutend: »Das arme Thier hat schrecklich um sich gehauen bevor es an's Verrecken kam – da liegt's, ein starkes, schweres Thier, schade drum! hm! dachte mir's, das arme Thier ist schrägüber durch den Hals geschossen, drum zielte der Bursche in dem Kahn auch so lange und kaltblütig, hat den Mann nicht treffen wollen, gnädiger Herr! aber ein guter Schuß!«

Der Amtsrath unterhielt sich noch eine Weile mit seinem Kutscher und Beide stellten gewiß sehr scharfsinnige Vermuthungen über den Vorfall, dessen Zeugen sie gewesen waren, und die Richtung an, in welcher sich der

Flüchtling gerettet haben möge. Da indessen die Ortskenntniß des Edelmannes sich lediglich auf mündliche Ueberlieferungen seines Vaters, die des Kutschers auf in Alt-Landsberg eingezogene Erkundigungen beschränkte, so mochten die Vermuthungen Beider schwerlich ganz zutreffend sein, obwohl sie darin übereinstimmten, daß die Franzosen sehr zeitig die Jagd aufgegeben hätten, denn der See, obgleich ziemlich langgedehnt, war doch zu umreiten und die Reiter immerhin gegen den Fußgänger im Vortheil. Aber freilich waren die Wege im Walde für Reiter so leicht zu passiren? war's nicht doch etwas gefährlich für Franzosen, sich allzutief in eine märkische Haide einzulassen? Es sind in jener Zeit so manche keck hineingeritten, von denen man nichts wieder zu sehen bekommen hat als einen Federbusch vielleicht, der auf einem Bruche lag. Das Gerücht flüsterte auch von manchem frischen Reiter, der nicht wieder zum Vorschein kam, obwohl man das Pferd desselben später in ganz anderen Gegenden wieder gesehen haben wolle; die märkische Kieferhaide, die märkischen Elsenbrüche bergen ganz eigenthümliche Geheimnisse, sie sind nicht immer so ganz gefahrlos!

Der Amstrath war einige Stunden bald rascher bald langsamer gefahren, bald über die offene Haide, bald durch dichtes Kieferholz, bald über einen Damm von Knüppeln, der durch einen Bruch führte, bald an der Kante einer tiefeingeschnittenen Schlucht hin. Die Sonne ging prächtig nieder hinter den Kiefern, die Wipfel der höheren Bäume mit tiefem Roth lieblich anstrahlend, und der kühle Hauch des Abends wehte über die Haide.



Herr von Krummensee wickelte sich fest in seinen Mantel; er war nicht gleichgültig gegen die Reize der Abendlandschaft und er liebte den alten Barnim von ganzem Herzen, aber er wurde ungeduldig. Seiner Rechnung nach mußte das Ziel der Fahrt, die Junkerschenke, schon erreicht sein und immer häufiger sah er nach seiner Uhr. Heyse dagegen, der auf mehrfaches Befragen mit Bestimmtheit erklärte, daß er sich auf dem rechten Wege befinde, trieb seine müden Rosse durchaus nicht stärker an, obwohl er die Ungeduld seines Herrn sehr gut bemerkte. Der Kutscher liebte seine Herrschaft ohne Zweifel, die beiden Braunen aber liebte er entschieden noch mehr und der Amtsrath hütete sich wohl durch eine Aufforderung zum rascheren Fahren seine Autorität in Gefahr zu setzen.

Abermals lenkte der Wagen in ein Holz ein, in welchem es bald ziemlich steil bergein ging; als der Wagen den Grund erreicht hatte, vernahm der Amtsrath zu seinem Erstaunen deutlich das Geräusch, das von einem märkischen Wagen, an welchem bekanntlich Alles, von den Sprossen in den Leiterbäumen an bis zu der gegen das Rad schrammenden Runge, rasselt und klappert, unzertrennbar ist.

»Was ist das, hört Er, Heyse?« fragte der Amtsrath.

»Ein Wagen, der auf dem gepflasterten Damm fährt, gnädiger Herr,« antwortete Heyse gleichmüthig, »wir müssen gleich da sein, kurz vor der Junkerschenke ist ein gepflasterter Damm zu passiren, ich wußte wohl, daß ich auf dem rechten Wege war!«

Gleich darauf war die Spitze des Dammes und das Ende des Holzes erreicht, ganz von selbst fielen die klugen

Braunen in einen muntern Trab, der Wagen flog stoßend auf dem sehr bösen Pflaster dahin und im letzten Strahl der untergehenden Sonne lag die Junkerschenke vor ihrem Besitzer.

»Wetter, das ist ja ein ganz stattlicher Bau,« sprach der Amtrath erfreut und stolz vor sich hin, »so bedeutend habe ich mir das alte Haus aber nicht gedacht, es ist ein kleiner Fleck Land, der den Krummensee'n noch auf dem lieben Barnim gehört, aber der häßlichste ist's nicht!«

Der Amtrath hatte recht, namentlich in der verschönernden Abendbeleuchtung erschien die Lage der Junkerschenke sehr reizvoll; sie lag an einem ziemlich umfangreichen Wasserbecken, das mit Erlengebüsch besetzt war; hinter dem See erhuben sich gar nicht unbedeutende Hügel, die mit Laubholz bestanden waren, die ganze Lage hatte etwas verborgenes, stilles, sicheres und heimliches, dessen Reiz noch dadurch erhöht wurde, daß von zwei Seiten schmale Dämme auf die Junkerschenke zuführten und ziemlich dicht vor derselben im spitzen Winkel zusammenstießen. So lag also dies letzte Besitzthum der Krummensee von Wald, Wasser und Bruch gedeckt, gar anmuthig anzusehen.

Und das Gebäude, die Junkerschenke selbst, sah ganz anders und viel vornehmer aus, wie sonst die Krüge und Schenken auf der Haide. Es war ein zweistöckiges Haus, von rothen Ziegelsteinen gebaut, dessen obere Fenster im Abendsonnenlicht blitzten. Links stand das Haus unmittelbar am See, rechts schlossen sich im stumpfen Winkel einige Stall- und Scheunengebäude daran und ein weiter Sandplatz erstreckte sich von den Gebäuden bis zu

der Stelle, wo die beiden gepflasterten Dämme zusammenstießen. Eine bedeutende Zierde dieses Platzes waren dreimal drei mächtige Lindenbäume, die in drei verschiedenen Gruppen zusammenstanden. Die drei Gruppen bildeten ein nach Morgen offenes Dreieck und die drei Bäume jeder Gruppe bildeten wieder eine solche Figur.

Der Wagen des Amtraths hielt auf dem kleinen gepflasterten Fleck zwischen dem Hause und dem nächsten Lindentriangel, eine Schaar von bellenden Hunden umsprang die Ankommenden und auf der Schwelle saß ein kleiner, dicker blondhaariger Junge, der in seinen schmutzigen Fäustchen einige abgeschälte Weidenruthen hielt und die Hunde abwechselnd beim Namen rief.

Aus dem Hausflur kam ein Weib hervor, ein junges hübsches Weib, mit einem rothen Tuch um das dunkle Haar, das aus den großen schwarzen Augen einen prüfenden Blick auf die Ankömmlinge warf und dann mit scharfer Stimme nach einem Knechte rief, der auch vom Stall her eilfertig herbeikam und dem Ehrenmanne Heyse die lieben Braunen ausspannen half. Vom Wagen steigend musterte der Amtrath die Frau, deren Erscheinung ihm fremdartig dünkte. Es war wie gesagt ein hübsches Weib, groß und stark, sie trug eine schwarze Jacke und einen rothen Friesrock, ein rothes Tuch über der vollen Brust und eine blaue Schürze darunter gebunden, ungemein sauber Alles. Die Frau war barfuß, aber Fuß und Knöchel waren so weiß und so zierlich, daß es beinah kokett erschien. Der Junge hing sich fest an ihren Rock, sie zog ihn halb hinter sich her, als sie vorschritt, dem Amtrath mit einer eigenthümlichen ungekünstelten Anmuth

die Hand reichte und freundlich sprach: »Schön willkommen in der Junkerschenke, Herr!«

»Ei, hübsches Frauchen,« rief der Amtrath heiter, »seid Ihr die Frau Nothhafftin, freut mich, hübsches Frauchen, freut mich!«

Der Amtrath übte sein Herrenrecht auf eigenem Grund und Boden, er streichelte die heiße volle Wange der Frau, nahm sie bei der Hand und sprach scherzend: »Kommt, kommt, ich denke, es soll mir Glück bringen, wenn mich eine hübsche Frau über die Schwelle dieses Hauses führt!«

Die Frau war allerdings etwas überrascht durch die entschiedenen Manieren des fremden Gastes, da derselbe aber doch ein ansehnlicher Mann war, vornehm aussah und in einem Wagen mit zwei schönen Pferden kam, so sträubte sie sich nicht weiter, führte den Amtrath in das Haus und durch den großen dunklen Flur in die Gaststube, von der zwei Fenster nach dem See hinausgingen. So kurz nun auch dieser Weg war, so hatte die Frau unterwegs doch Gelegenheit, dem Amtrath zu sagen, daß sie wirklich die Frau Nothhafftin sei, daß ihr Mann gleich zu Hause kommen werde, daß sie ihn nicht kenne und sich sehr wundere, woher er sie kenne und ihren Namen wisse. Zwischen diesen Mittheilungen hindurch hatte sie noch Muße zweimal nach der Magd zu rufen, dreimal ihrem Jungen Verweise zu ertheilen und viermal die Hunde fortzujagen.

In der Gaststube reichte die Wirthin ihrem Gaste noch ein Mal die Hand und hieß ihn noch ein Mal treuherzig willkommen, dann aber fragte sie, ob sie ihm einen kleinen Schnaps einschenken solle zur Stärkung. Das nahm

der Amtrath an und setzte sich behaglich nieder an dem großen, rothbraunen Tisch, der in der Mitte des Gemachs stand und auf allen vier Seiten von Bänken umgeben war. Diese Bänke waren unter einander verbunden und hingen durch ihre Fußgestelle auch mit dem Tisch zusammen, so daß Alles, zusammen ein Ganzes bildete. Sichtlich eine tüchtige, wohlgefugte Arbeit von hohem Alter. Außer dem Tisch sah man in dem Gemach einen riesigen Ofen, der ebenfalls von einer tüchtigen Holzbank umgeben war, ein Paar Schemel unter dem einen Fenster und ein Paar große braune Thüren in mittlerer Höhe, welche Wandschränke verschlossen. Neben der Thür nach dem Flur sah man in einer offenen Wandvertiefung einen irdenen Waschnapf und ein Handtuch hing daneben. Zierliche Steinmetzarbeit umgab diese Nische, offenbar hatte vor Zeiten dort ein Heiligenbild seinen Platz gehabt und das Weihwasserbecken hatte in dem kleinen Vorsprung gestanden.

Mit einem Behagen, welches sich nicht schildern läßt, betrachtete der Krummensee das Alles, legte seinen Mantel ab, trank das Glas aus, das ihm die Wirthin an einem der Wandschränke gefüllt, streckte seine Glieder auf der alten harten Holzbank, als sei es ein schwellendes Polster, tätschelte bald den Blondkopf des Jungen, bald die zottigen Felle der Hunde, bald die frische Wange der Frau Nothhafftin, schwatzte und neckte, es drängte sich Alles um ihn und an ihn so zutraulich und herzlich, – er war selbst zutraulich und herzlich, darum kamen ihm Zutrauen und Herzlichkeit so ungeschminkt entgegen in der

Junkerschenke. Selbst die alte Magd, die ein paar Mal ihren Kopf durch die Thür steckte, sah ihn mit einem Lächeln an, das breit über das ganze dicke Gesicht grinste und nickte ihm zu, als wäre der Königliche Herr Amtrath ein ganz guter alter Freund von ihr. Und wirklich, der Krummensee war ein guter Freund von ihr, denn er liebte Alles, was auf seinem eigenen Grund und Boden lebte und nicht lebte, ihm gefiel Alles, was er in der Junkerschenke sah und nicht sah.

Er stopfte sich behaglich seine Pfeife und als die Wirthin mit dem brennenden Holzspan kam und sie ihm anzündete, da rief er paffend und lachend aus den Rauchwolken heraus: »Ei, mein hübsches Frauchen, nun rathet mir doch mal, wer ich bin, denn daß ich ein alter Freund bin, das müßt Ihr doch längst gemerkt haben!«

»Es muß schon so sein, Herr,« entgegnete die Frau, »ich hab' auch Euer Gesicht schon gesehen, ich weiß nur nicht wo; in Oderberg kann's nicht gewesen sein, denn da bin ich nicht vom Thurm gekommen, mein Vater seliger war Thürmer und mein Mann ist als Musikus hinaufgekommen, Ihr werdet schon wissen, daß Nothhafft ein gelernter Musikus ist, er hat die Junkerschenke erst von seinem Vater bekommen, wie sein älterer Bruder gestorben, – nein, in Oderberg hab ich Euch nicht gesehen, es muß hier im Hause gewesen sein, darum sind auch die Hunde gleich so Freund mit Euch gewesen, aber ich kann mich nicht besinnen!«

»Sagt doch mal, Frauchen,« fragte der Amtrath jetzt, »gehört Euch denn diese Junkerschenke? ich meine dem Nothhafft, Eurem Manne?«

»Freilich, freilich, gehört sie uns,« entgegnete die Frau eifrig, »sie gehört dem Nothhafft, wie sie seinem Vater und Großvater und Aeltergroßvater vor ihm gehört hat; freilich ist sie nicht so unser Eigenthum, daß wir sie verkaufen könnten, wir sitzen in Erbpacht. Die eigentlichen Herren hier sind die Herren von Krummensee, vornehme Herren auf dem Barnim, von denen haben die Nothhafften die Schenke seit undenklichen Zeiten in Erbpacht. Wir bezahlen alljährlich auf Simon Juda Dreiunddreißig Berliner Thaler Erbzins an die von Krummensee. Geht, Herr, Ihr lacht, laßt mich da erzählen und wißt das Alles besser als ich, geht, geht!

»Nun, mögt Ihr denn die Herren von Krummensee leiden, hübsches Frauchen?« fragte der Amtrath.

»Sie haben mir ja nichts gethan,« lachte die Frau, »und bei meinem Manne, da kommen die Krummensee gleich hinter dem lieben Gott und dem König, sind immer liebe und milde Herren gewesen, haben den Nothhafften immer Gutes gethan und wenn Elend und Darben in die Junkerschenke kamen, sind die Herren von Krummensee mit ihrer Hülfe immer gleich hinter drein gekommen. Gott mag ihnen das vergelten, ist mit den edelen Herren nicht mehr wie sonst, mein Mann aber sagt immer: Du bist ein dummes Weib, Annemargreth, aber du sollst erleben, daß meine gnädige Herrschaft wieder oben auf kommt auf dem Barnim und dann wird die Junkerschenke das erste Haus im Lande!«

Die Frau hielt plötzlich inne, denn sie sah, daß dem Amtrath die hellen Thränen über die Wangen schossen, einen Augenblick stand die gute Frau bestürzt, dann flog's wie Wetterleuchten über ihr Gesicht und mit lauter

Stimme rief sie: »Ach, wo habe ich denn meine Augen gehabt, ich dummes Weib, ich, verzeiht, gnädiger Herr! jetzt weiß ich, wo ich Euer Gesicht gesehen habe, in der Oberstube hängt ein alter Herr Landrath von Krummensee, der hat Euer Gesicht und Sie sind unser gnädiger Herr, der Herr Amtrath von Krummensee aus Magdeburg!«

Mit einem tiefen Knix, der sich zu den nackten Füßen allerdings sehr komisch ausnahm, schloß die Wirthin der Junkerschenke ihre Rede; dieser Knix aber und die plötzliche Anrede durch ›Sie‹ versetzte den Amtrath, den die liebevolle Erinnerung an seine Familie bis zu Thränen gerührt hatte, in so gute Laune, daß er in ein helles Lachen ausbrach. Er litt auch nicht, das die Frau ihm den Jungen fortnahm und die Hunde vertrieb, was sie nun Alles eilig thun wollte, nein, er hielt den Jungen fest, der sich an sein Knie geschmiegt hatte und mit den Berloques seiner Uhr spielte; und als die gute Frau ganz ängstlich davon sprach, daß es sich nicht zieme, einem so vornehmen und hochgebornen Herrn so lästig zu fallen, da rief der Amtrath: »Macht mich nicht ärgerlich, Frauchen, ich habe Euch hier alle herzlich lieb, denn Ihr habt ganz allein noch festgehalten an den Krummensee'n, Ihr seid hier mit der Junkerschenke das Einzige, was er noch sein nennt auf dem Barnim, – für jetzt nämlich, denn der Nothhafft hat eine feine Nase gehabt in seiner Treue, ja, ja, Frauchen, die von Krummensee kommen wirklich wieder oben auf und die Junkerschenke wird das erste Haus auf dem Barnim, das sage ich Euch!«

»Aber gnädiger Herr, soll ich nicht –,« bat die Hausfrau immer noch mit ängstlichem Gesicht.



»Ihr sollt gar nichts, Frauchen, Ihr sollt hier bleiben und mir zuhören,« entgegnete der Amtsrath, »wollt Ihr fort, ei, ja freilich, ich bin Euch wohl nicht vornehm genug? He! freilich bin ich nicht so hochgeboren wie Ihr, auf dem Thurm zu Oderberg seid Ihr geboren! ei! so hoch hat sich meine Mutter sicherlich nicht verstiegen!«

Kurz, der Amtsrath wußte so trefflich zu sprechen, daß die Frau Annemargreth, wenn auch nicht ganz die frühere Zutraulichkeit, so doch eine ordentliche Haltung wiederbekam. Nach einer Weile schwatzte der Amtsrath, bald heiter, bald ernst, mit der Wirthin: »Wahrlich,« rief er, »einem Krummensee kann nur wohl sein auf dem Barnim, sonst nirgendwo auf Erden!«

Da fuhren plötzlich die Hunde auf und sprangen bellend nach der Thür.

»Mein Mann kommt!« sagte die Wirthin.

Die Thüre wurde aufgerissen, ein großer, breitbrüstiger Gesell stürzte herein und rief mit hallender Stimme: »Willkommen, viel tausendmal willkommen in Ihrem alten Hause, Herr Amtsrath! Die Krummensee sind wieder heim auf dem Barnim, tausendmal willkommen, gnädiger Herr!«

Die Hand des Edelmanns und seines Hintersassen fanden sich im festen Druck. Das war in der Junkerschenke!

### DRITTES KAPITEL. EINE NACHT AUF DEM BARNIM.

»Das ist die Lust der Heimath,  
Die um die Stirn dir spielt.«

Eine Stunde später etwa, es mochte acht Uhr oder etwas darüber sein, finden wir den Amtsrath von Krumensee, schon ganz behaglich eingerichtet, in der Oberstube der Junkerschenke. Mit einem langen, grauen Tuchrock bekleidet schreitet der Edelmann in bequemer Haltung auf und ab in dem ziemlich großen Gemach, dessen sauber weißgetünchte Wände mit allerlei Bildern behängt, die freilich auf Kunstwerth schwerlich große Ansprüche erheben können, hier aber sichtlich als werthe Andenken mit höchster Sorgfalt behütet worden sind. Es ist eine Art von Gallerie, bunt genug zusammengestellt; neben dem ehrenfesten Ludolph Philipp von Krumensee in Harnisch und Perrücke, der gar gut und milde drein schaut, hängt das Bild einer gewaltigen Sau, die derselbe edle Herr erlegt haben mag und zwar durch einen kräftigen Stoß mit der Saufeder, die sein Conterfey in der starken Hand hält. Auf die Sau folgt das Bild einer ziemlich nachlässig gekleideten Fortuna, deren derbe Formen in höchst gefährlicher Stellung auf einer Kugel balanciren, ein frostig allegorisches Bild im Geschmack des sechszehnten Jahrhunderts. Aus derselben Zeit vermuthlich und gewiß in demselben Geschmack sind die sechs folgenden Schildereien, es sind die Wappen von sechs märkischen Familien: Barfuß, Sparr, Redern, Buch, Arnim und Krumensee, jedes Wappen von einer fast unbedeckten Frauengestalt getragen und von zierlichem Schnörkelwerk umrahmt, wahrscheinlich eine Nachbildung der bekannten, sogenannten Kellheiner Platten mit

den Wappen von Sicilien, Meiland, Braunschweig, Lothringen und Katzenellenbogen, die nach des großen deutschen Meisters Albrecht Dürer's Handzeichnungen geschnitten sein sollen. Auf diese handfesten Frauenzimmer, die sichtlich nicht eben schwer an den ihrer Obhut anvertrauten Wappenschilden tragen, folgen zwei große Bilder in reichgeschnitzten Rahmen; es sind ziemlich rohe und flüchtige, aber durchaus nicht ungeschickte Bleistiftskizzen, deren Linien mit Dinte nachgezogen scheinen. Die Erste zeigt eine Schaar von reichgekleideten Jägern, Einige von ihnen zielen nach einer Kegelkugel und die Unterschrift erklärt: »Wie Mons. de Hertefeld die Herrschaften lehrte im Lauf und im Flug zu schießen.« Auf dem zweiten Bilde sah man einen stattlichen Herrn in einem kleinen Kahne auf einer weiten Wasserfläche und die Unterschrift erklärte: »Wie der Clevische und Ober-Jägermeister Freiherr von Hertefeld die Wasserscheide zwischen Rhin und Havel erfunden hat.« Die Bilder rührten offenbar von der Hand eines Verehrers des Freiherrn Samuel von Hertefeld her, vielleicht von einem Krummensee. Es ist bekannt, daß der wirkliche Geheime Ober-Finanzrath und Ritter des Schwarzen Adlerordens, der Ober-Jägermeister von Hertefeld, einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit, das große havelländische Luch entwässerte, urbar machte und das Amt Königshorst auf den also gewonnenen Ländereien anlegte. Die Wasserscheide zwischen Rhin und Havel fand er auf höchst sinnreiche Weise dadurch, daß er bei windstillem Wetter in einem Kahne das überschwemmte Luch befuhr und Papierschnitzel ausstreute, da wo die Schnitzel hinfließen, mußte die Strömung hingehen. In dieser

Beschäftigung stellt das Bild den alten trefflichen Herrn dar, der übrigens nicht allein das havelländische Luch urbar gemacht hat, sondern auch andere, namentlich auch in Ostpreußen und Litthauen. Sehr hübsch gepflegte König Friedrich Wilhelm I. zu sagen: »Hertefeld erobert mir Land ohne Soldaten zu gebrauchen!«

Was den Gegenstand des anderen Bildes betrifft, so war allerdings die Kunst, das Wild im Lauf und im Flug zu schießen, in der Mark Brandenburg noch unter dem großen Churfürsten so unbekannt, daß seine Fertigkeit darin den Churprinzlichen Jagdpagen Samuel von Hertefeld in den Verdacht der Zauberei brachte, er mußte sich alles Ernstes von diesem Verdacht reinigen. Darnach aber nahmen die Brandenburger bei dem Abkömmling des edlen Clevischen Jägermeister- und Waldgrafengeschlechts förmlichen Unterricht und übten sich im Schießen nach einer rollenden Kegelkugel. Die edle Waldgrafensippe, nun seit zwei Jahrhunderten auch in den Marien heimisch, heißt nicht umsonst Hirschfeld (Hert-Hirsch, veld-Feld, holländisch) und führt den springenden Hirsch im Wappen. Soviel von diesen beiden Bildern.

Zuletzt hing da noch das Portrait einer jungen Dame mit sanften, milden Zügen, der Haarfrisur und Kleidung nach ein Fräulein aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts; das Bild mußte dem Amtsrath ganz besonders gefallen, denn er hatte schon zweimal den blechernen Leuchter ergriffen, an welchem an einer Drahtkette die Lichtputze hing, und es mit immer erneueter Aufmerksamkeit betrachtet.

»Ich gäbe etwas drum, wenn ich wüßte, wem das liebe Gesichtchen einst im Leben gehörte, eine Krummensee

ist's, das laß ich mir nicht ausreden, sie hat die Familiennase, die bekannte Krummenseenase; die mein seliger Papa immer kurzweg die Krummnase nannte, wenn er uns versicherte, ein Krummensee könne so häßlich sein wie er's irgend vermöge, eine schöne Nase müsse er doch haben, oder er sei kein rechter Krummensee. Es ist wahr, die feine Nase hat schon manches Krummenseegesicht gerettet, eine feine Nase ist seltner, als man so für gewöhnlich denkt.«

Der gute Herr lachte leise vor sich hin.

»Es ist doch Manches von der Familie;« setzte er sein Selbstgespräch fort, »treu aufbewahrt worden, hier diese Bilder, diese alten, hochlehnigen Stühle, dieser Schrank und drüben in Alt-Landsberg die Gläser und Tassen der guten ›weißen Taubenwirthin‹, ei! ich hab's, ich hab's!«

Der Amtsrath ergriff abermals den blechernen Leuchter und eilte zu dem Bilde der jungen Dame, er musterte in tiefster Rührung die reinen jungfräulichen Züge eine Weile, dann sprach er, das Licht wegstellend: »armes Kind, armes Kind, Du sollst im Bilde wenigstens wieder zu Ehren kommen, ich zweifle nicht, Du bist das arme Fräulein, welches der jähzornige Vater von sich stieß, in's Elend und in den Wahnsinn, Du bist die Frau des stillen, traurigen Schulmeisters von Alt-Landsberg, Du bist die Mutter des gespenstigen Grabsteinkiekers – es hat's mir Niemand gesagt, aber ich weiß, Du bist's. Wer sieht's nun Deinem lieben, frischen Gesicht'chen an, daß Du jahrelang Sterbelieder gesungen hast in der verschlossenen Bodenkammer?«

Der Amtrath schritt einige Male hastig auf und ab; durch äußere Bewegung gedachte er die innere zu meistern, dann trat er zum Fenster und steckte den Kopf durch das allein bewegliche, kleine Schiebfensterchen. Leise, leise, sanft und maienfrisch wehte der Nachtwind über den See, dessen Wogen kaum hörbar sich regten und um die Grundmauer der Junkerschenke spielten. Der größere Theil der Gewässer lag im Dunkel, nur ein breiter Saum am gegenseitigen Ufer blinkte silbern herüber und die Eschen, die drüben standen, nahmen im Mondlicht und Abenddämmer seltsame Gestalten an, regten und bewegten sich, grüßten sich neigend und beugend herüber und gaben geheimnißvolle Zeichen.

»Eine Nacht auf dem Barnim!« flüsterte der Amtrath leise vor sich hin, er nickte hinüber nach dem andern Ufer, aus ganzem, vollem Herzen grüßte er die Eschen wieder, denn ihm galt der Gruß, den sie herüber winkten mit ihren schlankem grünen Gestalten; ihm, dem in die Heimath zurückgekehrten, treuen Sohn vom alten Barnim galt der leise Willkommenspruch, den die Wellen im See zu seinen Füßen murmelten, ihm das ernste Rauschen, das von dem finstern Walde dort rechts herüber kam; ihm galt auch der freundliche, kleine, rothe Feuerschimmer, der eben über dem Walde ausging; wohl ein Feuer, das Hüter auf der Haide anzündeten!

Der Krummensee war in der alten Heimath.

Er hörte das ferne Rasseln eines Wagens, der langsam über den gepflasterten Damm hinfuhr, auch dieses Geräusch klang ihm wie ein Willkommengruß; er sah die Rosse müde und verdrossen die Füße heben, er sah die

Sprossen in den Leiterbäumen tanzen, er sah die Männer in den gefährlich langen, blauen Röcken mit den beinahe unglaublich kleinen Pfeifen im Munde nebenherschreiten; er hörte, wie sie sich in maulfaul märkischer Weise mit einander unterhielten, statt der Sätze nur Worte, statt der Worte nur Sylben sprechend. Und aus dem Wagen lief ein sehr wachsamer, aber keineswegs schöner, schmutzigweißer Bastardspitz kläffend hin und her. Es mußte so sein, denn der Amtrath vernahm durch die Stille deutlich das ferne Gebell des Hundes.

Er stand lange so und lauschte entzückt den geheimnißvollen und ihn doch so heimisch anmuthenden Stimmen des Waldes und des Wassers, es ward in ihm so friedlich und stille, wie es um ihn war und in leisem Zuge, unmerklich, glitten die Wolken am nächtlichen Himmel über ihn und den lieben, alten Barnim hin.

»Ich darf meine gute Frau Wirthin doch nicht länger warten lassen,« sprach er endlich, indem er sich aufrichtete und das Fensterchen zuschob, »darf's nicht verderben mit der Frau Annemargreth.

Er nahm sein Licht und verließ die Oberstube.

Dieses Gemach hieß mit Recht ausschließlich die Oberstube, denn es gab keine weitere in dem obern Gestock der Junkerschenke, den ganzen übrigen Raum nahm nämlich ein weiter, wüster Saal ein, wenn man einen offenen Platz so nennen will, der zwar roh gedielt war, sonst aber nicht das geringste Geräth zeigte; man mußte denn eine mächtig schmale Treppe so nennen, die halsbrechend steil hinauf zum Bodenraum führte. Zwei dicke, halbmansshohe Brustwehren von Eichengebälk

deckten die Ränder der Steintreppe, über welche man hinunter in den Flur stieg.

Krummensee sah sich um in diesem Saal, er kannte ihn gut genug, wenn auch nur aus den Erzählungen seines Vaters; manchen lustigen Tanz hatten die Grundherren seit alten Tagen hier für ihre Lehnsleute veranstaltet, wenn ihnen das Wetter oder die Jahreszeit nicht gestattete, draußen bei den dreimal drei Linden zu tanzen. Er schritt auch gleich nach dem zugemauerten Kamine hin, der an der Hinterwand war, von dem man nur noch den Sims erkennen konnte und das große Johanniter-Kreuz über dem Kaminmantel. Auch von diesem Kamine hatte ihm sein Vater erzählt, er erinnerte sich dessen ganz deutlich. Es war Alles, wie es der Vater geschildert, das Johanniter-Kreuz prangte noch immer unversehrt an seiner Stelle.

Die Junkerschenke sowohl, wie die weiter oben nordwärts davon liegende Pfaffenschenke waren ursprünglich Höfe des Tempelordens gewesen, von den Templern an die Johanniter gekommen, wie so viele Tempelgüter in der Mark Brandenburg; der Johanniterorden aber hatte diese Höfe, vermuthlich ihrer Abgelegenheit von den andern Ordensgütern wegen, verkauft, und so hatten die von Redern die Pfaffenschenke, die von Krummensee die Junkerschenke bekommen.

Der Amtrath stieg die steinerne Treppe hinunter in den Hausflur, der ein beinahe zierliches Tonnengewölbe bildete. Hier konnte man sehen, daß die Junkerschenke eine uralte Bau-Anlage war, mochten auch spätere Bauten sie etwas umgestaltet haben. Uebrigens war auch der



Flur bis auf eine mit ganz gewaltigen Feldsteinen beschwerte Wäschrolle völlig leer. Der Inhaber der Junkerschenke hatte offenbar für sein Besitzthum hinlänglichen Raum in den zahlreichen Gemächern, welche sämmtlich mit schweren Eichenholzthüren, in deren Füllungen man noch immer das Johanniterkreuz erkennen konnte, geschlossen waren.

Als der Amtsrath in die Gaststube trat, wurde er von allen darin befindlichen Wesen, sowohl Menschen als Vieh, mit eben so viel Achtung als Freude empfangen. Die Vierfüßler sprangen schmeichelnd an ihm herauf, die Zweifüßler erhuben sich mit freundlichen Gesichtern, der Krummensee aber, als er ein kleines Tischlein für sich gedeckt sah mit einem sauberen Leilach, rief halb befehlend und halb scherzend:

»Nichts da, Frauchen, in der Junkerschenke sitzt der Krummensee wohl oben am Tisch, das ist in der Ordnung, aber Alles was zur Junkerschenke gehört, sitzt mit ihm an einem Tische, also hierher mit der Serviette und dem Geschirr; oder plagt die Hochgeborene vom Oderberger Thurme wiederum der Hochmuth?«

Unter allerlei Entschuldigungen befolgte Frau Annemargreth die Befehle des Grundherrn und so saßen sie denn bald allesammt um eine Schüssel, in welcher ein Rührei mit Wurst appetitlich dampfte. Obenan saß der Krummensee, ihm zur Rechten das ›hübsche Frauchen‹ oder die ›Hochgeborene von Oderberg‹, wie er sie abwechselnd nannte, zur Linken die riesige Gestalt des getreuen Hans Adam Nothhafft, des Wirths zur Junkerschenke, der das lustigste und gutmüthigste Gesicht von der Welt hatte; neben dem wieder der ehrenwerthe Carl

Heyse, der hochadelig von Krummensee'sche Leibkutscher, dessen ledernes, aber pfißiges Gesicht eine Miene annahm, als wenn er sich nur aus Herablassung an diesen Tisch setze. Dem Kutscher gegenüber neben der Hausfrau, saß ein uralter Knecht, mit schlohweißem, dünnem Haar. Die Nothhafftin und ihr Mann nannten ihn ›Vetter‹, sie wußten aber so wenig wie er selbst was von der Verwandtschaft; er war seit undenklichen Zeiten auf der Junkerschenke und mußte eigentlich den Vater des Amtraths und auch dessen Großvater noch ganz gut gekannt haben, er wußte aber nichts mehr davon. Die Körperkraft hatte bei dem Alten, denn er war in Haus und Feld noch sehr rüstig, länger ausgehalten, als das Gedächtniß. Der ›Vetter‹ aß ganz tüchtig, Appetit und Zähne waren gesund, aber er sprach schon lange nicht mehr; nur wenn er den Namen »Krummensee« hörte, horchte er auf, es zog eine Art von Lächeln über seine verwetterten Züge, es kam ein Anflug von Erinnerung über ihn, es war aber eben nur ein Anflug, der eben so schnell wieder verging, wie er gekommen war. Heute zeigte sich indessen etwas Auffallendes an dem alten Menschenkinde, jedes mal nämlich, wenn der Amtrath zu sprechen begann, hielt er mit Essen ein, lauschte einen Augenblick, nickte dann höchst gravitatisch zwei Mal, als wolle er seine volle Uebereinstimmung mit dem Gesagten kund thun, aß dann aber rüstig weiter. Die halberwachsene, kleine Magd, die neben ihm saß, vermochte ihr Erstaunen kaum zu halten, denn sie, die erst ein Paar Jahre in der Junkerschenke diente, hatte niemals so viel Theilnahme an dem alten Mitdiensten wahrgenommen und darum für

unmöglich gehalten. Der Amtrath dagegen war tief gerührt über diese Zeichen der Theilnahme, während die Nothhafftischen Eheleute sie ganz in der Ordnung fanden, weil sie von früher her wußten, welche Verehrung der Vetter für die ›Familie‹ hegte. Unter der Familie verstand man in der Junkerschenke und auch wohl noch an einigen andern Flecken auf dem Barnim immer nur die Familie Krummensee.

Wir haben schon mehrfach angedeutet und ausgesprochen, wie herzlich die Freude des Amtraths über jedes, auch das kleinste Zeichen dankbarer oder freundlicher Erinnerung an sein Geschlecht war; wahrscheinlich aber dachte er niemals weiter darüber nach, wie es denn gekommen, daß sich so manche liebe Erinnerung an sein Geschlecht auf dem Barnim erhalten, so lange und zwar in Zeiten, in welchen die politische und sociale Strömung schon ziemlich hoch und stark gegen den Adel ging, in welchen der Haß gegen den Adel eigentlich bedeutender war als jetzt, weil derselbe damals noch einige reale Vorrechte geltend machte, die seitdem geschwunden sind.

Die von Krummensee waren niemals ein hochberühmtes Geschlecht gewesen, ihre Ahnentafeln konnten nicht mit einer langen Reihe von glänzenden Namen prunken, es gab unter ihnen keine leuchtenden Kirchenfürsten, keine allmächtigen Minister und keine siegreichen Generale. Die Söhne des Geschlechts hatten tapfer und kriegsmuthig sich geschlagen für's Vaterland in den Heeren der Churfürsten und der Könige, aber über die niederen Offizierstellen hinaus hatte es kaum Einer gebracht; denn nach dem Frieden pflegten die von Krummensee ihren Abschied zu nehmen und sich auf ihre Erbgüter zu

setzen. Was war's denn nun, was sie so geachtet und geliebt auf dem Barnim machte, daß sich diese Liebe und Achtung noch nicht ganz verloren hatte ein Menschenalter nachdem der Letzte von ihnen gänzlich verarmt die Heimath verlassen und fast ein Jahrhundert nach dem Verfall ihres früheren Reichthums?

Die von Krummensee waren keine gewöhnlichen Landjunker gewesen, sie hatten neben der ächten Edelmannsgesinnung auch stets die ächte Edelmannsbildung gehabt. Das galt, wie sich von selbst versteht, nicht von allen Sprossen des Geschlechts, aber es galt von der Mehrzahl. Nur der Adel aber, der mit der Edelmannsgesinnung auch vorwiegend Edelmannsbildung besitzt, ist ein geliebter, geachteter, einflußreicher und mächtiger Stand, eine starke Stütze des Königthums, ein Segen für das Volk, eine Zierde des Vaterlandes. Einen solchen Adel können nur Thoren mißachten und Queerköpfe anfeinden, und alle Angriffe gegen einen solchen Adel müssen lächerlich zu Schanden werden.

Edelmannsgesinnung aber ist jenes starke Gefühl, der Erste zu sein in der Gemeinsamkeit, das dazu führt, sich selbst, sein Gut und sein Blut zu opfern für die Andern; der Reichthum des Edelmanns ist nicht sein Reichthum allein, sondern auch der seiner Hintersassen und Aller, die durch irgend sittliche Bande mit ihm fester oder lockerer verknüpft sind. Der Edelmann soll nicht sagen *mein* Gut, sondern er soll sagen *unser* Gut, er soll nicht reich und glücklich werden durch das, was er für sich,

sondern durch das, was er für Andere thut. Der Edelmann soll der Väter alte Ehren treulich pflegen und mehren, aber nicht für sich allein und für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft und für Alle, die zu ihm gehören; denn er hat sie nicht persönlich gewonnen, sondern seine Väter vor ihm, und auch diese haben sie nicht allein gewonnen, sondern alle ihre Unterthanen und Hintersassen haben sie gewinnen helfen. Selbstloses Wirken für Andere und für die Zukunft, darin zeigt sich die ächte Edelmannsgesinnung, das ist des Edelmanns Ehre.

Es ist aber auch mit dieser Edelmannsgesinnung allein nicht gethan; sie muß Hand in Hand gehen mit ächter Edelmannsbildung; diese besteht aber weniger in Gelehrsamkeit, sondern in dem scharfen Blick für das Nothwendige, für das Unabweisliche, in der Sicherheit den Moment zu treffen, wo der Widerstand beginnen und wo er aufhören muß. Auf Erzielung solcher socialen und politischen Bildung muß die Erziehung junger Edelleute gerichtet werden, wenn der Adel in's Künftige noch eine Bedeutung haben soll; ohne solche Bildung wird der Adel je länger desto mehr für das Leben der Völker unfruchtbar. Ein gesundes Volksleben aber bedarf eines Adels, eines Standes, der feststeht im Drängen der Gegenwart, die Schätze der Vergangenheit conservirend für die Zukunft, welcher der wogenden Bewegung des Tages nicht entgegenspringt wie eine Klippe, an der sie sich anfänglich bricht, die sie aber doch nachgerade unterwühlt und fortspült, sondern welcher sie in feste Dämme faßt, zwischen denen sie zum guten Ziele segenbringend fortfließt.

Ja, der Adel soll conserviren und Widerstand leisten, dazu ist er da im Staate, aber es giebt Punkte, wo das

Conserviren aufhören muß, wo der Widerstand mit Fug und Recht ausgesetzt werden muß, und das ist die ächte Edelmannsbildung, welche diese Punkte erkennt. Nachgeben und Aufgeben ist oft weit conservativer, als es den Anschein hat. Zur rechten Zeit und am rechten Orte Aufgeben ist namentlich in politischen Dingen immer nur ein scheinbarer Verlust; was auf der einen Seite geopfert wird, wird auf der anderen oft doppelt und dreifach gewonnen.

Es giebt in unserem preußischen Vaterlande noch viele, viele tapfre, fromme und recht getreue Edelleute, es ist, Gott sein Dank! noch kein Mangel an ächter Edelmannsgesinnung; weit schwächer dagegen ist leider die ächte Edelmannsbildung vertreten. In diesem Satze ist der höchste Lobspruch, und zugleich der stärkste Vorwurf beschlossen, den man unserem preußischen Adel machen kann.

Aus unserer preußischen Geschichte erklärt sich leicht, wie es gekommen, daß unserem Adel die politisch-socialen Edelmannsbildung, der scharfe Blick in socialen und politischen Dingen noch oft fehlt; ein Menschenalter war nicht ausreichend, sie zu gewinnen, es ist aber die höchste Zeit, die letzte Stunde für ihn, gewinnt er sie nicht, so fällt der Adel und mit dem Adel fällt mehr – mehr als die Meisten von denen, die jetzt so gewaltig gegen den Adel anstürmen, glauben mögen.

Doch wir kehren zu der Junkerschenke zurück, wo ein märkischer Junker sitzt, in dessen Geschlecht neben der Edelmannsgesinnung auch die Edelmannsbildung erblich gewesen seit alten Zeiten. Die von Krummensee hatten es immer verstanden, die Ersten zu bleiben in ihrem Kreise,

dadurch, daß sie die größten Opfer brachten; sie hatten immer gewonnen dadurch, daß sie aufgaben, was sich nicht mehr halten ließ, und so war ihr Andenken in Segen und Ehren geblieben selbst in einem Unglück, das sonst nur Hohn und Spott erregt, in der Verarmung.

Die Abendmahlzeit war beendet und der Amtrath, welcher nicht nur ein sehr einsichtsvoller, sondern auch ein sehr eifriger Landwirth war, Beides ist nicht immer beisammen, unterhielt sich lebhaft mit dem riesigen Manne, dem Nothhafft, über allerlei Landwirthschaftliches. Frau Annemargreth ging als gute Hausfrau geschäftig ab und zu; die beiden Diensten des Hauses, sowie auch Hans Heyse, der treffliche Wagenlenker, hatten sich zurückgezogen; in und um den Junkerkrug herrschte tiefe Stille.

Da begab es sich, daß draußen ein Hund mit tiefer Stimme anschlug, sofort antworteten alle Hunde, welche draußen waren und selbst die beiden alten, welche in der Gaststube zu Füßen ihrer Herren lagen, erhoben sich und gaben durch ein ernstes Geknurr ihre Aufmerksamkeit kund, zugleich aber auch ihre bessere Bildung, denn sie blickten mit ihren hellen Augen so klug auf zu den Männern, als wollten sie sagen: »wir wissen recht gut, daß sich lautes Gebell in der Gaststube nicht ziemt, entschuldigen Sie, daß wir knurren, aber unsere Pflicht gebeut uns, dieses Zeichen zu geben!«

»Es kommt ein Fremder!« sagte der Nothhafft, ebenfalls im Tone der Entschuldigung gegen den Amtrath; er erhob sich schwerfällig und ging hinaus.

Der von Krummensee blieb sitzen und rauchte ruhig weiter, er hörte den Krüger draußen mit schallender

Stimme seine Hunde rufen, Schelt- und Kernworte aller Art mischten sich mit dem Gebell und dem Geknurr, dann folgten Rede und Gegenrede, die Hausthüre fiel krachend zu, die Hundestimmen verklangen, Schritte kamen näher und der Krüger trat mit seinem späten Gaste in das Gemach.

Der späte Gast war ein junger Mann, der wenig über zwanzig Jahr alt sein konnte, obwohl sein langes, gelblich bleiches Antlitz, die scharf aufwärts gezogenen Mundwinkel und der Ernst, der auf der eckig vorspringenden Stirn thronte, ihn auf den ersten Anblick weit älter erscheinen ließen. Die Gestalt war schlank und jugendlich geschmeidig, sichtlich abgehärtet und gewandt. Der junge Mann, der einen grünen, mit grünen Schnüren besetzten Rock und eine lederne Tasche an der linken Hüfte trug, trat schwer auf und stützte sich auf einen tüchtigen Weißdornstock; offenbar war er im höchsten Grade ermüdet, aber es blitzte aus seinen dunklen Augen noch so gewaltig, daß ihm keiner die Ermattung angemerkt haben würde, der seinen Gang nicht gesehen.

Er grüßte den Amtsrath in leichter, guter Form, nahm Platz am Tische, legte Stock und Mütze neben sich und bat um Bier, Brod und Branntwein. Krummensee beobachtete auf's Schärfste den Fremden, dessen Gruß er freundlich erwidert hatte, und nickte endlich sehr zufrieden vor sich hin; offenbar war er einen Augenblick über den jungen Mann in Zweifel gewesen, jetzt wußte er genau, wie er mit demselben daran war.

Der neue Gast aß und trank allerdings mit der Hast eines fast Verschwachteten und Verhungerten, aber er aß und trank doch ohne Gier und blieb im Ganzen mäßig;



auch wechselte er einige Reden mit dem Krüger über den Weg, auf dem er gekommen, denn er hatte sich verirrt; er hatte nach der Pfaffenschenke gewollt und war in die Junkerschenke gerathen.

»Ich bin oben bei den zwei Weißbuchen links gegangen, statt mich rechts zu halten!« bemerkte der junge Mann mit fragendem Blick auf den Krüger.

Dieser nickte, auf gut märkisch sich ein Wort sparend, wo er mit einem Zeichen ausreichte.

Bis jetzt hatte der Amtsrath nicht gesprochen, jetzt nahm er die Pfeife aus dem Munde und sagte mit einer gewissen Betonung, welche die besondere Aufmerksamkeit des Fremden erregen sollte und sofort erregte: »Ich gedenke morgen gegen Mittag von hier abzureisen, mein lieber Herr, wollen Sie einen Platz in meinem Wagen annehmen, so bringe ich Sie zur Pfaffenschenke; übrigens werden Sie mir auch bis Berlin, oder noch weiter willkommen sein, denn ich habe für Landsleute immer Platz, sei's zu Pferd oder Wagen, zu Schiff oder Kahn, der Amtsrath von Krummensee ist immer da!«

»Ich danke Ihnen, Herr von Krummensee,« entgegnete der Fremde sofort, sich höflich verneigend, »Sie sind mir dem Namen nach als ein so guter Patriot bekannt, daß ich sofort Ihr freundliches Anerbieten annehme; Hauptmann von Wulffen auf Hausneindorf bei Quedlinburg, der Sie in Magdeburg kennen lernte, hat mit mir häufig von Ihnen gesprochen, und wenn ich nicht irre auch Herr von Itzenplitz auf Grieben!

Der Amtsrath reichte dem jungen Manne sofort die Hand und sprach erfreut: »Sagen Sie mir Ihren Namen, Herr, ich habe Sie heut Nachmittag am Werk gesehen, d.

h. im Kahn und im Kampfe mit den Franzosen, ich erkannte Sie auf der Stelle wieder, war aber meiner Sache erst gewiß, als Sie das rothe Taschentuch hervorzogen!«

»Ich zweifelte nicht daran,« entgegnete der junge Mann mit einem stillen, ernsten Lächeln, »daß Sie mich auf der Flucht gesehen, als Sie vom Kahne sprachen; mein rothes Taschentuch werde ich aber künftig doch mit einem weißen vertauschen, man wird nicht immer von Freunden beobachtet!«

»Sehr richtig,« bemerkte der Amtsrath, dem das ganze Wesen des Fremden zugleich gefiel und imponirte, »hier in der Junkerschenke sind Sie indessen vollkommen sicher, der lange Nothhafft da ist ein so guter Patriot wie ich, Sie haben nichts zu fürchten!«

»Ach, mein Herr von Krummensee,« versetzte der junge Mann mit einem Anfluge von Traurigkeit, der seinem Antlitze eine Art von melancholischer Schönheit verlieh, »ich zweifle nicht an dem Patriotismus dieses wackern Mannes, dessen Name mir auch schon von Freunden genannt ist, aber ich schlief in der letzten Nacht im Hause eines Freundes, eines eifrigen Patrioten, und war doch nicht sicher. Sie haben selbst gesehen, wie man mich hetzte und wie ich nur in der Geschwindigkeit meiner Füße mein Heil fand und einen Kahn im Uferschilf; das ist ja eben unser Unglück, daß die Faust des französischen Tyrannen es wagt, frech hinein zu greifen in das Preußische Haus und ihre Beute zu fassen, wo sie will, ungestraft!«

»Nun, nun,« erwiderte der Amtsrath lächelnd, denn er wollte durchaus keine trübe Stimmung aufkommen lassen, um sich diese Nacht auf dem Barnim nicht zu stören,

»nun, nun, junger Herr, zuweilen wird die große französische Faust auch ganz derb auf die dicken Finger geklopft, ich dünkte, wir Beide hätten heute so etwas davon gesehen. Das Pferd war gerade durch den Hals geschossen, die Burschen fluchten gefährlich, als sie mit dem Geschirr beladen davon hinkten!«

Der Amtsrath lachte herzlich und auch über die Züge des jungen Mannes flog ein leichtes Lächeln, dann sagte er einfach: »Ich wußte, daß ich das Pferd getroffen, ich fürchtete nur, daß der Reiter ertrunken, oder von dem sterbenden Thier lahm geschlagen worden; es ist mir lieb, daß er so davon gekommen!«

»An dem Kerl wäre auch weiter nichts gelegen gewesen!« sagte der Amtsrath leise vor sich hin, aber er erkannte die noble Gesinnung an, die sich in den Worten des Fremden aussprach.

»Ich bin in dieser Gegend des Barnims noch ziemlich fremd,« nahm der junge Mann, sich ohne Zwang die Pfeife aus dem ihm gastlich dargebotenen Beutel des Krummensee's stopfend, das Wort, »man hat mir in der Pfaffenchenke ein Rendezvous gegeben, wer sind die Leute dort?«

Der Amtsrath sah seinen Nothhafft fragend an, die Hü- nengestalt blickte einen Augenblick verlegen bald auf den Krummensee, bald auf den Fremden nieder, dann fuhr er halb grob, halb ängstlich heraus: »Der Herr hat ja seinen Namen noch nicht gesagt, Herr Amtsrath!«

»Nothhafft,« rief Krummensee ärgerlich, »plagt Ihn denn der Teufel?«

»Er hat recht,« sprach der junge Mann mit ruhigem Lächeln, »der brave Mann ist vorsichtiger wie Sie, Herr

von Krummensee; aber beruhigen Sie sich, lieber Wirth, ich habe die Frage nach meinem Namen nicht umgangen, wie Sie denken mochten, sondern sie ganz einfach vergessen, ich –«

»Halt,« rief Krummensee aufstehend, »Sie werden mir Ihren Namen sagen, gewiß, denn es wird mir eine Freude sein, den Namen eines Patrioten kennen zu lernen, wie Sie sind; übrigens habe ich Ihnen meinen Namen gesagt und also ist's in der Ordnung als Austausch, daß Sie auch den Ihrigen nennen; aber um Ihnen zu vertrauen, dazu brauche ich Ihren Namen nicht, denn es giebt in der Welt für mich nur zweierlei Menschen, ehrliche Kerle nämlich und Hallunken und dazu hat der Krummensee seine Augen noch weit genug offen, um zu sehen, daß Sie, mein Herr, ein ehrlicher Kerl sind. Uebrigens aber entschuldigen Sie meinen guten Nothhafft, der's sicherlich nicht so schlimm gemeint hat!«

Höchst beschämt und mit niederhängendem Haupt stand der lange Mensch da, er hatte wohl das Gefühl, daß er eine Ungehörigkeit begangen, aber ganz geschwunden war sein ächt märkisches Mißtrauen darum doch nicht und verstohlen unter der buschigen Wimper her lugte er nach dem Fremden, der eine kleine Briefftasche öffnete und dem Amtsrath einen Brief reichend, sprach: »Sie kennen wohl die Handschrift und das Wappen des Herrn von Wulffen, lesen Sie den Brief, er enthält nichts, was Sie nicht wissen dürften!«

Der Amtsrath überflog den Brief, dann sprach er mit großer Achtung: »Ich habe also die Ehre Herrn von Rouvroy zu sehn?«

»Mein Name ist Robert von Rouvroy!« erwiderte der junge Mann ruhig.

»Ich stehe vollständig zu Ihren Diensten, mein lieber Herr von Rouvroy,« rief nun der Amtsrath freudig, »das ist doch noch eine Freude, ei! hier auf dem alten Barnim schlägt einem rechten Krummensee doch Alles gut aus, lieber Herr von Rouvroy, ich freue mich herzlich, Sie persönlich kennen zu lernen; ich bin ja in voriger Woche auf Bessin bei Ihrem Vetter, dem trefflichen Kammerherrn von Pletz gewesen, wo Herr und Frau von Leist aus Spankow zum Besuch waren, oh, wie viel haben wir von Ihnen und von Ihrer treuen patriotischen Thätigkeit gesprochen!«

»Und allen meinen Freunden an dem lieben Bessiner See geht es gut?« fragte Rouvroy sichtlich angenehm durch diese Kunde berührt.

»Es geht Allen gut, so weit es Preußischen Patrioten jetzt gut gehen kann!« erwiderte der von Krummensee.

»Die Preußischen Patrioten sind die Männer der Hoffnung!« sprach Rouvroy muthig.

Der Amtsrath senkte das Haupt, als fiele eine Last von Muthlosigkeit darauf.

»Sie sind Männer der Zuversicht!« fuhr Rouvroy mit erhöhter Stimme fort.

Der Amtsrath richtete sich strack auf, der markige Ton, der in der Stimme des jungen Mannes klang, traf ihn bis in's innerste Herz.

»Ja, Herr von Krummensee,« fuhr Rouvroy fort, es lastet eine bange Ahnung auf den Gemüthern, gewitterschwül ist die Zeit –«

»Es ist eine Stille geworden,« unterbrach der Amtrath plötzlich den Redenden, »es ist eine Stille im Lande, aber es ist die Stille vor dem Sturm!«

Der junge Mann sah den Amtrath einen Augenblick an, dann sprach er: »so ist es, Stille vor dem Sturm!«

»Es muß so sein,« fuhr der Amtrath fort, »das hat mir heut schon ein Mann gesagt, schon ein Patriot!«

»Wer hat das Wort gesprochen?« fragte Rouvroy.

»Der Wirth zur weißen Taube in Alt-Landsberg!« rief Krummensee plötzlich wieder zur Heiterkeit zurückkehrend, »der weiße Taubenwirth in Alt-Landsberg, der so ein Stück Vetter von uns Krummensee'schen ist!«

»Den Mann will ich mir merken,« sagte Rouvroy, »an dem Tage, wo der Sturm losbricht, da müssen wir wissen, auf wen wir zählen können im Land!«

»Wir werden es wissen durch Ihre Bemühungen, durch Ihre rastlose Thätigkeit!« erhub sich der Amtrath begeistert, »als mir die Freunde in Bessin sagten, daß Sie nun schon seit Wochen durch das Land zögen, zu erkunden, wie die Gesinnung des Volkes, wie die Kräfte, die Waffen, die Pferde, die Mittel, da bewunderte ich Ihren Muth, hegte aber geringe Hoffnung, hier auf dem Barnim erst fange ich an, Ihre Hoffnungen zu theilen. Doch warum sind Sie in Gefahr? warum werden Sie von französischen Armee-Gensdarmen verfolgt? sind Sie verrathen?«

»Ich glaube nicht, daß ich verrathen bin,« versetzte Rouvroy, »doch hat wahrscheinlich mein Durchstreifen des Landes das immer wache Mißtrauen der französischen Geheimpolizei erregt; ich bemerkte schon seit vorigen Herbst, daß ich beobachtet wurde und stellte deshalb meine Wanderungen für einige Zeit ein, wirklich verfolgt

worden, so ähnlich wie heute, bin ich indessen doch erst seit etwa vier Wochen; in letzter Nacht wurde ich auf ganz eigenthümliche Weise gewarnt, sonst wäre ich heute morgen sicherlich gefangen worden. Die Warnung ist mir eigentlich völlig unerklärlich, da sie aber gute Früchte getragen, nämlich mich wirklich gerettet hat, so bin ich entschlossen, der Weisung des Warners weiter zu folgen und mich in die Pfaffenschenke zu begeben, – darum fragte ich vorher unsern Freund nach den Leuten in der Pfaffenschenke!«

»Nun, Nothhafft?« munterte der Krummensee seinen langen Lehnsmann auf.

»Die Leute in der Pfaffenschenke sind gut genug,« antwortete der Krüger, »ich glaube, daß der gnädige Herr Vertrauen haben kann, die Frau war von Oderberg, wie meine Annemargreth, sie ist gestorben, der Mann ist weit herum gewesen in der Welt mit einer Herrschaft, und der selige Kammerherr von Redern hat ihm die Pfaffenschenke mit Schiff und Geschirr verkauft; er ist ein Stiller geworden, aber es kann ihm Niemand nichts nachsagen, und die Tochter gilt für das schönste Mädchen im Lande; da fehlt's an Freiern nicht, denn weil keine Brüder da sind, erbt der Schwiegersohn mal die ganze Pfaffenschenke; auch aus der Stadt kommen Freiersleute, denn die Tochter ist arg schön, sie nennen das Mädchen immer Ostertag's Sonnenstrahl; der Wirth in der Pfaffenschenke heißt nämlich Ostertag und das Mädchen heißt ganz ehrlich Sophie, und erst hab ich gelacht darüber, daß sie das Mädchen Ostertag's Sonnenstrahl nannten, als ich sie aber gesehen, da hab ich's begriffen und sage jetzt selbst: Ostertag's Sonnenstrahl, denn das Mädchen

hat ein so merkwürdig helles Gesicht, daß es ganz ist, als fiele ein Sonnenstrahl durch's Fenster, wenn sie plötzlich hereintritt!«

»Der Mann wird zum Dichter!« bemerkte Rouvroy lächelnd.

»Nothhafft, Ihr seid verliebt in die Dirn',« lachte der Amtsrath, »wartet, habt ein so hübsches Frauchen, das ist ein Spektakel, ich werde es der Hochgeborenen von Oderberg verrathen.«

»Da kommen der gnädige Herr nicht an,« erwiderte der Krüger sehr ruhig, »meine Annemargreth ist in Ostertag's Sonnenstrahl völlig vernarrt und Sie werden selber sehen; es hat aber doch einen Haken mit dem Mädchen, sie ist nicht die Tochter von der Oderberg'schen, der Ostertag hat vorher schon eine Frau gehabt, von der soll die Sophie sein, vielleicht aber ist's auch des Ostertag's Tochter gar nicht, doch ich will nichts gesagt haben, es ist nur so ein Gerede unter den Leuten!«

»Und sonst schlimmeres wißt Ihr von der Pfaffenschenke nicht?« fragte der Amtsrath. Nothhafft schüttelte nachdrücklich sein mächtiges Haupt.

»Nun, ich gehe jedenfalls nach der Pfaffenschenke!« bemerkte Rouvroy.

»Um Ostertag's Sonnenstrahl zu sehen?« fragte schalkhaft der Amtsrath.

»Auch, ich will den Sonnenstrahl sehn!« entgegnete der junge Mann und lächelte.

Es entging dem Krummensee nicht, daß Rouvroy's Lächeln ein tief Trauriges war.



»Merkwürdig ist's aber doch, daß mir auf einer abgelegenen Schenke auf dem Barnim diese seltsame Warnung zugehen mußte, sehen Sie, mein Herr –«

Rouvroy zog ein Stück Papier aus seiner Brieftasche; es war sehr blau, sehr stark und in dreieckiger Form geschnitten. Auf einer Seite stand in zierlich fließender Handschrift: »Flieht auf der Stelle, höchste Gefahr, nach dem See von Sumt, gerade wo der Weg auf den See stößt, liegt ein Kahn im Schilf, haltet auf die drei Weiden ab und eilt zur Pfaffenschenke.« Auf der andern Seite der dreieckigen Karte stand längs des Randes hingeschrieben: »*Mittenwalde*« auf der einen, »*Friederike*« auf der andern, »*terre maudite*« auf der dritten Seite. In der Mitte aber las man: »Kein Mißtrauen ist möglich beim Anblick dieser drei Namen!«

Der Amtrath drehte die Karte bedenklich zwischen seinen Fingern, er warf einen forschenden Blick auf den jungen Mann, dann sagte er leise: »Das sieht mir doch wie eine Falle aus!«

»Ich war in der Falle,« entgegnete Rouvroy ruhig, »und diese Warnung rettete mich, und dann, in der That, diese drei Namen stehen in einer innigen Beziehung zu meinem Leben, es ist kaum möglich, daß ein anderer als ein Freund sie geschrieben haben kann! und ich bin eigentlich verbunden diesen drei Namen zu trauen, selbst wenn ich wirklichen Verdacht hegte, mir ist die ganze Angelegenheit aber durchaus nicht bedenklich, sondern nur seltsam!«

»Mir ist sie aber bedenklich, Herr von Rouvroy,« entgegnete der Amtrath finster, »und zwar bedenklich im

höchsten Grade, denn wissen Sie, in dieser Form ausgeschnitten und auf solches Papier geschrieben sind die Erkennungszeichen der geheimen Generalpolizei des französischen Kaiserreichs!«

Rouvroy erhob sich heftig.

»Ich habe nur ein Mal ein solches Ding in meinen Händen gehabt,« fuhr der Amtsrath ernst fort, »in Magdeburg, aber man vergißt solche Sachen nicht leicht, ich täusche mich sicherlich nicht!«

Rouvroy hatte sich ruhig wieder niedergesetzt, ein Strahl heller Freude leuchtete über sein Antlitz und mit kaum verhaltener Bewegung sprach er: »Ich weiß jetzt Alles, Herr von Krummensee, ich danke Ihnen für Ihre gütige Auskunft, ich weiß, wen ich in der Pfaffenschenke finden werde, dem Manne vertraue ich unbedenklich, er hat mich schon zwei Mal gerettet!«

»Sie wagen viel!« warnte Krummensee mißtrauisch.

»Ich wage gar nichts!« lächelte Rouvroy mit hohem Stolz, »aber ich will Ihnen sagen, wer der Mann ist – hören Sie, er ist ein Agent der General-Polizei des Tyrannen, ein Nichtswürdiger, ein Verbrecher, ich kenne seine Schändlichkeiten wahrscheinlich nur zum geringsten Theil, aber er erzeigte mir Dienste, wichtige Dienste, die mir die Ueberzeugung gegeben haben, daß er bereut, daß er sich bessern will!«

Der Amtsrath schüttelte ungläubig den Kopf.

»Ich begreife Ihr Mißtrauen,« fuhr Rouvroy lebhaft sort, »aber ich will Ihnen noch zwei Dinge mittheilen; erstlich ist der Mann ein verlorener Sohn dieses Landes, er ist aus Churmark Brandenburg, aus Mittenwalde, meinem lieben Städtchen auf dem Teltow.«

»Das ist allerdings etwas!« bemerkte der Krummensee nachgebend.

»Und zweitens,« sprach Rouvroy weiter, »er hat mir selbst gesagt, was ihn an mich fesselt, hören Sie; eines Tages fragte ich ihn, wie er denn dazu komme, mir zu helfen und sich so großmüthig gegen mich zu zeigen, da sagte er mir sehr ruhig: ›Sie sind der einzige Mensch gewesen, der mich als einen anständigen Mann behandelt hat, seit dem Augenblick gehört Ihnen mein Herz, ich muß für Sie arbeiten, ich muß mich wenigstens Ihnen gegenüber als anständiger Mensch zeigen und mir so den Letzten erhalten, der mir seine Verachtung nicht zeigt; denn wissen Sie, mein Herr: es ist der Ehrgeiz aller Schurken, für anständig zu gelten, und so lange sie nur noch Einen finden können, der sie anständig behandelt, so geben sie die Hoffnung nicht auf, wieder empor zu kommen, sich zu bessern, das zu werden, für was sie gehalten sein wollen!‹ So hat der Kerl, der Verlorene, gesprochen und ich glaube, man braucht kein großer Menschenkenner zu sein, um zu wissen, daß man einem Schuft, der so spricht, sein Vertrauen schenken kann!«

»Da der Mann aus Churmark Brandenburg ist, zwar nicht vom Barnim, aber doch wenigstens von Teltow, so mag's darum sein,« entgegnete der Amtsrath, »ich glaube auch, daß Sie dem Menschen trauen können, es müßte denn sein, daß der Kerl eine ganz große, eine ungeheure Teufelei mit Ihnen vorhätte. Doch, wir werden sehen, jedenfalls fahren Sie morgen mit mir nach der Pfaffenschenke.«

Damit klopfte der Amtrath seine Pfeife aus und fragte Herrn von Rouvroy, ob es ihm gefällig sei, zu Bett zu gehen.

Beide Herren stiegen zur Oberstube hinauf, der Riese von Krüger leuchtete vor und der von Krummensee hatte das Vergnügen, den jungen Mann ein lebhaftes Interesse an dem alten Bau der Junkerschenke, an der Treppe und dem Kamin mit dem Achtspitzenkreuz, sowie an den Bildern in der Oberstube nehmen zu sehen.

Es war dem, guten Amtrath ganz stolz zu Sinne, er übte wieder die alte Gastfreiheit der Väter, auf der Väter heimischem Boden, auf dem lieben Barnim!

#### VIERTES KAPITEL. OSTERTAG'S SONNENSTRAHL.

»Sumpf und Sand,  
Kiefern am Rand  
Elsen im Bruch  
Und Arbeit genug!«

In der Thür der Junkerschenke steht Frau Annemargreth, die »Hochgeborne von Oderberg«, wie sie der Amtrath von Krummensee zu nennen liebte; bald hält sie die fleischige Hand über die Augen, um besser gegen das Sonnenlicht blicken zu können, bald wischt sie sich eben diese Augen mit dem Zipfel ihrer blauen Schürze. Ihr Junge hängt sich an die Falten des mütterlichen, rothen Friesrocks, er zupft ungeberdig mit den derben, kleinen, schmutzigen Fingern an dem Tuch und heult jämmerlich. Warum der Junge heult, ist klar, er sieht seine Mutter weinen und die Mutter kümmert sich nicht um ihn.

Warum aber weint das hübsche Frauchen und blickt unter der vorgehaltenen Hand hinüber nach der Dammspitze, zwischen den dreimal drei Linden hindurch? Warum steht der ›Vetter‹ der eisgraue Knecht, der doch weiter nichts mehr konnte als arbeiten, müßig an der Stallhür und blickt gleichfalls nach der Dammspitze hinüber? Oben schaut durch die Fenster der Oberstube die Magd und der Kleinknecht durch die Luke in der Scheune?

Es ist Alles müßig am Werkeltag in einer sonst so fleißigen und ordentlichen Wirthschaft.

Da auf der Dammspitze erscheint ein Wagen, die Frau Nothhafftin nimmt ihr rothes Tuch vom Kopf, unbekümmert um die schweren dicken Flechten, die ihr über die Schultern fallen, rollt es auf und schwingt es hoch empor, läßt es flattern als eine Signalflagge des letzten Abschieds. Ein Lebewohl von treuer Hand gewinkt!

»Sie haben's gesehen,« sprach Annemargreth halblaut vor sich hin, »da, ein weißes Tuch, das ist der gnädige Herr, und ein rothes, das ist der junge Herr, mein Alter winkt mit der Mütze, ich sehe ihn lachen, er lacht mich aus, aber das schadet nichts!«

Die Frau legte ihre Flechten fein säuberlich zusammen auf dem Haupte, steckte sie fest und band das Tuch darum, so daß der Knoten an der linken Schläfe saß, »so, jetzt sind sie hinter dem Weidicht!«

Der Wagen war verschwunden.

»Juste! Juste!« gellte der scharfe Ruf der gestrengen Wirthin durch die alte Halle der Johanniter. Die Magd verschwand vom Fenster, der Knecht von der Luke, der ›Vetter‹ trottete in den Stall, die hübsche Frau gab ihrem

Jungen einen derben Schmatz und schickte ihn mit einem leichten Puff zu den Hunden, seinen gewöhnlichen Spielkameraden, die auf dem sonnigen Platz zwischen den dreimal drei Linden lagen und, die Köpfe zwischen den Pfoten, schläfrig gegen die Sonne blinzelten.

Einige Augenblicke später war die Wirthschaft wieder im gewöhnlichen Gang, als wenn der ›Herr‹ nicht dagewesen, der Krummensee das letzte Stück von dem alten Erbe seiner Väter nicht besucht hätte. Aeußerlich war's wenigstens so, innerlich freilich stand's anders. Da dachte die hübsche Frau viel an den gnädigen Herrn, seine freundliche Art zu sprechen und an den Dukaten, den er ihr für den kleinen Jungen geschenkt; der alte ›Vetter‹ zog ein paarmal den harten Thaler heraus, den ihm der Amtsrath gegeben und betrachtete ihm kopfschüttelnd; dachte er an die ›Familie‹? die Magd aber sang mit schallender Stimme vor sich hin, sie dachte nicht viel an die Familie, sie hielt sich an den Mann, der auch ihr einen blanken Thaler geschenkt und wußte sicher schon, was sie mit dieser Summe einkaufen wollte. Dem Kleinknecht mochte es ebenso gehen, keines von Beiden hatte jemals ein so großes Stück Geld sein eigen genannt. Das verwirrte die Beiden mächtig in ihrer gewohnten Thätigkeit und Frau Annemargreth mußte manch liebes Mal dazwischen fahren mit kräftigen Worten, woran sie es denn auch nicht fehlen ließ.

Wir nehmen Abschied von der Junkerschenke und folgen dem Wagen des Amtsraths, der eben von dem Steindamm ab in einen Seitenweg einlenkt, weiter hinein in den Barnim. Die starken Braunen gehen im Schritt, die

schmalen Räder schneiden tief ein und ›mahlen‹ im Sande. Die Reisenden im Wagen unterhalten sich lebhaft über die Zustände des Landes, der Krüger Nothhafft wird vielfach befragt, seine genaue Kenntniß belobend anerkannt, seine Einsicht im Stillen zuweilen bewundert. Der Riese an Wuchs ist ein Kind an Gemüth, aber er versteht sich ganz vortrefflich auf die Leute, die den Barnim bewohnen. Er spricht so verständig, daß selbst Heyse, das Rosse lenkende Genie, ihm zuweilen seine Zustimmung durch einen ›Nicker‹ zu erkennen giebt und sich endlich so weit herabläßt, ihm für seine Pfeife Feuer anzuschlagen. Damit der Nothhafft aber nicht zu hochmüthig werde über solche Herablassung, legt er selbst noch ein Stück glimmenden Schwamms auf seinen Taback, obwohl der ganz lustig brennt; so kann sich der Krüger doch nicht einbilden, daß Herr Heyse ganz allein seinetwegen Feuer angeschlagen.

Während die Patrioten in ihr Gespräch vertieft sind, ändert sich allgemach die Landschaft; der Barnim ist sich nicht gleich an allen Orten; der Wagen durchfährt nicht mehr eine Wasser- und Waldlandschaft, das war die Haide vorzugsweise um die Junkerschenke; die Haide nahm allgemach einen immer eintönigern, ernstern Charakter an. Der Weg lief sich schlängelnd hügelan und hügelab; eine niedere Hügelkette hinter der andern; unabsehbar schier zahllose Sandhügellinien hinter einander, Linien, die so ziemlich parallel liefen, aber nicht gerade, sondern wie mit unsicherer Hand gezogen. Nur zur linken Hand begrenzte der dunkle Saum des Kieferwaldes dieses eigenthümlich stille Hügelland. Auf den Hügeln selbst war kaum spärliches Grün, Moos mehr als Gras; zwischen

den Hügelreihen aber im Grunde zogen sich Sumpffreihen hin, die mit jenen grobfaserigen, stumpfglänzenden Gräsern und Schilfen überwachsen waren, welche dem Auge einen trostlosen Eindruck von Gleichgültigkeit, von Unfruchtbarkeit und Hoffnungslosigkeit machen. Oede und Stille herrschen ringsum und doch lacht die helle Maiensonne vom azurblauen Himmel nieder, selbst die Maiensonne vermag es nicht, diese Sumpflaide zu beleben; langsam, auch gleichgültig fliegen die Vögel darüber hin, in der Ferne steht hier und da ein Sumpfvogel auf einem Bein, kein Laut klingt über die Einöde.

Unsere Reisenden sind still geworden, auch ihre Blicke schweifen suchend über die Haide, der Wagen kriecht hier den Hügel hinauf, dort den Hügel hinunter, er rollt stoßend und schwankend über den Knüppeldamm, der den Weg über den Sumpf fortsetzt bis zum nächsten Hügel.

Reizlos mag die Sumpflaide sein, aber sie hat Charakter, sie macht Eindruck, zumal auf den, der sie einsam durchwandert; aus dieser Oede und Stille spricht etwas ganz gewaltig zum Herzen, gewaltig aber undeutlich, etwa wie das Brausen des Meeres spricht und wie der Donner redet, der hinter dem flammenden Blitz herrollt; man versteht diese Sprache nicht, aber man ahnet ihre Bedeutung.

So spricht die Einöde von Sumpf und Sand; erst glaubt man eine Mahnung aus dem tiefsten Schacht der menschlichen Geschichte zu vernehmen, denn es ist hier fast Alles noch ganz so, wie es vor Jahrhunderten, vielleicht wie es vor Jahrtausenden war. Die Maiensonne lacht und der Frühling webt seine seligen, glückseligen Bande für



die Erde und ihre Bewohner, über die Sumpfhaide auf dem Barnim aber fallen die Riesenschatten ver Sage und der Geschichte. Schattenhafte Hünengestalten der germanischen Urbewohner schreiten über diese Hügel und Sümpfe, die Gestalten jener blondlockigen Barbaren, die das römische Weltreich mit ihren Fäusten zertrümmerten und hinter ihnen her huschen die unedlern, zerreiblichen und niedrigern Figuren der slavischen Stämme, welche der Strom der Völkerwanderung hinter den Germanen hertrieb, die sich festsetzten in den verlassenen Sitzen derselben und sie hielten mit zäher List, als der Strom zurückfluthete und die Gepanzerten mit dem Kreuz über die Elbe herüber brachen, um das Kreuz und die Marken des heiligen Reichs weiter nach Osten zu führen. Alles hatte sich geändert, nur die Sumpfhaide nicht. Die deutschen Fürsten und die christlichen Priester herrschten im Lande, sie hatten den Wenden das Christenthum und deutsche Cultur gebracht – auch an der Haide entfaltete das starke Mittelalter seine bunte Farbenpracht, auch über die Haide hin rollte sein machtvoll Leben, aber die Haide blieb unverändert. Sie lag heute noch ebenso da, wie an dem Tage als der Schlachtruf der Askanischen Markgrafen erscholl, wie an dem Tage, da die fränkischen Hohenzollern zum ersten Male ihr schwarz-weiß Heldenbanner entfalteten in diesem Lande; die Haide hatte sich nicht geregt bei Siegesjubel und Schlachtenschrei, der Kanonendonner hatte sie nicht geweckt und sie blieb still bei dem Nothruf der Todesangst um den Untergang des Brandenburgisch-Preußischen Staates – es ist eine furchtbare Stille auf der märkischen Sumpfhaide.

»Woran denken Sie, Herr von Rouvroy?« fragte Krummensee plötzlich.

»Ich sehe diese öden Hügel und diese stummen Sümpfe und denke der Vergangenheit!« antwortete der junge Mann, sich mühsam den bewältigenden Eindrücken entreißend, die ihn wie Zauber gefesselt gehalten.

»Seltsam,« erwiderte der Amtsrath, »Sie sind jung und denken der Vergangenheit beim Anblick dieser Haide, ich bin alt und denke der Zukunft!«

»Ich sah, daß diese Haide ist, wie sie war vor Jahrhunderten schon!« sprach Rouvroy leise, und die Zauber der Einöde begannen ihn auf's Neue zu fesseln.

»Und ich sehe,« versetzte der Amtsrath lebhaft, »ich sehe diese Haide, wie sie nach einigen Menschenaltern sein wird; junger Mann, ich sage Ihnen, man wird auch diese Sümpfe entwässern, man wird auch diese öden Hügel urbar machen, es ist noch eine Aufgabe zu lösen auf diesem lieben, alten Barnim!«

Rouvroy sah den Amtsrath fragend an.

»Ich will's Ihnen sagen,« fuhr der hastig fort, »das ist's eben, was mir mein Churbrandenburg und voraus meinen Barnim so lieb und werth macht, es ist hier in Sumpf und Sand noch Land zu erobern, zu erobern sage ich – es ist nicht Alles schon unter Kultur gewesen hier; Churbrandenburg hat noch etwas voraus vor allen Andern, so lange es noch Sumpf und Sand darin giebt, ich weiß nicht warum, aber es hat eben darum etwas voraus!«

»Sie haben Recht, Herr von Krummensee,« entgegnete Rouvroy nach einigem Besinnen, »die Männer in Churmark Brandenburg sind noch im Kampfe mit der Natur

ihres Landes, das stählt und übt ihre Kraft, das macht sie tüchtig und geschickt zu jedem anderen Kampfe!«

»Das wird's sein, das mag's sein!« nickte der Amtrath befriedigt. »Respect vor Sand und Sumpf!«

Der Wagen rollte leicht auf festerem, lehmigern Boden über den letzten Hügel hinunter; der Weg führte in einem tüchtigen Knie über eine Sandfläche, die mit großen, glatten Steinen wie beschneit war, dem Kieferwalde zu.

»Wir werden gleich an der Pfaffenschenke sein, gnädiger Herr!« sprach der Nothhafft sich umwendend, »die Kiefern da sind nur ein Streifen, den sie haben stehen lassen, weil sie sagen, die Pfaffenschenke und alle Aecker dazu würden zu Grunde gehen, wenn der Streifen abgeholt würde.«

»Da haben sie sehr recht daran gethan, Nothhafft,« rief der Amtrath lachend, »wenn der Streifen Wald dieses Sandmeer nicht abhielte, würde es der Wind, der von oben hereinbläst, bald über die Aecker hinter dem Streifen wehen und sie in Flugsand begraben. Sollen nur sorgen, daß der Streifen nicht zu dünn wird. Könnt' den Leuten einen guten Rath geben, Nothhafft, laßt sie einen Graben ziehen vor dem Streifen und den Graben mit Kopfweiden besehen, das wird den Flugsand noch besser abhalten!«

Man hatte jetzt die Spitze des mehrbesprochenen Streifens erreicht; derselbe hatte übrigens noch eine ganz respectable Breite, da er aber ohne Unterholz war, so beharrte der Amtrath umsomehr auf einer Anpflanzung von Kopfweiden davor, je weniger irgend Einer daran

dachte, die Nützlichkeit oder Zweckmäßigkeit seines Vorschlags in Frage zu stellen. Wenn man den Streifen passirt hatte, sah derselbe allerdings ganz wie eine grüne Wand, oder wie eine Coulissee aus, die man vorgeschoben hat, um hinter derselben vor neugierigen Blicken gesichert zu sein. Hinter dieser Wand, oder vielmehr in dem Winkel, welchen diese Wand mit dem Holze bildete, lag die Pfaffenschenke auf einer mäßigen Anhöhe.

Die Lage der Pfaffenschenke konnte sich durchaus nicht an Schönheit mit der Lage der Junkerschenke messen, es fehlten hier die blanken Gewässer des Sees, es fehlten die mit Laubholz bestandenen Anhöhen im Hintergrund, es fehlte das Weidicht am Steindamm, und endlich fehlten auch die dreimal drei alten Lindenbäume. Die Natur war ärmer hier, spärlicher, wenn auch nicht reizlos; die eigentliche Pfaffenschenke dagegen, das Gebäude, war stattlicher und bedeutender als die Junkerschenke. Man sah hier einen wirklichen Ackerhof, eine Meierei, oder wie man's nennen will, es war mehr als eine Schenke.

Der Wagen des Amtrathes rasselte in den Hof, welcher sich wohl gepflastert zeigte, wenigstens auf der Strecke vom Thor bis zu der eigentlichen Schenke, der Pfaffenschenke, welche noch immer den Haupttheil der Gebäude bildete, welche sich nach und nach im Laufe von Jahrhunderten an den alten Kern angeschlossen hatten. Es gehörten gewiß die Augen eines Bauverständigen dazu, um noch zu erkennen, daß die Pfaffenschenke einst

genau so ausgesehen, weil genau nach demselben Plane und mit demselben Material gebaut, wie die Junkerschenke. Und doch war es so, nur hatte sich in der Junkerschenke die ursprüngliche Reinheit der Anlage erhalten, während sie in der Pfaffenschenke Veränderungen und Restaurationen aller Art erlegen war.

Während nun die Rosse das Pflaster dröhnen machten, während Heyse seine Peitsche genau mit derselben Grandezza knallen ließ, wie der Leibkutscher Georg's I. von England, der immer so geschickt die Peitsche schwang, daß die Schnur ein verschlungenes *G. R. (Georgius Rex)* bildete, blieb es in der Pfaffenschenke still, wie in einem bezauberten Schlosse. Vor der Hundehütte hinter dem linken Thorflügel, an den eine mächtige Weihe mit ausgespreizten Flügeln angenagelt war, lag im Sonnenlicht blinzelnd ein großer grauer Bastardspitz, ein altes Thier, das in seinen jungen Jahren vielleicht kein verächtlicher Gegner und ein gewissenhafter Hüter des Gehöftes gewesen, jetzt aber in seinem hohen Greisenalter gewiß nicht gefährlich war. Der alte Hund hob kaum den Kopf von den gekreuzten Vorderpfoten und blinzelte die Hereinfahrenden an, weiter nahm er keine Notiz von ihnen; und wie der Hund, so waren die übrigen Bewohner des Hofes. Die Kühe fuhren fort auf dem mit Stroh befahrenen und von Stangen eingeschlossenen Platze umher zu wandeln, sie kümmerten sich um die Angekommenen ebenso wenig, wie um die Hühner, welche mitten unter ihnen herumspazirten und mit einer anscheinenden Emsigkeit allerlei Abfälle suchten, die weit mehr dem geschäftigen Müßiggang vieler Meuschen, als wirklichem Jagen nach

Nahrung glich. Auf dem Taubenschlag, der auf einer einzigen glatten Säule, zum Aerger jedes braven Marders, stand, sowie auf den verschiedenen Dächern, denn man sah hier den altmodischen Hohlziegel noch neben dem flachen, das Schindeldach neben dem Strohdach, wandelten oder saßen im Sonnenschein hunderte von Tauben, unter denen ein kundiges Auge ganz ausgezeichnete und einige wirklich seltene Exemplare entdeckt haben würde, und ließen ihre Farben und Zeichnungen im Sonnenlichte spielen. Aber die Tauben zeigten sich nicht zuvorkommender gegen die Reisenden, wie die Hühner; und ein großer Rabe, welcher auf einem Fensterbrett stand, rührte sich nicht vom Fleck, sondern legte seinen Kopf zur Seite und sah sogar den Herrn Kutscher Heyse mit einer ganz ausgesuchten Geringschätzung an. Der Blick dieses Raben war so verächtlich und boshaft zugleich, daß Herr Heyse im höchsten Grade empört, gewiß seine Peitsche gegen das Thier in Anwendung gebracht haben würde, wenn ihn nicht das hohe Gefühl seiner Menschenwürde von solcher That zurückgehalten hätte.

Diese Stille, die zu gewissen Zeiten den märkischen Acker- und Gutshöfen eigen, macht auf Fremde einen ganz eigenthümlichen Eindruck, sie steht nämlich nicht in einem Gegensatz zu dem hellen Sonnenlicht, sondern es ist, als ob das Sonnenlicht die Stille mache, oder doch vergrößere. Wer namentlich lange in größern Städten gelebt hat, der kann gar nicht begreifen, daß in dieser Stille wirklich lebendige Menschen wohnen und es weht ihn eine Ahnung, wie von einem ganz absonderlichen Ereigniß an, wenn er nun durch die offene Thür in eine Flurhalle

tritt und hier wieder die Thüren zu Küche und Keller, zu Stube und Kammer unverschlossen und Alles unbewacht findet.

Herr Heyse strängte seine Rosse ab, trug eine jener hölzernen Krippen, welche zugleich als Schild der ländlichen Gastwirthschaft dienen, herbei, holte den Hafer sack vom Wagen und schüttete reichlich vor. Jetzt rächte er sich an den Hühnern, die nun sofort herbeikamen, um sich der Körner zu bemächtigen, die von dem wohlbestellten Tisch der Pferde fielen, er rächte sich für die Unaufmerksamkeit, die sie vorher gegen ihn gezeigt und scheuchte sie hinweg. Doch schämte er sich sofort seiner Rache, denn er sah, daß der Rabe auf dem Fensterbrett doppelt verächtlich auf ihn niedersah und ging still mit dem Wassereimer zum Brunnen, um seinen Pferden einen frischen Trunk zu kredenzen.

Unterdessen waren der Amtsrath und Herr von Rouvroy in das Haus und die Wirthsstube getreten, während der lange Nothhafft, der hier schon besser Bescheid wußte, sich durch den Stall in einen Garten begab, wo er Einen oder den Andern der Hausbewohner bei der Arbeit vermuthete.

Offenbar herrschte in der Pfaffenschenke eine weit größere Wohlhabenheit, als in der Junkerschenke; es war mit den lehnherrlichen Geschlechtern von Beiden: die Lehnsherren der Junkerschenke, die von Krummensee, waren herunter gekommen und hatten den Barnim meiden müssen, die Lehnsherren der Pfaffenschenke, die von Redern, saßen fest in der Väter altem Erbe. Die Junkerschenke war ländlich, altväterisch durch und durch geblieben und zeigte in ihrer theilweisen Wüstheit, daß die

Erbpächter zwar keine Noth litten, aber doch nicht weiter als höchstens ein Paar Stufen über die Noth hinausgekommen waren. In der Junkerschenke legte man in guten Jahren zuweilen einen kleinen Sparpfennig zurück, in der Pfaffenschenke hatte man's offenbar schon viel weiter gebracht, weil eben die Lehnsherrschaft im Stande und Willens gewesen war zu helfen. Die Junkerschenke hatte ein Paar Aecker und einige Morgen Wald und Wiese, die Pfaffenschenke war zu einem recht ansehnlichen Ackerhof angewachsen. Wir haben schon erfahren, daß dieser hübsche Besitz auf Ostertag's Tochter oder Pflegetochter Sophie als freies Erbe übergehen sollte.

Auch hier sah man in der Schenkstube noch hölzerne Bänke an den Wänden hinlaufen und hölzerne Stühle standen um die Tische; in dem oberen Theil des Gemachs aber sah man auch schon eine Art von Sopha und dicke gepolsterte Stühle umgaben die Tische. Es gab da auch schon einen wirklichen Schenktisch mit Schrank, der von einem saubern Geländer umschlossen war. Zwischen den Fenstern sah man einen allerdings ziemlich blinden Spiegel, der unten mit Pfauenfedern besteckt war, über dem aber die zierlichen Faserfähnlein von Schilfdolden weheten; an den Wänden endlich hingen in braunen Holzrahmen Bilder, bei denen freilich der bedeutende Gegenstand den mangelnden Kunstwerth ersetzen mußte. Es waren bunte, farbenreiche Bilder aus der weltbekannten Fabrik von Gustav Kühn in Neu-Ruppin. Hier sah man einen geborenen Ruppiner, den alten Ziethen im Gefecht bei Rothschloß, die Säbel seiner Husaren metzeln entsetzlich unter den unglückseligen Oestreichern. Dort sitzt



der greise Husarenvater vor dem alten Fritz und auf einem dritten Bilde zeigt er gen Himmel, den großen König auf den größern Allirten droben ernst verweisend. Hier wirft der alte Fritz dem Panduren die Schnupftabacksdose in's Gesicht, dort reicht er einem Grenadier von Anhalt das eigene Schnupftuch zum Verbinden; hier fragt er die Oestreicher in Lissa nach der Leuthener Schlacht, ob er bei ihnen noch mit unterkommen könne, dort giebt er dem Bürgermeister von Grüneberg den gefüllten Pokal mit den Worten zurück: gut, sehr gut, wohl dem, der ihn nicht zu trinken braucht! Kurz, an den Wänden der Pfaffenschenke hingen ein paar Dutzend von jenen Bildern, an denen wir uns Alle erfreut haben, die jedes Kind in Preußen kennt.

Der Amtsrath von Krummensee nimmt ruhig Platz auf dem Sopha und scheucht die Fliegen, die ihn umsummen, er wußte sich's überall bequem und behaglich zu machen; Rouvroy, jünger, rascher, unruhiger, schreitet auf und ab und stößt endlich eine Thür mit dem Fuße auf, welche nur angelehnt ist. Ein leiser Ruf der Ueberraschung entfährt ihm. Der Amtsrath wendet sich halb um und blickt ebenfalls mit einiger Verwunderung in dieses kleine Nebenzimmer.

Hier stand ein Clavier mit zierlichem, grünlackirten Deckel, das Clavier war geöffnet und Noten aufgelegt; vor dem Fenster, durch das man in den Garten blickte, prangten blühende Blumen in Töpfen, nicht die häßlichen, wunderlichen, geruchlosen Stachel- und Rankengewächse fremder Zonen, die eine kaum zu entschuldigende Mode seitdem in Aufnahme gebracht, sondern

lieblich duftende, lustig blühende, vaterländische Blumen. In der Fensternische ein beinahe elegantes Näh-tischchen und ein Stuhl dabei, der sicher einmal vergol-det gewesen war; Einer von den Stühlen mit gepreßtem Lederkissen, die man jetzt nur noch in den Prunkzim-mern von Schlössern findet, die seit einem Menschenal-ter nicht bewohnt sind. An der Wand ein ovaler Spiegel mit einem Tischchen darunter, das sich kaum auf seinen unglaublich dünnen und krummen Beinchen aufrecht halten zu können scheint. Daneben wieder eine schöne Kommode von spiegelblankem Nußbaumholz mit Schlös- sern und Beschlägen von glänzendem Messing. Auf dem Tischchen steht eine Vase von englischer Wedgewood- Masse und etruskischer Form, in welcher ein Strauß fri- scher Blumen blüht, und auf der Kommode zeigt sich zierlich geordnet eine Reihe von Büchern.

Dieses kleine Gemach mit seinen reinlichen Dielen, sei- nen weißen Vorhängen und der ganzen Art seiner Aus- stattung war gewiß dazu angethan, Verwunderung zu er- regen; es war außerordentlich, selbst in der wohlhaben- den Pfaffenschenke, man konnte eine solche Einrichtung hier nicht vermuthen, denn es war offenbar die Woh- nung, wenn auch vielleicht nicht einer Dame, so doch sicherlich eines Frauenzimmers, das mit seiner Bildung und seinem Wesen außerhalb der Kreise des ländlichen Lebens in der Churmark Brandenburg stand.

In unsern Tagen würde ein solches Gemach wenig Aufmerksamkeit erregen, die städtische Bildung ist auch weit hinein in's Land gedrungen, schwerlich immer zum Segen derer, die's betrifft, damals aber war's anders. Es konnte eben nur in Folge ganz besonderer Umstände sich

ein Zimmer mit dieser Einrichtung neben einer Schenkstube auf dem Lande finden.

Mit einer Art von Scheu trat Robert von Rouvroy über die Schwelle dieses jungfräulichen Gemachs, mit scharfem Blick musterte er die Geräte, die sichtlich aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Häusern herkommend, durchaus nicht zusammen paßten und doch hier in ihrer Zusammenstellung ganz harmonisch wirkten. Besonders reizten den jungen Mann die Bücher, er erkannte sie fast aus dem Formate ohne die Titel zu lesen; die Bibel, das hohe schmale Gesangbuch des alten ehrwürdigen Porst, die Octavausgaben von Schiller's Don Carlos und Wallenstein, den großen viereckigen Kalender von Trowitzsch in Frankfurt a. O., etliche Bände der Berlinischen Monatsschrift von Gedicke und Biester, das Mildheim'sche Liederbuch, die Nicolai'sche Anekdotesammlung von Friedrich dem Großen und noch einige andere Werke, welche Rouvroy schon oft gesehen hatte.

Wer aber konnte dieses Gemach bewohnen, diese Bücher lesen und auf diesem Clavier sich zum Gesang begleiten?«

Der Sänger von Goethe, Musik von Reichardt, lag aufgeschlagen in dem Notenheft. Rouvroy konnte einem inneren Drange nicht widerstehen, er setzte sich vor dem Claviere nieder und schlug einige Töne an, denen er lauschte, bis sie verhallt waren, dann ließ er ein einfach ernstes Spiel folgen und endlich sang er, sich begleitend, wenn auch mit wenig umfangreicher Stimme, so doch mit schönem Ausdruck und sichtlich tiefer Bewegung:

Im grünen, duftigen Walde  
Und zwischen blinkenden See'n,  
Wie balde, ach! wie balde  
Die süßen Stunden vergehn!  
Auf stiller, sonniger Haide,  
Wir gingen da zu Zwei'n,  
Wie balde, ach! wir Beide,  
Mußten geschieden sein!  
Und aus dem Busch erhebend  
Der Drossel Ruf erscholl,  
Da küßte ich Dich bebend,  
Das Herz war übervoll.  
Auf stiller sonniger Haide,  
Da war's um uns geschehn,  
Wir Beide, ach! wir Beide  
Sollten uns nicht mehr sehn!  
Dort drüben an lauschiger Stelle  
Da spielt mit den Blumen ein Kind,  
Da rauschet die flüchtige Welle,  
Die Blumen verweht der Wind.  
Und durch die duftige Halde  
Nun geh ich traurig allein,  
Mir ist so bange im Walde,  
Ich möchte begraben sein!

Als Rouvroy seinen Gesang beendet, blieb er noch eine ziemliche Weile still sitzen, wer näher trat, hätte bemerken können, daß die Augen des jungen Mannes naß waren; plötzlich richtete er sich hart auf und begann wieder zu spielen, einzelne Sätze, abgerissene Stücke verschiedener Melodien, er spielte, ohne an das zu denken, was

er spielte, offenbar geschah es nur, um sich die Haltung wieder zu geben, welche er während des Gesanges verloren. Das gelang ihm ganz wohl, denn nach einer Weile legte er das Notenpult nieder und schloß den Deckel des Claviers vorsichtig und behutsam; wahrscheinlich war er gewohnt, das Clavier zu schließen, wenn er bei sich spielte, er hatte vergessen, daß er es hier offen gefunden. Erst als sich Herr von Rouvroy umwendete, um zu dem Amtrath, an den er jetzt erst wieder dachte, in das Gastzimmer zurückzukehren, sah er, daß er nicht allein war.

Zwei Schritt von ihm stand ein junges Mädchen, hinter demselben auf der Schwelle der Amtrath, der riesige Nothhafft und noch zwei Männer.

Rouvroy wurde bleich vor Zorn, er sah, daß man ihn am Clavier belauscht hatte, doch begriff er sofort, daß er kein Recht habe, sich zu beklagen; er fühlte, daß er die gerechte Strafe empfangen für die Indiscretion, mit welcher er vorher das kleine Zimmer betreten und durchmustert hatte.

Mit einer leichten Verneigung gegen das junge Mädchen bat er um Entschuldigung, daß er in das Gemach getreten und ohne ihre Erlaubniß das Clavier gespielt habe.

Das Mädchen sah ihn einen Augenblick befremdet an.

Rouvroy, der sich nicht verstanden glaubte, fuhr fort: »Ich habe um so unrechter gehandelt, als es mir selbst stets unangenehm gewesen ist, wenn eine fremde Hand mein Clavier berührt hat!«

»Das versteh' ich,« sprach das Mädchen mit einem reizenden Lächeln, »aber man macht doch einen Unterschied, und Sie mögen sich beruhigen, mein Herr, denn ich danke Ihnen für Ihr Spiel und Ihren Gesang!«

Sie machte einen Knix, der viel natürliche Anmuth zeigte und den jungen Mann eigentlich erst auf die durchaus freundliche Erscheinung aufmerksam machte.

Dieses junge Mädchen mußte auf Jeden, der ihr begegnete, Eindruck machen, denn es gab kaum einen Reiz der Weiblichkeit, den es nicht besessen hätte, wenn auch nicht alle im gleichen, und eigentlich keinen Reiz im höhern Grade. Es war ein helles, hübsches Gesichtchen mit länglichen, dunkelbraunen Augen, deren offener, fragender oder verlangender, fast kecker Blick sehr glücklich durch die langen, schönen Wimpern gemildert wurde. Der Mund war reizend mit den kleinen Zähnen und den üppig vollen Lippen, Nase und Stirn eigentlich unbedeutend, paßten vortrefflich zu dem Gesicht und zu dem Kopf, der sich leicht zur Seite neigte, als trüge er zu schwer an dieser Fülle lichtbraunen Haars, das in dicken Flechten sehr zierlich aufgewunden war. Der Wuchs war nicht hoch, zierlich und schlank, dabei aber doch für diese Jugend, denn das Mädchen war höchstens achtzehn Jahr alt, von einer fast zu großen Fülle. Ein weißes Kleid mit kleinen, blauen Blumen von einem gewöhnlichen Stoff schloß sich nach damaliger Mode eng an die Formen an und ließ den Hals und die runden Arme entblößt.

Was eine Frau für Reize haben kann, hatte dieses Mädchen, freilich war auch nicht Einer dabei, den man hätte

hervorstechend nennen können; es war eben nichts hervorstechendes an ihr, jedes Einzelne stimmte harmonisch zum Ganzen und so entstand eben eine Erscheinung, die Aufmerksamkeit erregen und Jeden fesseln mußte, dessen Sinne noch nicht ganz stumpf geworden. Es war an diesem Mädchen Alles hell und es wäre falsch gewesen, die Lichtheit dieser Erscheinung lediglich auf die weiße Hautfarbe allein zurückzuführen, das ganze Wesen war eben hell.

Da war kein Zug, der auf jene süße Schwärmerei jungfräulicher Seelen hingedeutet hätte, nichts von unklarer, weil scheuer, Auffassung, mädchenhafter Zurückhaltung, verschleierter Sehnsucht, verborgener Innerlichkeit, kurz, nichts von dem, was sonst dem Alter der Jungfrau so unendliche Reize verleiht und eine edle Frau theilweise bis zum Grabe begleitet. Von dem geheimnißvollen Leben und Weben im Weibe, was sich scheu zurückzieht, was sich nur errathen, oft auch nur dunkel ahnen läßt, war hier keine Spur.

Hier war Alles licht, Alles offen ausgesprochen, und begreiflich genug war's, daß man dieses Mädchen ›Sonnenstrahl‹ genannt hatte.

Wer die Tochter des Besitzers der Pfaffenschenke, wer Ostertag's Sonnenstrahl nicht gesehen, der mußte glauben, daß eine poetische Begeisterung ihr den schönen Beinamen gegeben, wer sie aber gesehen hatte, der begriff, daß dazu gar keine Poesie nöthig gewesen, daß die Bezeichnung wirklich ganz natürlich und vollkommen zutreffend war. Sophie Ostertag war eben ein Sonnenstrahl und wirkte durch ihre einfache Erscheinung

aufhellend, belebend, erwärmend. Wer aber tiefer blickte, was freilich nicht Vielen gegeben in den Kreisen, in welchen das junge Mädchen aufgewachsen, der erkannte auch, daß Sophie ein wirklicher, ein ganzer Sonnenstrahl war, der auch dem Auge lästig fallen kann, der in seiner Unwandelbarkeit der Beleuchtung zur Verzweiflung treiben, der sengen und ausdörren konnte.

Davon ahnte Robert von Rouvroy in diesem Augenblicke nichts, er war durch das Licht der Erscheinung auf's Angenehmste berührt, er grüßte den Sonnenstrahl, der ihn erwärmte und ihn den dunkeln, schmerzlichen Erinnerungen entriß, die ihn bei Spiel und Gesang überfluthet hatten.

»Ich habe, mich in Ihr Heiligthum eingedrängt!« sprach er zu dem hübschen Kinde.

»Heiligthum nennen Sie diese Kammer?« erwiderte Sophie lachend, »verzeihen Sie, mein Herr, neben der Wirthsstube wäre ein Heiligthum schwerlich an der rechten Stelle und mir wäre auch nicht einmal damit gedient, in einem Heiligthum zu wohnen; ich bin gern unter Menschen, bei denen es lustig zugeht, und darum ist dieses Heiligthum auch nie verschlossen!«

»Sie singen und spielen?« fragte Rouvroy in einiger Hast den Ton ändernd.

»Ich spiele und singe immer!« rief Sophie lustig, »wenn ich zu Hause bin nämlich, in Berlin freilich, da gehts trübseelig genug zu, da wird nur nach der Stunde und nach der Elle gesungen und gespielt. Hab' ich da meine Stunde abgespielt und abgesungen, dann muß ich mich daran begeben, wieder eine Stunde lang, und sie wird mir lang genug, französische Redensarten auswendig zu lernen,



die ich dann wieder eine Stunde lang herplappern muß; in einer dritten Stunde quäle ich mich mit den häßlichen Namen von längst verstorbenen römischen Kaisern, die nichts als Schändlichkeiten begangen haben, so lange sie auf der Welt waren, oder mit denen von gelehrten Herren, vor deren Weisheit ich nicht den geringsten Respect habe, weil ich nichts davon verstehe. In einer vierten Stunde endlich lerne ich die Namen von Bergen und Flüssen in Ländern, in die ich nie kommen werde und bei deren Aussprache mir die Zunge weh thut. In einer fünften Stunde zeichne ich schiefe Nasen und schielende Augen, so abscheulich, daß ich mich selbst davor fürchte; in einer sechsten lerne ich die Entfernungen zwischen Sonne, Mond und Sterne ausmessen, die Zahlen gehen da gleich in Millionen und Billionen, der gelehrte Herr aber, der mich das lehrt, kann im gewöhnlichen Leben nicht bis drei zählen. Ja, ja, Herr, so ist's, Sie können denken, daß mir das gewaltig sauer wird, und ich hielte es sicherlich nicht aus in Berlin, obgleich man mir sagt, daß das zu meiner Ausbildung nothwendig sei, wenn nicht die Tanzstunden wären. Tanzen ist das Einzige, was mir in Berlin gefällt. Singen, spielen und tanzen, weiter will ich nichts lernen, weiter will ich nichts thun! Was sagen Sie, mein Herr?«

Lächelnd hatte Rouvroy dem heitern Geschwätz des Mädchens, dessen Mäulchen wie ein Mühlwerk ging, zugehört, ihn belustigte die helle Art, und scherzend rief er: »Man nennt Sie den Sonnenstrahl, zu dem Sonnenstrahl gehört Musik und Tanz!«

»Ja, Musik und Tanz gehört zu Ostertag's Sonnenstrahl, und darum will ich Ostertag's Sonnenstrahl bleiben mein Leben lang; Sie haben Recht, mein Herr, Sie gefallen mir, können Sie tanzen?«

»Ich denke,« erwiderte der junge Mann, »ich werde es hoffentlich noch nicht ganz verlernt haben!«

»Sie gefallen mir immer mehr,« rief der Sonnenstrahl heiter, »Sie spielen und singen und können auch tanzen, sie gehören zu mir, kommen Sie, lassen Sie uns einen Tanz machen!«

»Wer aber soll uns aufspielen?« fragte Rouvroy, das hübsche Händchen fassend, das ihm so ohne alle Umstände dargeboten wurde.

»Da kann ich helfen,« sprach der Amtrath, den das ganze Gespräch höchlich belustigt hatte, indem er über die Schwelle trat, »ein Paar Walzer werde ich mit meinen etwas steifen Fingern doch noch leisten können!«

»Sie sind sehr gütig, mein Herr!« rief Ostertag's Sonnenstrahl und nickte dem Amtrath so sonnig zu, daß dem das alte Herz warm zu werden begann bei solchem Blick.

Er setzte sich an's Clavier, Sophie führte Rouvroy hinaus in die Gaststube, wo der gehorsame Vater, ein alter Kerl mit einem ganz infam gemeinen Gesicht, auf einen Wink seiner angeblichen Tochter sofort die Stühle bei Seite räumte.

Der Amtrath spielte einen Walzer, Rouvroy und Sonnenstrahl tanzten.

Der junge Mann staunte; er hatte geglaubt, das lebhafteste Mädchen werde ein Weniges ›rasen‹ beim Tanz, sich

austoben, er hatte sich vollständig geirrt, denn das Mädchen war zu sehr Sonnenstrahl, um unbändig zu sein. Sie tanzte mit einer hinreißenden Anmuth, und Rouvroy fühlte sein Herz ganz gewaltig klopfen, wenn er in diese klaren Augen schaute, die mit ganz unverschleiertem Wohlwollen frei und offen auf ihn gerichtet waren.

»Sie tanzen ebenso gut, als sie singen und spielen,« sprach der Sonnenstrahl, als der Walzer beendet war, »jetzt werde ich singen und spielen, und dann werden Sie mir sagen, ob Ihnen mein Gesang, oder mein Spiel ebenso gefällt, wie mein Tanz!«

»Ich habe Ihnen ja noch gar nicht gesagt, ob mir Ihr Tanz gefällt!« versuchte Rouvroy zu necken.

»Sie haben es nicht gesagt, aber ich habe es aus Ihrem Tanz gesehen und gemerkt!« entgegnete der Sonnenstrahl und ging zum Clavier.

Rouvroy folgte staunend diesem seltsamen Wesen, das bald wie eine Pariser Kokette, bald wie ein Kind sprach und doch keines von Beiden war. Es durchzuckte ihn eine flüchtige Ahnung, daß ihm dieses Mädchen gefährlich werden könne, aber trotzdem folgte er ihr zum Clavier.

»Lassen Sie mich Ihren Platz einnehmen, mein Herr,« sprach der Sonnenstrahl zum Amtmann, »ich werde Sie belohnen für Ihren Walzer, ich will Ihnen ein Lied dafür singen.«

Der Amtrath sprang auf, sein Antlitz röthete sich lebhaft, er fühlte, daß dieses Mädchens Wesen auf ihn gewaltig wirke.

Es kam abermals eine Täuschung für Rouvroy, denn er erwartete ein heitres Lied, das Mädchen aber sang eine

von jenen Schauer-Geschichten, in denen selbst die besten Dichter jener Zeit das Romantische suchten, eins von jenen Bänkelsängerstückchen, deren Geschmacklosigkeit uns heut zu Tage geradezu unglaublich scheint. Die französische Romanze des Montcrif in deutsche Rohheit und Platitude übersetzt; wer dergleichen Produkte von Gleim, Schmidt und anderen kennt, wird uns Recht geben.

Wie aber sang der Sonnenstrahl das? ganz unerhört, ganz unglaublich, es wurde aber Alles helle in diesen Schauern, der Gesang Sophiens machte Alles klar und die ganze Nichtigkeit, Hohlheit, Platitude des Textes kam im Gesange zum Vorschein. Der Amtrath und selbst der getreue Nothhafft lachten hell auf, die Sängerin parodirte das Gesangsstück, Rouvroy aber bemerkte, daß der Sonnenstrahl gar nicht die Absicht hatte, das zu thun, daß es absichtslos geschah und ihm wurde ganz seltsam zu Sinne dabei. Er war froh, daß die sogenannte Romanze zu Ende war.

Sophie wendete sich um nach ihm, als sie geschlossen und blickte den jungen Mann fest an: »mein Gesang hat Ihnen nicht gefallen,« rief sie munter, »das thut mir leid!«

»Ihre Stimme ist schön, weich und voll, Ihr Vortrag gut und fest,« antwortete Rouvroy der Wahrheit gemäß, »aber das Stück ist abscheulich!«

»So, finden Sie das?« meinte der Sonnenstrahl lachend, »lassen sie das nicht in Berlin hören, die Romanze ist sehr in Mode, der Pastor Schmidt in Werneuchen hat sie gemacht, mir hat sie auch nicht gefallen; jetzt hören sie, jetzt werde ich Ihnen ein Lied singen, welches mir sehr gefällt, vielleicht gefällt's Ihnen auch!«

Nach einem kleinen, sehr gefälligen Vorspiel sang das Mädchen mit reizendem Ausdruck:

»Um Deine dunkeln Augen  
Verließ ich die Mutter mein,  
Die lieben dunkeln Augen  
Sie sind mein Sonnenschein!

Um Dein klein weiß Gesichtchen  
Erlitt ich viel Schmach und Pein,  
Dein lieb klein weiß Gesichtchen,  
Das ist mein Sonnenschein!«

»Allerliebste, ganz reizend!« rief Rouvroy.

»Das wußt' ich!« nickte der Sonnenstrahl zufrieden.

»Weiter, weiter!« bat der entzückte Amtsrath.

»Ja, weiter ist's nicht, damit ist's aus!« entgegnete das Mädchen, verwundert, daß da Jemandem noch etwas fehlen könne. Sie sang die Strophen des Liedchens noch einmal ganz ebenso reizend wie vorher, Rouvroy war ganz Ohr. Plötzlich fühlte er, daß eine Hand seinen Arm leise berührte, er wendete sich rasch und sah einen Mann vor sich, den er augenblicklich an einer häßlichen Narbe im Gesicht erkannte.

»Verzeihen Sie, daß ich störe,« flüsterte dieser, »aber ich habe kaum noch eine Viertelstunde Zeit, verzeihen Sie, Herr von Rouvroy!«

»Ich habe nichts zu verzeihen,« entgegnete der junge Mann sich zusammennehmend, denn die Störung war ihm sehr lästig, »nach dem neuen Dienste, den Sie mir gestern geleistet –«

»Bitte, folgen Sie mir!«

Die Beiden entfernten sich, der Gesang des Sonnenstrahls schallte hell hinter ihnen her.

## FÜNFTES KAPITEL. PREUSSEN UND BERLIN IM JAHRE 1812.

»Preußen und Brandenburg  
Kommen auch da noch durch!«

Die Lage, in welcher sich Preußen im Jahre 1812 befand, war ohne Beispiel; es war eine Stille im Lande, welche nur diejenigen begriffen, welche wußten, daß es die ›Stille vor dem Sturm‹ war.

Es war zum Verzweifeln an Preußens Zukunft, als Napoleon nach Stein's Aechtung herrisch die Zahlung der Contribution verlangte und die Monarchie Friedrichs des Großen weder die Mittel zum Zahlen, noch die Macht hatte, den französischen Zumuthungen Widerstand zu leisten. Diese Verzweiflung, die sich je länger je mehr der Gemüther bemächtigte, mag den unseligen Gedanken einer Abtretung Schlesiens an Frankreich gegen Erlaß der Contribution erklären, ihn zu entschuldigen vermag kein Preuße. Napoleon selbst hatte diesen Gedanken angeregt. Das Anerbieten einer solchen Abtretung aber wäre nicht nur empörend und schlecht, es wäre auch dumm gewesen, es hätte alles Vertrauen, alle Hoffnung auf die Zukunft Preußens im In- und Auslande vernichtet, man hätte damit jeder Hoffnung auf einstige Befreiung und Selbstständigkeit entsagt.

Ehre darum dem namentlich in spätern Zeiten viel verkannten und hart angefochtenen Staatsmanne, der damals alle Mittel seiner Klugheit erschöpfte, um dem von allen Seiten bestürzten Könige die Augen zu öffnen, ihn

von diesem Schritte fern zu halten! Dieser Mann war der Oberst-Kämmerer Fürst Wilhelm zu Witgenstein, ihm gelang es, den König zu überzeugen, daß der Staat noch Hülfsmittel habe, wenn der Credit nur durch ein kräftiges Eingreifen gehoben werde. Fürst Witgenstein war es, der den Freiherrn von Hardenberg als den Mann empfahl, der allein hier helfen könne, der zur Rettung Preußens an die Spitze der Staatsregierung treten müsse. Der König der einen viel sicherern Blick, eine viel tiefere Einsicht hatte, als man im Allgemeinen noch heute glaubt, ja, als er selbst in seiner Bescheidenheit glaubte, erkannte sehr bald das Richtige und war bereit, aber es war damals nicht leicht, den Baron von Hardenberg an die Spitze des Preußischen Staats zu stellen. Preußen war völlig abhängig von Napoleon und Hardenberg hatte auf Befehl Napoleon's, welcher in ihm mit Recht seinen persönlichen Feind sah, den Preußischen Staatsdienst quittiren müssen.

Dem Fürsten Witgenstein gelang es, auch diese große Schwierigkeit zu heben, er trat in Verbindung mit Herrn von Saint-Marsan, dem Gesandten Napoleon's am Berliner Hofe, der ein aufrichtiges Wohlwollen für Preußen hegte und aus Preußen gern einen selbstständigen und darum zuverlässigen Bundesgenossen Frankreichs machen wollte. Bald war Napoleon dahin gebracht, in Hardenberg's Ernennung nicht nur zu willigen, sondern sie für auch seinem Interesse gemäß zu glauben.

Was nun Hardenberg gethan, Preußen nach Außen hin aus der peinlichsten und im Innern aus einer geradezu verzweifelten Lage zu retten, das verdient im Ganzen und Großen die höchste Anerkennung und verpflichtet

zu dauernder Dankbarkeit für ihn. Mögen einzelne, mehrere seiner Einrichtungen im Innern verderblich gewirkt und traurige Früchte getragen haben, mag er mit Hast, Eile und oft auch Härte Vieles zerstört haben, was für die Zukunft Preußen zum höchsten Nutzen gereicht hätte, wir dürfen das beklagen, aber es schmälert nicht den Ruhm des Mannes, der mit starker Hand das Vaterland vom Rande des Verderbens zurückriß und es vor dem augenblicklichen Untergange schützte.

Hardenberg's Verwaltung hat Wunden geschlagen, die heute noch bluten an dem edeln Leibe Preußens, es sind Dinge geschehen, die ewig beklagt werden müssen, aber er hat doch Preußen gerettet in der letzten Stunde, und das bleibt sein unsterblicher Ruhmestheil; man beklage seine Mittel, aber man vergesse nicht, daß der Hammer schon aushob, um Preußens letzte Stunde zu schlagen; in solchen Augenblicken aber muß Alles zurücktreten vor dem Gedanken der Rettung, dem Retter selbst darf sein Kranz nicht zerpfückt werden.

Hardenberg's leichtblütige Natur, er war vorzugsweise, innerlich wie äußerlich, ein Staatsmann des achtzehnten Jahrhunderts, fand ihr Gegengewicht in der erhabenen Seelenruhe, der geduldigen Ausdauer des Königs. Dieser König gerade und ein Diener wie Hardenberg mußten ihre Eigenschaften vereinen, um Preußen zu retten. Sie haben es gerettet, einmal, als die Schwierigkeiten der innern Lage zur Verzweiflung trieben, und sie retteten es zum zweiten Male, als die auswärtigen Verhältnisse sich so gestalteten, daß Preußen über Nacht aus der Reihe der europäischen Staaten verschwinden konnte. Das war, als das noch heute unenträthselte, geheimnißvolle Band,



welches Alexander von Rußland an Napoleon fesselte, zu reißen begann.

Was sollte Preußen thun?

Sollte es zu Frankreich halten, oder zu Rußland?

Allein stehen konnte es nicht, Neutralität war unmöglich.

Die Anhänger Napoleon's in Preußen waren nicht zahlreich, es waren das nur wenige Männer, die muthlos glaubten, daß Napoleon's Stern nie erbleichen könne, und Preußen sich freuen müsse, wenn es unter Frankreichs Schutz fortbestehe. Eben so wenig zahlreich waren die braven Männer, welche an der damaligen Generation verzweifelten und aus der Jugend durch Staatserziehung ein kräftigeres Geschlecht zum Befreiungskampf erziehen wollten. Zahlreicher waren jene hochherzigen, patriotischen Männer, die Spanien und seine Erhebung gegen den Tyrannen als Muster hinstellten, sich fest an England anschließen und durch einen Guerilla-Krieg das französische Joch brechen wollten. Viel edle Preußische Männer haben damals in Unmuth darüber, daß ihre Rettungspläne nicht angenommen wurden, das Vaterland verlassen, um anderswo das Schwert gegen den Erbfeind zu zücken. Ehre ihrem edeln Willen, aber ihre Pläne wären sicherlich grauenvoll zu Schanden geworden damals; freilich waren Groll und Zorn groß im Lande, aber der Kleinmuth schlich hinter dem Zorne her; Macht und Glück imponiren der Menge immer, und die Mittel, welche Preußen aufbringen konnte, waren gering.

Der König und Hardenberg entschlossen sich zu warten und auszuharren; man schlage diesen Entschluß nicht gering an; es ist oft leichter loszuschlagen, als das

Schwert in der Scheide zu lassen. Hardenberg hatte dafür zu sorgen, daß Preußen das Warten möglich gemacht werde, eine Riesenaufgabe in jenen Tagen, aber er hat sie gelöst.

Mächtig unterstützt ward er in dieser Politik durch den Bruder des Königs, den unvergeßlichen Prinzen Wilhelm, der nach dem Tilsiter Frieden nach Paris gegangen war, dort für sein Vaterland zu wirken, für das er sich und seine Gemahlin hochherzig als Geißel anbot. Damals schon schrieb der ächte Preußische Königssohn. »Bei dem allgemeinen Umsturz der Staaten wird es für Preußen immer ein Vortheil sein, wenn es sich irgend welche politische Existenz erhält, den Zeitpunkt mit zu erleben, der die Freiheit Europas wird wieder erstehen sehen; je mehr Napoleon seine ungeheure Macht von Tag zu Tag ausbreitet, desto eher wird der Augenblick kommen, wo sie zusammenbrechen wird, ja, ich habe hier in Paris selbst die Ueberzeugung geschöpft, dieser Augenblick wird kommen und es handelt sich für uns darum, ihn zu erwarten.«

So schrieb Prinz Wilhelm von Preußen, und in seinen Worten war Hardenberg's Politik vorgezeichnet.

Sie erforderte die größte Umsicht, die höchste Vorsicht, sie mußte das Geheimniß Weniger sein wenn nicht durch eine einzelne Unvorsichtigkeit Alles auf's Spiel gesetzt werden sollte. Hardenberg hatte darum auch noch das herbe Geschick zu tragen, daß ihn die eifrigsten Patrioten, wenn nicht für einen Franzosenfreund, so doch für einen Schwächling hielten und ihm durch ihre Rücksichtslosigkeit seine ohnehin schwierige Aufgabe noch erschwerten.

Es begreift sich, daß Preußischerseits Alles aufgeboten wurde, um den bedrohlichen Zusammenstoß Frankreichs mit Rußland zu verhüten; als aber alle Mittel erschöpft waren, als man den Krieg unvermeidlich sah, da mußte man sich entscheiden, für Frankreich oder für Rußland, Neutralität war unmöglich. Rußland war der Freund, aber Hardenberg setzte es durch, daß man sich dafür entschied, mit Frankreich zu gehen, und das war die Rettung. Er verschmähte die halben Maaßregeln, die das Unglück von 1806 herbeigeführt hatten, der König gab seiner Einsicht nach und ließ Napoleon eine Alliance antragen. Dadurch war die Würde und auch der Schein einer Selbstständigkeit gerettet, denn Hardenberg ließ bei dem Antrage der Alliance deutlich durchblicken, daß ein Versagen derselben, Preußen nothwendig auf die Seite Rußlands führen müsse.

Dieser diplomatische Zug setzte Napoleon in Verlegenheit, er zögerte mit seiner Antwort, er schwankte, ob er nicht Preußen ganz einfach in seiner Selbstständigkeit völlig vernichten und sich seiner Mittel zum Kampfe gegen Rußland bedienen solle. Eine richtige Politik mußte ihn zu diesem Schlage führen. Für Preußen kamen Tage der angstvollsten Spannung.

Man war in Berlin entschlossen, sich nicht ohne Gegenwehr überfallen zu lassen, man war entschlossen, mit den Waffen in der Hand zu erliegen und suchte, durch Napoleon's Zögerung immer mißtrauischer werdend, einen Rückhalt an Rußland.

Im Herbst 1811 ging der große Scharnhorst, der Vertreter der Partei, welche einen Anschluß an Rußland wollte, heimlich nach St. Petersburg.

Rußland war aber damals schon entschlossen, Napoleon durch die Entfernungen zu schlagen, sich in seinen eigenen Grenzen zu vertheidigen. Das war der Plan des Preußischen Kneesebeck, der wirklich den Untergang Napoleon's herbeiführte. Damals aber machte dieser Plan eine Unterstützung Preußens durch Rußland unmöglich. Freilich schien Kaiser Alexander nun diesen Plan aufgeben und vorrücken zu wollen; der König Friedrich Wilhelm aber erkannte nach Scharnhorst's Bericht gleich, wie die Sache stand, und schrieb eigenhändig: »Alle diese Arrangements hätten uns früher nützlich sein können, jetzt aber kann nur die Verzweiflung und die absolute Unmöglichkeit, von Napoleon erträgliche Bedingungen zu erhalten, uns noch bewegen, uns an Rußlands Seite zu stellen; man sieht auch klar, daß man sich keinen großen Beistand der russischen Armee versprechen darf, die baldmöglichst auf ihren früheren Feldzugsplan der Vertheidigung im eigenen Lande zurückkehren werde, den sie jetzt nur mit Widerstreben aufgabe und blos, um sich unserer zu versichern.«

Kaiser Alexander erklärte endlich selbst, daß er dem Könige unter solchen Umständen den Anschluß an Napoleon nicht verdenken könne.

Aber immer noch zögerte der französische Kaiser; es wurde so bedrohlich, das man ernstlich eine Aufhebung des Königs und der Königlichen Familie durch französische Truppen fürchtete. Es unterliegt auch gar keinem Zweifel, daß man in Paris mit solchen Plänen umgegangen ist. Endlich ging Napoleon wie auf die Oesterreichische, so auch auf die Preußische Alliance ein; aber noch war nichts festgestellt, als sich im März des Jahres 1812

die Heere des Gewaltigen in Bewegung setzten und ohne jede Anfrage, ohne Ratification des Alliance-Vertrags die Preußischen Grenzen überschritten.

Nun war der letzte Augenblick gekommen, der Widerstand sollte beginnen, der König war entschlossen mit den Waffen in der Hand unterzugehen, Hardenberg hatte bis zu diesem Augenblick jeden Schritt vermieden, der gegen Frankreich compromittiren konnte, da – kam ein Courier des Gesandten in Paris, Generals von Krusemark, und brachte die Ratification des Vertrags, durch welchen der König das ganze Land (mit Ausnahme der Stadt Potsdam und eines Theils von Schlesien) dem französischen Durchzug öffnete und sich zur Stellung eines Hilfscorps gegen Rußland verpflichten.

Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, zog mit seinem Corps in Berlin ein, Napoleon kam nach Dresden und lud den König dorthin. Der König war von seinem Kronprinzen (nachmals König Friedrich Wilhelm IV.) und dem Staats-Kanzler Baron Hardenberg begleitet.

Hier erntete man die ersten Früchte der klugen Politik. Napoleon empfing nicht nur den König mit einer Achtung, die er dem edlen, vielgeprüften Herrn zu seiner eigenen Schande sonst nicht immer gezeigt hatte, sondern er hatte auch eine fast zweistündige Unterredung mit Hardenberg, in welcher er nicht nur das Verhältniß Preußens zu ihm besprach, sondern auch seinen Feldzugsplan berührte und endlich, wie von einer Ahnung erfüllt, von dem Schicksale seines Sohnes, des Königs von Rom, im Falle seines Todes redete.

Das aber war nicht das Wichtigste, was auf dem Dresdener Congrefse geschah; es fand hier die erste, wirklich

aufrichtige Annäherung zwischen Preußen und Oestreich statt, es wurde hier zuerst zwischen Hardenberg und Metternich ausgesprochen, was sich seitdem als tiefste Wahrheit bewährt hat, daß die Eifersucht zwischen Preußen und Oestreich beiden Staaten gefährlich, daß die gesicherte, unabhängige Existenz des einen die Lebensbedingung für den Andern sei. Hier überzeugte Fürst Metternich in einer Reihe von Unterredungen Hardenberg, daß Preußen vorkommenden Falles in eigenen Interesse Oestreichs mit Zuversicht auf dessen Hülfe zur Herstellung seiner Unabhängigkeit rechnen könne.

Auf jenem Congreß zu Dresden ist ein gutes Stück Weltgeschichte gemacht worden; die es aber gemacht haben, können stolz auf ihr Werk sein, es hat herrliche Früchte getragen.

Das war die politische Lage Preußens im Frühling des Jahres 1812.

Wie nun die Lage Preußens eine höchst schwierige war, so spiegelte sie sich auch wieder in dem Leben und Treiben der Hauptstadt.

Das Jahr hatte traurig begonnen, die Reducirung der Scheidemünze lastete auf dem kleinen Verkehr und hatte die ärmeren Klassen schwer betroffen; von dem Groschen, von denen ursprünglich vierundzwanzig einen Thaler machten, wurden im Jahre 1808 zu einem Thaler sechsunddreißig erfordert, und nun galt der Thaler seit December 1811 gar schon 42 Groschen. Die Staatsschuldscheine dagegen sanken von 45 auf 29 Procent herab. Soviel Sorge, soviel Noth und Kummer nun auch das Berliner Leben von damals trübten, es war doch nicht ganz ohne Schmuck.

Zunächst interessirte sich Berlin auf gut Preußisch für die Soldaten, die einen ganz andern Anblick boten, wie die Regimenter der Armee von 1806. Den neuformirten Truppentheilen fehlte freilich die Pracht und der kriegerische Prunk, mit denen namentlich die auserlesenen Truppen der alten Armee paradirten, aber es fehlte auch die Knappheit, die Aengstlichkeit, die Armseligkeit und Zwecklosigkeit, welche hinter jener Pracht gestanden. Jetzt war Alles bequem, nützlich, zweckmäßig und doch nicht ohne militairischen Glanz; die Berliner bekamen zuerst wieder Lust und Vertrauen zu der Armee, der sie so ungerecht und oft so schmachvoll die Schuld an dem Unglück von 1806 allein beigemessen. Noch immer giebt es leider Schriftsteller, welche sich nicht scheuen, die alten Unwahrheiten immer wieder auf's Neue aufzutischen und zu erzählen, die Junker und adligen Offiziere, die sie feig, albern und brutal nennen, hätten das Unglück des Vaterlandes herbeigeführt. Verzeihlich niemals, aber erklärlich war es, daß man kurz nach 1806 Personen für ein Unglück verantwortlich machen wollte, das durch den Gang der gesammten Weltbegebenheiten herbeigeführt wurde, und noch erklärlicher ist es, daß man dafür die Offiziere verantwortlich machte, den Adel, weil es eben immer die Voranstehenden sind, auf denen die Blicke Aller ruhen. Es ist aber geradezu erbärmlich, daß man heute immer noch so thut, als habe der Adel Preußen 1806 in's Unglück gebracht. Wahrlich, es soll keinem brutalen Lieutenant, keinem einfältigen Major, keinem knauserigen und feigen Capitain, keinem dummstolzen Junker hier das Wort geredet werden, aber es giebt unter allen Ständen ehrliche Männer und Schurken, und

der Preußische Adel hat keinen Grund, eine scharfe Prüfung jener Tage zu scheuen. Vergißt man denn ganz, daß alle die hochberühmten Führer der siegreichen Preußischen Waffen in den großen Jahren des Befreiungskampfes Offiziere und Junker der Armee von Jena waren? Blücher, York, Gneisenau, Kleist, Knesebeck, Bülow, Müffling, Boyen, Hiller, Oppen, Wedell und so viele Andere, lauter Offiziere von 1806. Die schändliche Uebergabe der Festungen Magdeburg, Stettin, Cüstrin ist ein ewig zu beklagender Flecken, obwohl er längst ausgewaschen ist, es bleibt aber abscheulich, saß man jetzt noch sagt: Der Adel hat diese Festungen aus Feigheit verrathen. Erstens war's nicht überall Feigheit, dann aber war's nicht der Adel, der sie übergab, sondern einige traurige Mitglieder des Adelstandes; wenn man aber den von Kleist und den von Ingersleben gegen den Adel anführt, so muß man auf der andern Seite wenigstens so viel gemeine Gerechtigkeitsliebe haben, auch zu erwähnen, daß zu derselben Zeit der Feldmarschall Graf Kalkreuth Danzig, der Feldmarschall Baron *de l'Homme de Courbière* Graudenz, der Oberst von Neumann Kosel, der General Graf Goetzen Glatz, der Oberst von Gneisenau Colberg ruhmreich vertheidigten. Das waren auch Edelleute, lauter Edelleute, *suum cuique!*

Besonders ergötzen sich die Berliner 1812 an einigen ganz neu geschaffenen Truppentheilen, welche der König oft selbst exercirte, an der Normal-Infanterie, den Normal-Dragonern und Normal-Husaren, dann an den Garde-Ulanen und Garde-Kosaken. Nach dem Militair nahmen die Turner das öffentliche Interesse in Anspruch; Mittwochs und Sonnabends Nachmittag strömten die



Berliner in hellen Haufen nach dem Turnplatz in der Hasenhaide und sahen die Jugend in grauer Leinenkleidung springen, ringen, klettern u. s. w. Die Sache war damals noch so neu, sie erschien so fremd, daß die Berliner anfänglich gar nicht daran glauben wollten, daß diese kecken Springer und Ringer sich aus den Söhnen der besten Familien, welche sonst nur Muttersöhnchen gewesen waren, recrutirten. Das Haupt der Turner war Friedrich Ludwig Jahn, und kopfschüttelnd betrachteten gesetzte Leute diesen nicht mehr jugendlichen Führer der Turnerjugend, der mit seinem kahlen Kopfe und in der Leinwand-Jacke unermüdlich voran war und sich oft in Ringkämpfe einließ, in denen er nicht immer Sieger blieb.

Die Urtheile über das Turnen sind verschieden, man wird aber zugeben müssen, daß trotz allerlei bizarren Verschnörkelungen das Turnwesen nicht wenig dazu beigetragen hat, den Vaterländischen Sinn zu wecken, zu beleben und zu kräftigen.

Während die männliche Jugend Berlin's turnte, hatte sich die Damenwelt auf das gefährliche Gebiet des Magnetismus und Somnambulismus begeben und zwar mit einer solchen Begeisterung, daß die Staatsregierung aufmerksam und bedenklich wurde. In Bezug darauf erließ der Chef des Cultus-Departements, Geheimrath von Schuckmann, ganz im Sinne des väterlichen Staats eine officielle Warnung und Ermahnung an die Damen, in welcher es hieß: »Trotz der angeblichen Heilung einiger nervenschwachen Frauenzimmer, möchte dennoch das Hausmittel der thätigen Erfüllung häuslicher Pflichten, wozu die Vorsehung das für den Magnetismus so

empfängliche Geschlecht bestimmt hat, als Schutz- und Heilmittel allem Manipuliren und Aufregen der Gefühle und Einbildungskraft vorzuziehen sein!«

Man wird eine solche officiële Warnung des Cultus-Ministers jetzt sehr lächerlich finden, sie war aber wohlgemeint und gewiß richtig, wenn sie auch nicht viel geholfen haben mag. Es kamen aber bald so ernste Dinge, daß den Frauen alle Gedanken an diese gefährliche Spielerei vergingen.

Auch eine Kunstaussstellung hatte Berlin im Jahre 1812, und es waren doch dreihundert Gemälde zusammen gekommen; besonders bewunderte man einige Proben der zu Nürnberg damals eben wieder entdeckten Kunst der Glasmalerei. Im Theater trat die Sängerin Milder-Hauptmann als Iphigenie, als Armide und der Schweizerfamilie bei gefülltem Hause auf; ebenso großen Beifall errang sich Duport, ein Pariser Tänzer, der von Dresden nach Berlin kam.

Berlin wurde von den politischen Ereignissen, die ganz plötzlich eintraten, höchlich überrascht; die Bierhaus-Politik er hatten ein sehr friedliches Jahr mit bekannter Bestimmtheit vorausgesagt und so kam die Nachricht, die Franzosen würden Berlin und Preußen besetzen, völlig unerwartet. Mit ängstlicher Spannung sah man die Truppen nach und nach die Hauptstadt verlassen und nach Schlesien abmarschiren, bis gegen Ende März amtlich angezeigt wurde, daß die französische Armee am 28. März in Berlin einrücken werde.

Es gab sich ziemlich allgemein eine Mißstimmung kund, nicht sowohl wegen der bevorstehenden französischen Einquartierung, obwohl auch diese Viele mit Grauen erfüllte, als wegen des Bündnisses, das der König mit Frankreich gegen Rußland geschlossen. Freilich wußte man durch die Behörde von diesem Bündniß noch gar nichts, aber man errieth es aus dem, was man geschehen sah. Von jedem Regiment wurde die Hälfte mobil gemacht, man errieth, daß diese mobilen Hälften als Hülfstruppen mit den Franzosen marschiren würden, man begriff auch nach und nach die zwingende Nothwendigkeit, aber man murrte doch; es war eben zu hart für das preußische Gefühl.

Unter strömendem Regen hielten am Nachmittag des 28. März die ersten französischen Truppen ihren Einzug in Berlin; es waren vier Regimenter Infanterie, zwei Abtheilungen Artillerie, zwei Regimenter Cuirassiers und zwei Schwadronen Chasseurs zu Pferde. Diese Truppentheile sollten die Besatzung von Berlin bilden. Mit lärmender Feldmusik kamen sie in trefflicher Haltung durch's Brandenburger Thor die Linden heruntermarschirt. Den Berlinern fiel zuerst auf, daß weder Grenadiers noch Sappeurs die Bärenmützen trugen, die einst so imponirt hatten; aber den Kundigern fiel bald noch mehr auf; das waren nicht mehr die Franzosen von 1806, welche Lust am Kriege und Behagen an der Gefahr fanden; es kam bald genug zu Tage, daß die eiserne Mannszucht sie zwar bei der Fahne hielt, daß sie derselben aber mit Unlust folgten. Die französischen Soldaten marschirten nicht gern nach Rußland, sie waren des Krieges satt.

Das war eine kostbare Wahrnehmung für preußische Patrioten.

Der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, hatte sein Quartier im Fürstlich Osten-Sacken'schen Palais in der Wilhelmsstraße, das bekannte Haus, in welchem später der unvergeßliche Oberst-Kämmerer Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode in seinen letzten Lebensjahre wohnte und auch starb. Jetzt ist es das königliche Haus-Ministerium.

Die französische Besatzung zeigte sich sehr rührig, für die Gaffer war immer etwas zu sehen, Feldmusik und Waffengeklirr überall. Die Cavallerie schonte ihre Pferde sehr, sie exercirte immer zu Fuß.

Es blieb aber nicht bei diesen Truppen, sondern täglich fast kamen neue an, rasteten und marschirten weiter. Höchste Theilnahme fanden die Portugiesen in brauner Uniform mit rothen Aufschlägen, mit scharfgeschnittenen Gesichtern und dunkeln Augen. Der Befehl des großen Zwingherrn führte sie aus ihrer südlichen Heimath in die russischen Eisgefilde. Man sah in den Portugiesen Schicksalsgenossen und bevorzugte sie in den Quartieren auf alle Weise, was sie auch durch ihr sanftes Benehmen verdienten. Den Franzosen gingen sie aus dem Wege, wo sie konnten, gaben aber ihren ächt-südlichen, blutigen Haß gegen Napoleon nicht nur, sondern gegen alle Franzosen unverholen kund da, wo sie sich zu verständigen vermochten. Uebrigens waren sie über die Weltbegebenheiten in mancher Beziehung viel besser unterrichtet, wie die Berliner. Sie waren entzückt über diesen Feldzug gegen Rußland, obwohl sie sehr gut wußten, daß sie die Opfer des nordischen Klimas werden

würden, denn, sagten sie, wo dieser Teufel nicht selbst ist, da schlagen unsere Brüder, die Spanier und Engländer die Franzosen überall: er findet keinen Mann mehr am Leben, wenn er aus Rußland zurückkommt.

Die Mittheilungen der Portugiesen machten tiefen Eindruck, das kleine Portugal *konnte*, Preußen *mußte* frei werden!

Es kam aber noch eine ganze Reihe anderer Wahrnehmungen hinzu, einzeln unbedeutend, in ihrer Gesamtheit doch von Gewicht.

Im Jahre 1806 hatten die französischen Soldaten verschwendet, jetzt hatten sie nichts, es fehlte an Geld; die Offiziere machten zwar noch einigen Aufwand, fanden Liebschaften und veranstalteten Parteen, es war aber doch nicht wie ehemals; der Schwung der Kriegspoesie fehlte offenbar. Das hatten die Berliner bald heraus und erlaubten sich jetzt Dinge gegen die Franzosen, welche sie wenige Jahre früher wahrlich nicht gewagt haben würden.

Bezeichnend war es, daß in den Ställen am Rondel, das jetzt der Platz von Belle-Alliance heißt, französische Cuirassiers von preußischen Husaren so zu Schanden gehauen wurden, daß sie bewußtlos fortgetragen werden mußten. Die Behörden erschrakten, die Berliner jubelten, die Franzosen waren klug genug, ein Auge zuzudrücken. Solcher Dinge ereigneten sich mehrere; aber hatten die Preußen bis dahin die Franzosen zwar gehaßt, indeß eben so sehr auch gefürchtet, so schwand die Furcht beinahe ganz; man sah, daß man nicht mehr die Sieger von

Jena vor sich hatte; deren Gebeine ruhten auf den blutigen Schlachtfeldern Polens, Oesterreichs, Spaniens, in den Bergschluchten Tyrols.

Man machte auch darauf aufmerksam, daß unter den französischen Regimentern so viele deutsche Soldaten dienten; so bestand zum Beispiel das 128. Linien-Regiment aus lauter Deutschen, nur die Unteroffiziere und Offiziere waren Franzosen.

»Er kann's mit seinen Franzosen allein nicht mehr zwingen; er rafft Alles zusammen!« sagten die Berliner und beriefen sich dabei komischer Weise auch auf einige Mohren, welche im 26. leichten Regimente dienten.

Am unwilligsten gegen Napoleon zeigten sich die Schweizer, stattliche, große Männer in scharlachrothen Uniformen; und doch haben sich diese Soldaten in Rußland mit der größten Bravour geschlagen.

Ende April verließ Oudinot mit seinen Truppen Berlin; ihm folgte Marschall Macdonald, Herzog von Treviso, zu dessen Corps später die preußischen Hülfstruppen stießen. Auf Macdonald folgte Marschall Victor, Herzog von Belluno, ein alter Bekannter, den 1807 die Schill'schen gefangen nahmen und ihn gegen Blücher auswechselten. Mit Victor kamen auch französische Lanciers in grüner Uniform. Auch Mürat, der König von Neapel, kam durch Berlin; er logirte im Gasthof zur Sonne unter den Linden, das Haus hält noch jetzt ein bekannter Restaurant. Zur größten Last für die Stadt wurden die vielen Lazarethe, die in alten Kasernen eingerichtet waren. Die Durchmärsche dauerten fort, in bunter Reihe kamen Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Deutsche, man sah zuweilen

Trupps von zwanzig bis dreißig Mann durchmarschiren, von denen Jeder anders uniformirt war.

Im Juli übernahm der Marschall Augereau, Herzog von Castiglione, den Oberbefehl; ein großer, starker Mann, der den Berlinern gewaltig imponirte, namentlich durch seine Adlernase und seinen durchdringenden Blick. Es wird versichert, daß man auf der Straße unwillkürlich den Hut vor ihm abgenommen habe. Unter seinen Truppen zeichneten sich besonders Polen und Würzburger aus, die letztern in schneeweißer Uniform mit rothen Aufschlägen; beide waren in den Quartieren gleich gefürchtet.

Um diesen bösen Gästen, die horden- und truppweise seine Hauptstadt durchzogen, möglichst aus dem Wege zu gehen, war König Friedrich Wilhelm III. nach Teplitz in's Bad gereis't, zum ersten Male; bekanntlich ging er seitdem fast alljährlich in jenes böhmische Bad. Zur Feier des königlichen Geburtstags am 3. August hielt Augereau eine Parade im Lustgarten; diese Parade empörte die Berliner, denn sie sahen in derselben vielleicht nicht mit Unrecht eine Verhöhnung des Königs; alle Soldaten erschienen im schlechtesten Anzuge, Alles durcheinander, Reiter zu Fuß und dann ein paar hundert, welche ihre gedrückten Pferde vorführen mußten. Augereau in großer Uniform untersuchte drei Stunden lang die gedrückten Pferde; das war im Jahre 1812 eine französische Parade zu Ehren des Königs von Preußen, vor dessen Schloß, in dessen Hauptstadt von einem französischen Marschall gehalten! Es herrschte große Erbitterung darüber und reizte gewaltig; der Herr Marschall hatte damit einen unklugen Streich begangen.

Die Berliner feierten Königsgeburtstag desto glänzender, namentlich auch im Thiergarten, wo alle Etablissements strahlend erleuchtet waren; Feuerwerk und Musik überall bis in die späte Nacht hinein.

Das war die Lage Preußens und Berlins im Jahre 1812, welche wir hier ausführlicher auseinandersetzen mußten, um die Folge der Begebenheiten unserer Erzählung später nicht unterbrechen zu müssen.

### SECHSTES KAPITEL. HIN UND HER.

»Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein.«

Drei Wochen etwa sind verflossen, seit wir den jungen Herrn von Rouvroy auf dem Barnim verließen, in der Pfaffenschenke, wohin er mit dem Amtrath von Krumensee gekommen, wo er mit dem schönen Mädchen, welches Ostertag's Sonnenstrahl genannt wurde, tanzte, wo er endlich mit jenem häßlich benarbteten Menschen zusammentraf, der ihm schon mehrmals große Dienste geleistet hatte und ihn am Tage vor der Ankunft in der Pfaffenschenke durch eine rechtzeitige Warnung vor einer Gefangennehmung durch französische Armee-Gensdarmes schützte.

Der geheimnißvolle Fremde mit der häßlichen Narbe führte viele Namen, er war aber von Mittenwalde, einer kleinen Stadt auf dem Teltow gebürtig; in früher Jugend wegen eines Verbrechens von dort flüchtig geworden, hatte er in Paris während der Schreckenszeit eine untergeordnete, aber abscheuliche Rolle gespielt und war endlich als ein Agent der hohen und geheimen Kaiser-Polizei, welche damals ganz Europa mit einem Netz von Spionage umspannt hielt, in sein Vaterland zurückgekehrt. Mit



Rouvroy war dieser Mensch zufällig bekannt geworden, während dieser zu Königsberg studirte; der junge Edelmann hatte das Herz und das Wohlwollen des Verbrechers, ohne es zu wollen, gewonnen, anfänglich vielleicht nur durch den Umstand, daß auch Rouvroy einen Theil seiner Kindheit und Jugend in Mittenwalde verlebte.

Der junge Mann hatte nach Beendigung seiner Studien nicht die gewöhnliche Beamten-Laufbahn begonnen, für welche er sich eigentlich bestimmt hatte, sondern sich auf den Gütern eines seiner Verwandten, des Kammerherrn von Pletz auf Bessin, anscheinend nur mit der Landwirthschaft beschäftigt, daneben aber doch noch einen größeren Zweck verfolgt. Robert von Rouvroy hatte seit zwei Jahren persönlich die Verbindungen der Preussischen Patrioten zwischen Elbe und Oder vermittelt; er hatte den Männern, welche überzeugt von dem nahen Bruch mit Frankreich und der Erhebung Preußens in Waffen, die wesentlichsten Dienste geleistet. Durch seine Reisen, meistentheils zu Fuß ausgeführt, kannten die Patrioten zwischen Elbe und Oder sich untereinander, es war keine Verschwörung, aber für den Fall des Losbrechens wußte man, auf welche Edelleute, welche Amtleute, Pastoren, Bürgermeister, Postmeister und Dorfschulzen man rechnen konnte; man hatte ungefähr ermittelt, wie viel Leute, Pferde, Waffen, Geräth und dergleichen an diesem oder jenem Orte in einer bestimmten Zeit zusammen zu bringen waren, und diese Kenntniß mußte, namentlich bei einem schnellen Losbrechen, von großem Vortheil sein.

Es ist jetzt so herkömmliche Gewohnheit geworden, die Kriegsbegeisterung des Preußischen Volkes im Jahre 1813 als eine ganz nothwendige Folge des Franzosendrucks und allgemeinen patriotischen Pflichtgefühls hinzustellen; das war sie aber keineswegs. Wahrlich, die große und erhebende Bewegung soll nicht verkleinert werden, sie wird vielmehr noch gewaltiger erscheinen, wenn der Wahrheit gemäß berichtet wird, daß die Kriegsbegeisterung, der patriotische Opfermuth, die hingebende Thätigkeit in der langen, schweren Zeit, welche dem Losbruch des Sturms vorherging, bei verhältnißmäßig nur Wenigen zu finden war. Freilich haßte man die Franzosen, aber man würde im Allgemeinen gar nicht daran gedacht haben, sich gegen sie zu erheben, wenn nicht die einzelnen Patrioten eben im Stillen immer wieder darauf hingewiesen hätten, daß ein Tag des Kampfes kommen müsse. Der Zug des Majors von Schill sollte doch die Augen geöffnet haben, Schill war ein populärer Mann, sein Ruhm groß, sein Namen in aller Munde und doch fand er in altpreußischen Provinzen keinen Anhang, keinen Zulauf!

Das Preußische Volk thut nichts ohne seinen König, das ist seine Stärke und ist auch seine Schwäche; die Patrioten aber, welche in der Stille vor dem Sturme wirkten, hatten das vollständig erkannt und bemüheten sich, das Volk so wehrhaft als möglich zu machen für den Tag, da es der König zum Kampfe ausrufen werde.

So vorsichtig nun auch Rouvroy sich immer benommen bei seinen Reisen im geheimen Dienst des Vaterlandes, so waren seine Bewegungen doch dem lauernenden Auge der französischen Polizei nicht entgangen, und

sie hegte tiefes Mißtrauen gegen ihn, sie witterte in ihm einen Verschwörer und würde ihn gern gefangen genommen haben, um Aufschlüsse zu erhalten. Hätte sie sich nun seiner auf dem Lande, ohne viel Aufsehen zu erregen, bemächtigen können, so wäre ihr das sehr recht gewesen, sie machte auch mehrmals Versuche dazu, aber immer entrann ihr der junge Mann und kehrte nach Berlin, oder nach Bessin zurück, und an beiden Orten würde seine Gefangennehmung ein Aufsehen erregt haben, welches man um jeden Preis bei einem vergleichsweise geringfügigen Gegenstand, und dafür hielt die französische Polizei das Treiben Rouvroy's, vermeiden wollte.

Die französische Polizei hatte ein paar Jahr früher den Lord Bathurst in Perleberg verschwinden lassen können, einen so rücksichtslosen Schlag aber durfte sie im Jahre 1812 ohne die allerdringendste Nöthigung nicht mehr wagen.

Der französische Polizei-Agent, den Rouvroy in der Pfaffenschenke traf, war immer sein Warner und Retter gewesen.

Der Amtsrath von Krummensee hatte sich von dem jungen Mann eine Stunde von Berlin getrennt, er wollte seinen einzigen Verwandten, seinen Vetter Philipp von Krummensee, der als Lieutenant bei den Ulanen stand und mit mobil gemacht war, noch sehen, bevor derselbe nach Rußland abging; er fuhr deshalb nach dessen Rittergut Schorlibbe. Rouvroy erreichte ohne weitem Unfall Berlin.

Er hatte eine Wohnung bezogen in der Krausenstraße, ein Zimmer, das er fast immer zu bewohnen pflegte, wenn er auf längere Zeit in Berlin war, denn es lag

dem alten, guten Gasthaus zum grünen Baum gegenüber, wo er so viele Male in seiner Jugend abgestiegen war, wenn er mit seinem trefflichen Oheim, dem ehrenwerthen Lieutenant von Rouvroy, von Mittenwalde aus in die Hauptstadt kam.

Es war für Robert von Rouvroy eine Freude, das wohlbekannte Haus vor sich zu sehen, wenn er am Fenster stand; tausend Erinnerungen wurden wach in ihm, wenn er die Wagen anfahren sah, wie er selbst so oft gekommen; er sah auch Wagen, Pferde und Leute von Mittenwalde, die er recht gut kannte; oftmals öffnete er dann auch das Fenster und rief einen Gruß hinüber in freudiger und doch zugleich auch wehmüthiger Bewegung.

Alles, was mit dem kleinen, lieben Städtchen auf dem Teltow, mit Mittenwalde zusammenhing, das stimmte ihn freudig und wehmüthig zugleich, denn es erinnerte ihn an das liebe Mädchen, an Friederie von Uchtenhagen, die seine erste Liebe besessen, deren Tod er nun schon seit zwei Jahren beklagte.

Robert von Rouvroy wohnte wieder in seinem alten Zimmer, dem grünen Baum gegenüber in der Krausenstraße; wie sonst stand er oft am Fenster und blickte sinnend nieder auf die ankommenden oder abfahrenden Marktleute, Verwalter und Gutsbesitzer; denn im grünen Baum kehrten damals, und vielleicht ist's noch so, denn das Gasthaus besteht noch immer, vorzugsweise die Landbewohner der Umgegend von Berlin ein. Es war Alles wie sonst, auch fühlte Rouvroy dasselbe Interesse für Alles, was von Mittenwalde kam, er gedachte in alter Liebe des ihm entrissenen, geliebten Mädchens, aber es schaute doch ein Gesicht in sein Sinnen hinein, ein helles

Angesicht, das sonst keinen Platz bei seinen stillsten Gedanken gehabt hatte und ihn zuweilen wirklich zu stören schien. Er hatte ab und zu große Lust dieses Gesicht hinauszuweisen aus dem Kreise seiner Erinnerungen, aber er konnte es schließlich doch nicht über's Herz bringen, weil's gar zu hübsch und hell war, das Gesichtchen, und wenn er's eine Weile da um sich gesehen, dann sagte er lächelnd vor sich hin: »Ostertag's Sonnenstrahl.«

Nun, etwa drei Wochen nachdem Rouvroy Ostertag's Sonnenstrahl in der Pfaffenschenke gesehen, stand er auch wieder am Fenster und hatte eben Grieben's Knecht aus Mittenwalde, der breitbeinig vor der Thür des grünen Baumes stand, zugenickt, als ihm plötzlich etwas einfallen schien, er überlegte einen Augenblick, dann zählte er gar an den Fingern und endlich sprach er, während ein heller Schimmer über sein sonst ernsthaftes Gesicht zog: »Nein, es ist richtig, Ostertag's Sonnenstrahl muß schon seit zwei Tagen wenigstens in Berlin sein, ich hätte gestern schon hingehen können, aber es ist gut, es ist besser, daß ich heute erst gehe, es sieht nicht so eilig aus!«

Robert ging ein paar Mal auf und ab im Zimmer, es war ihm der Gedanke gekommen, daß es vielleicht am Besten wäre, wenn er gar nicht zu dem Herrn Geheimen-Secretair Vogler gehe, bei welchem Sophie Ostertag wohnte, während sie ihre Bildung in Berlin auf eine Weise vollendete, über welche sie selbst in der Pfaffenschenke sehr lose Reden führte. Robert wollte sich anfänglich selbst einreden, er müsse ganz nothwendig sofort in die letzte Straße zu dem Geheimen-Secretair gehen, weil er es dem Sonnenstrahl versprochen habe, ihn gleich nach

seiner Ankunft zu besuchen, aber er war bald ehrlich genug, sich über diese kindliche List selbst auszulachen und sich offen zu gestehen, daß er sich wirklich nach Ostertag's Sonnenstrahl sehne, daß er sich gesehnt habe und daß er sich sehnen werde, kurzum, daß er sich in das Mädchen mit dem hellen Angesichte ein wenig verliebt habe. Dieses Geständniß war dem jungen Manne nicht ganz behaglich; er hatte nur eine Liebe, eine edle, schöne Jugendliebe gekannt bis jetzt in seinem Leben; er hatte wohl gehört, gelesen und auch gesehen, daß man's auch sehr leicht mit der Liebe nehmen könne, aber er hatte noch nicht selbst den Versuch gemacht und dachte jetzt nicht einmal daran, es zu thun, sondern vielmehr gedachte er des Amtraths von Krummensee, der auf halbem Wege zwischen der Pfaffenschenke und Berlin halblaut vor sich hin gesagt hatte: »Ich wollte, ich hätte dieses Mädchen nicht gesehen, ich werde den Gedanken gar nicht los, alter Krummensee, schäme Dich, dieser Sonnenstrahl macht Dir gewaltig warm!«

Rouvroy hatte diese Worte deutlich vernommen, obgleich er aus Discretion sie nicht gehört haben wollte; sie hatten ihn damals schon erschreckt, wie sie ihn jetzt noch erschreckten; aber er beruhigte sich auch wieder, denn bis jetzt war ihm der Gedanke an Ostertag's Sonnenstrahl und seine Sehnsucht, mehr angenehm, als lästig gewesen.

Es geschah, was vorauszusehen war: der junge Herr machte Toilette und ging aus, um das hübsche Mädchen

bei dem Geheimen-Secretair in der letzten Straße zu besuchen. Sein eiliger Gang wurde indessen früher aufgehalten, als ihm lieb war, denn in der Friedrichsstraße schon stieß er auf einen ganz gewaltigen Wagenzug.

Das waren hundert und mehr leichte Fuhrwerke, mit einer angestrichenen Leinwand verdeckt; sie waren so eingerichtet, daß man ebenso gut vorn, als hinten anspannen konnte, was sehr praktisch ist, weil man das oft sehr schwierige Umwenden vermeidet. Vor jeden dieser Wagen waren zwei Ochsen gespannt. Das waren die neuen Proviant-Wagen der Kaiser-Armee; auf den Wagen befanden sich nämlich Reis, Hülsenfrüchte aller Art, kurz Proviant, und die Ochsen selbst waren dazu bestimmt, in Rußland geschlachtet zu werden. Diese Ochsenwagen hatten ungeheure Summen gekostet, es kam aber nicht einer dieser Wagen über den Riemen. Die Fuhrleute, welche diese Ochsenwagen fuhren, trugen militairische Abzeichen, Rouvroy aber staunte über diese Masse von kleinen, schwächlichen, lahmen, krüppelhaften Gesellen, welche oft gar nicht die Kraft hatten, diese Ochsen, welche noch in sehr gutem Stande waren und sich höchst ungebärdig zeigten, zu leiten und zu lenken. Eine dichte Menschenmenge begleitete die Reihe der Gespanne, die in jedem Augenblick stockte, in Verwirrung gerieth und die unglücklichen Franzosen, welche mit Flüchen und Peitschenhieben ihre Ochsen bearbeiteten, dem erbarmungslosen Spott der Berliner preisgab.

»Boneparte spannt die Ochsen hinter den Wagen!« rief die Menge.

Hinter den Ochsenwagen her marschirten die sogenannten Arbeiter-Bataillons, nämlich uniformirte Gärtner, Bäcker, Fleischer, Maurer, Zimmerleute und andere Handwerker, welche dem Zuge der großen Armee nach Rußland folgten.

Diese Arbeiter-Bataillons – Gott weiß, wo die Unglücklichen ein trauriges Ende genommen haben mögen! sie wurden in Küstrin mit preußischen Gewehren bewaffnet – nahmen auch eine Stelle in der langen Reihe von großen oder kleinen Mitteln ein, durch welche Napoleon die Menschen verblendete und zuweilen auch sonst ganz kluge Köpfe verwirrte. Diese Arbeiter-Bataillons erregten Staunen und wiesen auf ganz ungeheure Unternehmungen hin, der Kaiser wollte ganze Zonen bebauen und bepflanzen lassen, das unterlag keinem Zweifel, da waren ja schon die Arbeiter! Rußland war nur eine Etappe auf dem modernen Alexanderzuge durch ganz Asien nach Ostindien.

Kurz nachdem die Arbeiter-Bataillons durch Berlin marschirt waren, erschien eine gelehrte Brochüre über den Landweg nach Ostindien. Ob Napoleon die Menschen kannte?

Mühsam hatte Rouvroy, eine Seitenstraße einschlagend, sich dem Gewühl der Ochsenwagen entrissen, er beschleunigte seinen Weg und ärgerte sich, daß er wider Willen Napoleon bewunderte, denn auch ihm hatten die Ochsenwagen und noch mehr die Arbeiter-Bataillons imponirt; er ging in Gedanken vor sich hin und war ziemlich nahe an der Freimaurerloge *Royal-York de l'amitié*, einem sehr hübschen Gebäude von Schlüter's Meisterhand, als ihm ein Trupp von Reitern begegnete.



Voran ritt ein kleiner, behender Herr in großer Uniform, dem ein Auge fehlte; daran erkannte Rouvroy den damaligen Commandanten von Berlin, den General Durutte; dem Generale folgten mehrere Offiziere, Ordonnanzen und Gensdarmes.

Rouvroy war zur Seite gegangen und setzte seinen Weg fort; da er aber das Haus, in welchem der Geheime-Secretair wohnte, mit ein paar Schritten erreicht hatte, so blieb er auf den Stufen der Treppe stehen und sah die Franzosen vorüberreiten. Die Gestalt des jungen Mannes hatte nichts Auffallendes, auch die Kleidung konnte kein Aufsehen erregen, dennoch warf ihm der General im Vorüberreiten einen halb forschenden, halb drohenden Blick zu, und Rouvroy erwiderte diesen Blick durch einen, der sicher nicht weniger feindselig war; auch mit den Nächsten der Offiziere, welche dem General folgten, wechselte Rouvroy Blicke, die wie Degenspitzen blitzten; die Franzosen mußten es dem jungen Manne schon von Weitem ansehen, daß er sie tödtlich haßte. Der Letzte in der Reihe war ein Armee-Gensdarm, ein alter Schnurrbart schon, der stieß bei Rouvroy's Anblick einen leisen Ruf des Erstaunens aus und hielt sein Pferd augenblicklich an. Der General und die Offiziere bemerkten das nicht, oder wollten nicht Acht darauf haben, sie ritten ruhig weiter.

Rouvroy blickte dem französischen Reiter fest in's Gesicht, sein düsterer Drohblick aber setzte den alten Kriegsknecht, welcher ihn aufmerksam von dem Scheitel bis zur Sohle musterte, nicht in die geringste Verlegenheit; endlich schien der Franzose seiner Sache sicher zu sein, er strich sich den dicken fuchsrothen Schnurrbart,

lächelte grimmig und sprach, nachdem er einen Blick um sich geworfen und sich überzeugt hatte, daß die Straße leer, sich über den Hals seines Pferdes zu dem jungen Manne beugend, unbeholfen in deutscher Sprache: »Du dich in's Unglück bringst, kennen Dich, Commandent mit Officiers von Dich gesprochen, Du dich flüchten mußt, *brave jeunesse!*«

Stauend sah Robert von Rouvroy dem gutmüthigen Warner in's Gesicht.

»Ah, Du mich nicht kennen, *brave jeunesse,*« fuhr der Franzose fort, »haben Dich verfolgt auf Leben und Tod, und Du haben sichere Hand, Pferd auf einen Schuß nieder, lieber auf Pferd geschossen, als auf Mann, auf Simon, Du nun verstanden?«

Der alte Reiter lachte laut.

»Ihr seid der Mann, dem ich durch einen Schuß aus dem Kahn neulich das Pferd tödtete,« sprach Rouvroy, »freut mich zu hören, daß ich Euch nicht verwundet hatte!«

»Ach! welche unvorsichtige *jeunesse!*« sprach der Gensdarm, »habe ich nichts gesehen, nichts gehören, nimm Dich in Acht Du, der General sprechen von Dich, hab Dank von alte Simon, adieu!«

Der französische Reiter sprengte die Straße hinunter.

Der junge preußische Patriot sah dem alten französischen Reiter mit einem langen Blicke nach; das Benehmen des Mannes hatte ihn gerührt, er hatte wirklich dessen Leben in der Hand gehabt und hatte es geschont, der Feind aber bemerkt es und bedankt sich dafür – das ist selten. Die Warnung hielt Rouvroy für gut gemeint, aber er dachte nicht daran, ihr großes Gewicht beizulegen. Er

zweifelte gar nicht, daß Durutte und seine Offiziers von ihm gesprochen hatten, wahrscheinlich hatten sie auch auf ihn gescholten; aber er hielt es nicht für möglich, daß sie ihn mitten in Berlin verhaften könnten.

Er stieg hinauf zu dem Geheimen-Secretair Vogler und erfuhr zu seinem Verdruß, daß Ostertag's Sonnenstrahl noch nicht angekommen sei, sondern erst am folgenden Mittag erwartet werde. Der junge Mann fühlte sich enttäuscht und kehrte sofort um, obgleich die Frau Geheimen-Secretairin, eine ganz hübsche Frau, ihn höflich einlud, sich bei ihr auszuruhen und ihn höflich begleitete.

Der Sonnenstrahl übte bereits einen gewaltigen Einfluß, wenigstens auf die Stimmung Rouvroy's, denn sobald er sich wieder auf der Straße sah, fühlte er, daß er sich in einer ganz abscheulichen Laune befand; er sah plötzlich Alles, was ihn umgab, mit andern Blicken an, und die Umgebungen selbst schienen ihm finstere Blicke zuzuwerfen, oder gar dräuende. Jetzt dachte er der Warnung des ehrlichen französischen Gensdarmen Simon mit ganz anderen Empfindungen, als kurz zuvor noch und überlegte sorgsam im Geiste, ob unter seinen Papieren sich irgend ein Blatt, oder ein Brief befinde, durch welchen Einer der Freunde compromittirt werden könne. Er dachte also schon an die Möglichkeit einer Verhaftung, die er kurz zuvor noch für völlig unmöglich gehalten. Er war nach einiger Ueberlegung sicher, daß seine Papiere durchaus nichts Verfängliches enthielten, aber das gab ihm keine Erleichterung, und als er endlich entdeckte, daß seine üble Laune doch eigentlich nur Unmuth über die Täuschung seiner Hoffnung, heute noch

das Mädchen mit dem hellen Angesichte zu sehen, war, da gerieth er in einen erbitterten Groll gegen sich selbst. Er gedachte der Jugendgeliebten, die er verloren, er warf sich Untreue gegen deren Andenken vor und befand sich plötzlich auf dem Gensdarmen-Markt und mit sich selbst auf's Aeüßerste unzufrieden. Wie er zur Unzufriedenheit mit sich selbst gekommen, das wußte er, wie auf den Gensdarmen-Markt, das wußte er nicht; er war mit seinen trübseligen Gedanken beschäftigt vor sich hingegangen ohne Ziel.

Er stand gerade vor dem großen, schönen Hause, welches einst dem Geheimen Finanzrath von Reinbach gehört hatte, und er wußte allerdings seltsame Geschichten von dem Finanzrath und seinem Hause; war doch Frau Elisabeth von Leist, die Gemahlin seines Freundes des von Leist auf Spankow, eine geborene von Reinbach!

In diesem Hause nun befand sich gegenwärtig zu ebener Erde und in den Kellern darunter eine ziemlich renommirte Weinhandlung, deren Weinstube Rouvroy auch schon bei Gelegenheit besucht hatte.

Rouvroy war kein Weintrinker, er war noch zu jung dazu, denn mit seltenen Ausnahmen schätzt die Jugend den Wein weniger seines Geschmacks, als seiner Wirkung wegen, und wie unerfahren Rouvroy noch in Bezug auf den Wein war, kann man daraus abnehmen, daß er jetzt in die Weinstube ging mit dem Vorsatz, sich durch einige Gläser Wein zu erheitern und sich so aus seiner abscheulichen Stimmung herauszuhelfen.

Der Unglückliche wußte noch nicht einmal, daß man niemals Wein trinken darf, wenn man traurig ist, oder in übler Laune; der Wein führt die Trauer zu Thränen, die

üble Laune zum Wahnsinn, der Wein ändert keine Stimmung, aber er erhöht jede vorhandene, nur den Klaren macht er heiter, den Heitern lustig, den Lustigen ausgelassen, wenn nicht ganz besondere Umstände eintreten, welche des Weines Wirkung abdämpfen.

Die Thürklingel gab einen unangenehmen, schrillenden Ton, als der junge Mann eintrat; der Ton berührte ihn häßlich und noch widerwärtiger berührte ihn der eigenthümliche dumpfe Geruch, der sich nicht aus Zimmern bannen läßt, in denen verschiedene Menschen verschiedene Weine trinken und verschiedene Speisen genießen.

Um den großen, runden Tisch im ersten Zimmer saßen etwa sechs Personen, in jener lauten und fast schreienden Unterhaltung begriffen, die bei der Flasche geführt wird, wenn man nicht mehr bei der ersten ist.

Ihre Stimmen reizten den jungen Mann, und die Blicke der Anwesenden reizten ihn fast noch mehr; er ging rasch durch das erste Zimmer und trat in das zweite unmittelbar an der Kellerthür gelegene; hier war's stiller, hier saß in der Ecke nur ein Einzelner, und der war mit dem leeren Glase vor sich eingeschlafen.

Einer von den Gästen, die immer nur Viertel trinken, dabei aber auf dem Platze bleiben und das Mittagessen versäumen, wenn sie zum Frühstück kommen.

In übelster Laune setzte sich Rouvroy nieder und kostete mit spitzen Lippen den rothen Wein, den ihm der Küper brachte und ihm in maulfauler Weise mit halben Worten als etwas besonders Köstliches pries.

Der junge Mann fand den Wein abscheulich; er schmeckte ihm wie Dinte, aber er stürzte das Glas hinunter, mit der Miene eines Menschen, der einen Löffel

bittere Arznei nimmt; dann bestellte er sich eine ganze Flasche.

Der Küper ging und verzerrte seine vollen Lippen zu einem spöttischen Lächeln, Hohn lag auf seinem dicken, rothen Angesichte, und während er mit der schwieligen Hand auf das Schurzfell schlug, dachte er nichts, was besonders schmeichelhaft für den jungen Mann gewesen wäre und brachte ihm eine Flasche Wein, die viel geringer war, als die Probe. Auf die Bezahlung hatte das übrigens keinen Einfluß, und Rouvroy bemerkte es durchaus nicht.

Unser Freund war bei dem dritten Glase und seine Stimmung hatte sich durchaus noch nicht gebessert, aber er wunderte sich auch nicht darüber, seine Stimmung war ja so schlecht, dessen war er sich bewußt, daß es unmöglich war, sie durch so wenige Gläser zu verbessern. Finster starrte er in's Glas, finster in sich hinein.

Von der Gesellschaft, welche im ersten Zimmer um den runden Tisch versammelt war, hörte er nichts mehr, obgleich deren lärmende Lustigkeit in demselben Grade stieg, als die Sonne sank.

Plötzlich fuhr Rouvroy auf aus seinem Nachdenken, denn es legte sich eine Hand auf seine Schulter und eine nieselnde Stimme sprach: »*Hunc, Macrine, diem numera meliore lapillo!*« das heißt auf deutsch: »An diesem Tage, Söhnlein von Rouvroy, laß uns eine bessere Sorte Wein trinken!«

Rouvroy erhob sich, vor ihm stand ein kleines Männlein, welches sich mit einer Art von Wuth beide Nasenlöcher voll Schnupftabak stopfte; es war Professor Wendel, Einer der früheren Lehrer und Erzieher Robert's.

»Den hat mir ein Gott gesandt!« dachte der junge Mann, als er die Hand des Professors drückte und seine Freude kund gab, denn er liebte diesen geistvollen, alten Mann, dessen eifriger Patriotismus kaum von seinem Eifer für die Wissenschaft übertroffen wurde.

»Ich verleihe nicht gern Bücher,« begann der Professor, sich neben seinen ehemaligen Zögling niedersetzend, »ich verleihe überhaupt keine Bücher,« setzte er hastig hinzu, »weil die ungebildeten Menschen die kostbarsten Einbände mißhandeln und den Inhalt doch nicht schätzen; ich weiß einen Haufen von Thorheiten von den edlen Herren von Rouvroy, absonderlich von dem *Domino Ruperto de Rovereto*, aber ich sehe doch, daß meine Erziehung an letzterm nicht ganz ohne Frucht gewesen, denn die Bücher, die ich Euch, lieber Sohn, geliehen mit schwerem Herzen, die habt Ihr mir ohne Makel zurückerstattet, und solches ist noch nicht erfunden in Israel, ich liebe Euch aus dieser Ursache, lieber Sohn, et *ex quibusdam aliis!*«

Robert, der die Weise des Alten kannte, lächelte; der Professor aber wendete sich an den Küper und fragte auf Rouvroy's Wein zeigend und ganz griechisch construirend, was ihm zuweilen passirte: »Schenke mein, sprich, in Bezug auf den Wein, wo ist er gewachsen?«

Robert lächelte nicht mehr, er lachte hell auf, so wandelbar sind die Stimmungen der Jugend; der Küper machte aber auch ein zu dummes Gesicht, ein köstlich dummes, er hätte nicht verwunderlicher aussehen können, wenn der Professor wirklich griechisch gesprochen hätte.

»Schenke mein, sprich, in Bezug auf den Wein, wo ist er gewachsen, künde sein Vaterland laut und die Kräfte, um die er gerühmt wird!« declamirte Doctor Wendel ungeduldig und doch gut gelaunt.

»Das geht mich nichts an!« antwortete der Küper unwillig.

»Rusticus!« schalt der Professor.

»Was ist das für Wein?« fragte Rouvroy, sich in's Mittel legend, sobald er vor Lachen dazu kommen konnte.

»Ach so, Burgunder, Herr,« entgegnete der Küper erleichtert, »warum sagen Sie das nicht gleich!«

»Burgunder!« versetzte Rouvroy und fügte, um sich das Air eines Weinkenners zu geben hinzu, »aber wohl ein kleiner?«

»Tavel,« sprach der Küper kopfnickend und sah dazu aus, als wollte er sagen: »ich will mich hinter dem großen Faß begraben lassen, wenn ich Dir so viel Verstand zuge-  
traut habe.«

»Laßt uns Falerner trinken, Sohn Robert,« rief der Professor und setzte Horaz citirend hinzu: »*Deprome quadrimum Sabina, o Taliarche, merum diota!*«

Des Küpers Gesicht zog sich in die Länge; offenbar hielt er den kleinen Professor für verrückt, der sich seinerseits über die Fratzen des armen Kerls höchlich belustigte.

»Der Herr Professor wünscht italienischen Wein zu trinken,« dolmetschte Rouvroy in heiterster Laune, »habt Ihr keinen italienischen Wein?«

»Ich will den Herrn rufen!« sprach der Kerl völlig verdutzt und verschwand in der Kellerthür. Das Lachen der Beiden scholl hinter ihm her.



Der Professor nahm Rouvroy's Glas und nahm einen kleinen Schluck, aber er spie ihn verächtlich wieder aus und rief eine Horazische Ode porodirend: »*Vile potas modico Sabinum cantharo!*«

Er legte den Ton auf »*vile*« und lachend wiederholte Rouvroy: »*Vile Sabinum!*«

Jetzt erschien der Wirth, ein sauberer, alter Geselle, dessen rothe Nase einen herrlichen Gegensatz zu seinem glatten, kahlen Schädel bildete, und fragte mit altmodiger Reverenz nach dem Wunsche seiner Gäste.

»Italienischer Wein,« erwiderte er lächelnd auf Rouvroy's Anfrage, »wird bei mir nicht verlangt, bei Sala und Tarone ist eine reiche Niederlage italienischer Weine, indessen kann ich den Herren doch etwas seltenes anbieten; ich lasse für einen meiner ältesten Abnehmer immer einen Posten Verdea-Wein kommen, einen weißen, italienischen Wein aus dem Florentinischen, den König Friedrich der Große so gern trank; mein Kunde trinkt ihn auch nur zur Erinnerung an den großen König!«

»Das wollen wir auch thun!« entgegnete der Professor. »Ehre den großen Männern!«

»Bringen Sie Verdea-Wein!« bestellte Rouvroy.

Bald darauf floß der köstliche Wein in die geschliffenen Kelche; schweigend und kostend schlürftten das erste Glas Lehrer und Schüler; des Professors Antlitz strahlte, als er die Gläser zum zweiten Male füllte. Der Alte pries auf lateinisch den Geschmack des großen Friedrich, und Rouvroy sagte sich, daß er eigentlich zum ersten Male wirklichen Wohlgeschmack am Weine finde.

Eine Weile sprachen die beiden Trinker noch von der Tages-Politik, dann aber wurden sie immer heiterer, und

des Professors lateinische Citate folgten sich immer dichter. Bald genug gerieth er auch auf sein Lieblingsthema, auf die Frauen, denen der hartnäckige, alte Junggeselle alles Böse, was sich erdenken und ersinnen ließ, nachzusagen pflegte. Es gab schwerlich eine den Frauen ungünstige Stelle in einem klassischen Schriftsteller, welche der Professor nicht gekannt und bei mehr oder minder passender Gelegenheit zu citiren gewußt hätte; dabei hegte er den Glauben, daß alle jungen Männer im Begriff stünden, sich in's Unglück zu stürzen, d. h. zu heirathen, und daß er die Pflicht habe, sie zurückzureißen von diesem Abgrunde, und das that er vornämlich durch klassische Citate. Der wackere Mann glaubte wirklich an die Macht klassischer Citate über leidenschaftliche Jünglinge. Es verschwisterte sich bei Professor Wendel, wie bei vielen Gelehrten, mit tiefem Wissen eine wahrhaft kindliche Lebensanschauung.

Der herrliche Verdea-Wein bestärkte den gelehrten Herrn mächtig in der Meinung, daß auch sein geliebter Schüler Rupertus de Rovereto, so latinisirte er Robert von Rouvroy, im Begriff stehe, sich in den teuflischen Abgrund der Ehe zu stürzen, und mit großem Eifer, oft sogar in wirklich poetischem Schwung, der aber zum Theil auf Rechnung des Weines kam, rühmte er die Herrlichkeiten des ehelosen Standes, über welche er, der fast sechzigjährige Junggesell allerdings ein kompetenter Richter war, und das Elend der Ehe, von dem er nichts weiter wußte, als was in seinen Büchern stand, an die er, wie alle Menschen, fest glaubte, so weit sie mit seinen Ansichten stimmten.

Rouvroy widersprach zuweilen, aber nur um den Professor zu neuen Apostrophen und Schilderungen zu reizen, denn er fand sich höchlich belustigt, und der Wein schmeckte ihm herrlich. Endlich spielte der Professor seinen letzten Trumpf aus, er citirte das berühmte Epigramm<sup>1</sup> des Oxforder Gelehrten Johann Owen, durch welches derselbe die noch berühmtern Verse Virgils parodirt hatte, und der junge Mann gab jetzt lachend zu, daß er geschlagen und überzeugt sei, die Ehe sei unter allen Umständen als höchst verderblich zu vermeiden.

Damit war der Professor zufrieden und deutete nun auf den entschlafenen Trinker in der Ecke, welcher sich zu bewegen anfing und sich hin- und herschob, ganz so wie auch der Hahn, der Volkssage nach, erst ein paar Mal auf seiner Stange wackelt, bevor er erwacht und den Morgen ankräht.

»In Bezug auf den Mann, wer ist das?« fragte der Professor.

Rouvroy zuckte mit den Achseln und nahm einen kleinen Schluck.

»Sicherlich ein Anhänger des alten, griechischen Weltweisen Carneades!« sprach Wendel lachend.

»Warum?« forschte sein Schüler und blickte auf den Schlafenden.

---

<sup>1</sup>Owen's berühmtes Epigramm ist folgendes:

*Maritus:*

*Hanc ego mi uxorem duxi, tulit alter amorem.*

*Sic vos, non vobis mellificatis apes.*

*Moechus:*

*Hos ego filiolos feci, tulit alter honores.*

*Sic vos non vobis nidificatis apes.*

»Wir wissen von Carneades wenig mehr,« entgegnete der Professor, »als daß er sich niemals die Nägel abschnitt.«

Er deutete mit spitzem Finger auf die herabhängende Hand des schlafenden Trinkers.

Rouvroy lachte hell auf, denn er hatte in der That noch nie so lange und schmutzige Nägel gesehen, als diese waren.

»Ich hoffe zu Ehren der Weltweisheit,« meinte er, »daß Carneades seine Nägel reinlicher gehalten hat!«

»Zweifle daran nicht, geliebter Sohn,« versetzte der Professor, »doch, in Bezug auf das Getöse, was geschieht da?«

Von einem donnernden Getöse im großen Zimmer erschreckt, wendeten sich die Beiden um; Einer der Trinker, der seine Ladung übervoll hatte, war mit dem Stuhl zusammengebrochen und lag hart und fest danieder. Seine ebenfalls gewaltig wankenden Genossen huben ihn auf und legten den Gefallenen von dem Küper unterstützt auf eine Polsterbank an der Wand, wo er sofort ganz gesund zu schnarchen anfang unbekümmert um das Geschrei der Zecher.

»Sie können doch gar nichts mehr vertragen, diese ungebildeten Menschen!« sprach der Professor mit unverstelltem Unwillen.

Rouvroy sah ihn fragend an.

»Das kommt davon,« fuhr dieser fort, »die Afterweisheit verurtheilt das Weintrinken, sie nennt es unsittlich, ja sie will ein Verbrechen daraus machen; da sie aber das Trinken doch nicht lassen kann, so rächt sich der Wein und wirft seine Verächter berauscht unter den Stuhl.

Sohn Rouvroy, ich sage Euch, wer den Wein wirklich verehrt, wer das Trinken als eine Tugend im lieben Herzen feiert, den wirft der Wein niemals unter den Stuhl, sondern er ist dankbar und hebt ihn zum Himmel!«

Der gelehrte Herr hielt einen Augenblick nachdenklich inne, dann fuhr er fort: »Nein, es giebt keine erleuchteten Verehrer des Weines mehr, oder doch nur sehr wenige, nenne mir, o Mann, den Fürsten, der sich jetzt noch die schöne Grabschrift setzen kann, die uns Athenäus von dem großen Perserkönige Darius, Hystaspis Sohn, aufbewahrt hat?«

Rouvroy bekannte demüthig, daß er diese Grabschrift nicht kenne.

»Vernimm, Du Sohn sterblicher Menschen,« rief der Professor erfreut, citiren zu können, »vernimm die Grabschrift des großen Königs: >\*\*\*<

Triumphirend schaute Wendel seinen Schüler an, der aber erwiderte lachend: »*Graeca non intelliguntur*, ich verstehe leider nicht griechisch!«

»Es ist nicht sehr angenehm,« sagte der Professor spitz, »sich mit Menschen zu unterhalten, deren Bildung so mangelhaft, daß sie nicht einmal Griechisch verstehen!«

»Bitte übersetzen Sie mir, verehrter Herr Professor,« drängte der junge Mann gut gelaunt und leerte sein Glas, »was stand auf des Perserkönigs Grabe?«

»Ich konnte viel Wein trinken und ihn vortrefflich vertragen!« sprach der Doctor Wendel heiter.

Rouvroy gab lebhaft seinen Beifall zu erkennen.

»Auch noch später,« fuhr der Professor fort, »hat man die Gabe, Weintrinken zu können, hoch gehalten, denn Peter Beyle nennt in seinem früher vielfach über – jetzt

aber in lächerlicher Weise unterschätzten Lexicon und zwar in den Anmerkungen zum Artikel Darius, die Gabe Wein zu trinken, *une bonne qualité, une force, une puissance, l'effét d'un tempérament robuste!*«

Der junge Mann hörte in diesem Augenblicke nicht auf seinen älteren Trinkgenossen, denn es war ihm, als habe ihm ein Sonnenstrahl entgegen geleuchtet aus der goldenen Fluth in seinem Kelche, ein Sonnenstrahl? Ostertag's Sonnenstrahl? und wirklich, als er sich vorwärts beugte, da war's ihr Blick, ihr helles Angesicht, welches heraufschimmerte aus der süßen Würze von Verdea. Lächelnd blickte der junge Mann nieder und das Antlitz des hellen Mädchens aus der Pfaffenschenke lächelte ihn wieder an aus dem Wein, sein Blick wurde zärtlich, schmeichelnd und mit gleichem Blick grüßte es aus dem Kelch herauf.

In dieses liebliche Trugbild vertieft hörte Robert von Rouvroy den Professor schon lange nicht mehr reden, er sah auch nicht, daß dieser einen halb zornigen, halb spöttischen Blick auf ihn warf, sich dann aber rasch und leise erhob, seinen Hut nahm und mit fast unhörbaren Schritten die Weinstube verließ.

Eine ziemliche Weile schon saß der Träumer da und schaute selig lächelnd in's Glas, als endlich der Küper mit einem Zettel in der Hand hart vor ihn hintrat.

Augenblicklich war das liebliche Bild im Glase verschwunden.

»Was willst Du, Caliban?« rief Robert unwirsch, aus so lieben Träumen geweckt zu werden.

»Friedrich Schulze heiß ich, Friedrich Wilhelm Schulze!« sprach der Küper mit unschätzbare Seelenruhe.

»Entschuldigen Sie,« entgegnete Robert, der sofort seine Laune wiederfand, »entschuldigen Sie, lieber Schulze, ich verwechselte Sie mit einem gewissen Caliban, es giebt merkwürdige Aehnlichkeiten, aber was haben Sie da?«

»Den Zettel hat mir der andere Herr gegeben für Sie,« erwiderte Schulze, »der hat auch den Wein bezahlt und ist gegangen!«

Rouvroy warf nur einen flüchtigen Blick auf den Zettel und brach in ein ungeheures Gelächter aus; Schulze hielt ihn für betrunken, obgleich er die Kraft des Verdea-Weines noch nicht geprobt hatte.

Auf dem Zettel aber stand mit Bleistift geschrieben »Es ist sehr unangenehm, sich mit Leuten zu unterhalten, die kein Griechisch verstehen; es ist noch unangenehmer, mit Leuten zu sprechen, die nicht zuhören, sondern träumen; ich halte Sie für verliebt, also für unglücklich, darum fluche ich Ihnen nicht, sondern empfehle Ihnen als einziges Rettungsmittel die Lectüre der allerliebsten Schrift: *Traité de essence et de la guérison de l'amour ou mélancolie erotique*, welche zu Toulouse 1612 in 12mo. erschienen. NB. Nicht gern, aber doch nöthigenfalls würde ich Ihnen dieses Werks gegen Schein, leihen. Guten Abend, Wendel!«

Rouvroy wollte sich eben erheben und auch seinerseits die Weinstube verlassen, er trank das letzte Glas und legte des Professors Zettel in seine Brieftasche, als die Vorzimmerthür klingelte und eine helle Stimme rief: »Schulze, Schulze, o Du teuflischer Charakter, komm her, Du dicker Sohn des Unglücks, auf daß ich Dich zermalme mit meinem Zorne!«

»Was giebst denn, Herr von Burgstal?« fragte Rouvroy, denn er war allein und Schulze im Keller.

»Sie hier, Herr von Rouvroy?« rief ein sehr elegant gekleideter junger Mann mit lachenden Augen und ziemlich unbedeutendem Gesicht.

»Wie Sie sehen; aber warum sind Sie so außer sich?« fragte Rouvroy.

»Ich bin nicht außer mir, sondern nur außer Athem,« entgegnete der junge Mann, den wir von Burgstal nennen hörten, »weil ich von unserer Wohnung in einem Zuge hierher gelaufen bin. Denken Sie sich, ich habe mir eine Straßburger Pastete gekauft und mir heute Morgen bei diesem Schurken, diesem Schulze, ein halbes Dutzend Bouteillen Champagner bestellt, und Schulze hat mir auf Schulzenwort und Küperehre versprochen, mir den Wein um sieben Uhr in meine Wohnung zu senden, und jetzt ist acht Uhr vorüber und der Wein ist noch nicht da!«

»Das ist allerdings arg,« versetzte Rouvroy, »Sie geben wohl ein Fest heute?«

»Ach nein!« entgegnete der junge Mann naiv, »ich bin sehr traurig, meine Geliebte ist mir untreu geworden, oder vielmehr, ich bin dahinter gekommen, daß sie mir niemals treu gewesen ist, da wollte ich mir denn heute Abend ganz allein auf meinem Zimmer den Gram vertrinken –«

»Und Straßburger Pastete dazu essen,« unterbrach Rouvroy höchst ernsthaft, »ich finde das sehr verständig!«

»Finden Sie wirklich,« fragte Achatz von Burgstal naiv, »ich mag nicht trinken, wenn ich nicht ordentlich dazu essen kann, und Straßburger Pastete ist gut!«



»Gegen Liebeskummer, gewiß,« persifflirte Rouvroy, der kaum seine angenommene Ernsthaftigkeit zu behaupten vermochte.

»Sie verspotten mich,« versetzte Achatz von Burgstal lachend, »thun Sie sich keinen Zwang an, man ist immer lächerlich, wenn man ein Malheur in der Liebe hat!«

Die beiden jungen Männer lachten jetzt aus vollem Halse.

»Nun habe ich meinen Plan geändert, Herr von Rouvroy!« rief endlich der Elegante.

»Ist dero tiefer Liebeskummer vorüber!« fragte Robert, einen neuen Anfall der Lachlust mühsam bekämpfend.

»Das nicht, aber –«

»Aber?«

»Ich habe mich entschlossen, meinen Kummer noch eine Weile zu tragen!«

»Bravo, das ist heroisch!«

»Und heute Abend die sechs Bonteillen mit Ihnen zu trinken, Herr von Rouvroy!«

»Mit mir?« fragte Robert verwundert.

»Ich weiß wohl, daß Sie kein Trinker sind,« fuhr Burgstal freundlich dringend fort, »es ist aber das erste Mal, daß ich Sie in einer Weinstube finde, und das dünkt mich so außerordentlich, daß ich dies Ereigniß feiern muß!«

»Ich nehme Ihre Einladung an, Herr von Burgstal!« antwortete Rouvroy mit einem gewissen Zögern.

»Bravo! bravo!« unterbrach der Elegante.

»Halt!« befahl Robert, »ich stelle zwei Bedingungen, erstlich bezahle ich die Hälfte des Weines!«

»Warum?« fragte Herr von Burgstal.

»Weil ich Ihnen sonst eine Revanche schuldig wäre und vielleicht in längerer Zeit nicht geneigt bin zu trinken!«

»Ich nehme diese Bedingung an,« sprach Burgstal feierlich, »weil ich muß, denn ich kenne Ihre Hartnäckigkeit; aber lassen Sie mich Ihre zweite Bedingung hören!«

»Sie erzählen mir beim Wein Ihre Lebensgeschichte!« sprach Rouvroy.

Es flog ein Schatten über das Gesicht des jungen Mannes.

»Warum?« fragte er nach einem Augenblick des Zögerns.

»Ich sehe Sie jetzt seit Jahren schon,« erwiderte Rouvroy ruhig, »ich fühle eine Art von Theilnahme für Sie und möchte Sie näher kennen lernen!«

»Ich könnte Sie belügen!« bemerkte Herr von Burgstal.

»Sie werden mir Allerlei verschweigen, das versteht sich,« sagte Rouvroy ernst und fest, »aber Sie werden nicht lügen!«

»In Ordnung!« rief Herr von Burgstal. »Schulze! Schulze!«

»Ich habe den Wein gleich, wie ich Sie spektakeln hörte, in Ihre Wohnung geschickt, gnädiger Herr!« antwortete die dumpfe Stimme des Kellners, sein rothes, dickes Gesicht zeigte sich auf einen Augenblick an der Kellertür und tauchte dann wieder unter.

Lachend gingen die beiden jungen Männer nach Hause.

## SIEBENTES KAPITEL. EIN WILDER ZWEIG AM EDLEN BAUM.

»Den Ruhm der Ahnen sollst Du mehren,

»Das Gut der Väter nicht verzehren!«

Als Rouvroy zu Burgstal sagte: »ich habe eine Art von Theilnahme für Sie und möchte Sie gern kennen lernen!« sprach er die volle Wahrheit aus, nur hätte er die Art der Theilnahme noch näher bezeichnen können.

Rouvroy war dem Herrn von Burgstal seit mehreren Jahren ab und zu in Berlin und auch an anderen Orten begegnet; er wußte von ihm wenig, außer, daß er ehemals Garde-Offizier gewesen; daß er ein lebenslustiger, höchst leichtsinniger, junger Mann, das brauchte ihm Niemand zu sagen, und eigentlich zog sich Rouvroy, der frühernste, ja zuweilen etwas pedantische Rouvroy, gern von jungen Leuten dieses Schlages zurück, zumal wenn ihnen jener geniale Zug, der zuweilen wenigstens über schlimme Dinge hinweghilft, so ganz fehlte, wie diesem jungen Manne.

Herr von Burgstal hatte höchstens die mäßige Durchschnittsbildung der Cavaliere von damals, die Manieren der guten Gesellschaft und trug sich meist sehr elegant, plauderte mit naiver Offenherzigkeit und zeigte überall auch die bessern Eigenschaften leichtsinniger Menschen, lobenswerthe Aufwallungen, Freigebigkeit, Großmuth sogar und menschenfreundliche Theilnahme.

Das alles würde aber nicht hingereicht haben, Rouvroy's Theilnahme zu fesseln, wenn Burgstal nicht den Namen einer der ältesten und vornehmsten Familien Preußens getragen, den Namen einer Familie, deren Mitglieder von Anfang an mithalfen bei der Grundsteinlegung und dem Aufbau der Brandenburgisch-Preussischen Monarchie. Viele dieser märkischen Familien führen keinen höhern Adelstitel, sie gehören nicht dem betitelten,

wohl aber dem ältesten und dem Wesen nach vornehmsten Adel an. Rouvroy meinte nun, ein junger Mann, der einen solchen Namen trage und bei allem Leichtsinne seines Lebenswandels, noch so viele guten Eigenschaften zeige, könne, dürfe dem Vaterlande nicht ganz verloren gehen.

Vielleicht aber würde er doch noch lange nicht zu dem Entschlusse gekommen sein, den er jetzt gefaßt, wenn nicht Burgstal in demselben Hause in der Krausenstraße und zwar gerade unter ihm ein Quartier bezogen hätte; diesen Umstand betrachtete Rouvroy als eine Mahnung, das Zusammentreffen in der Weinstube als eine directe Aufforderung, den Leichtsinningen mit dem schönen Namen zu prüfen, ob nicht doch noch etwas aus ihm zu machen sei.

Wir wissen, daß die beiden jungen Herren aus der Weinstube zusammen nach Hause gingen; dort angekommen, begab sich Rouvroy zuerst in seine Wohnung, um zu sehen, ob Briefe an ihn abgegeben; einige Minuten später trat er in die Wohnung des Herrn von Burgstal, welche viel größer, schöner und besser ausgestattet war als die seinige.

Rouvroy lächelte über die Portraits von Schauspielerinnen und Sängerinnen, mit denen die Wände behängt waren; er kannte die enthusiastische Liebe Burgstal's für das Theater und begriff sie, wenn er sie auch nicht theilte; er streifte diese Bilder mit einem flüchtigen Blick, mehr fesselten seine Aufmerksamkeit einige schöne Waffen.

Burgstal nöthigte seinen Gast Platz zu nehmen; zwischen den silbernen, mit Wachskerzen besteckten Armleuchtern prangte auf dem allerdings ungedeckten Tische die Straßburger Pastete, flankirt von einigen niedlichen Kleinigkeiten auf schlechten irdenen Schüsseln; die Champagnerflaschen streckten neugierig ihre Hälse aus dem Korb, welcher neben dem Sopha stand, auf welchem die Herren Platz genommen.

Der erste Pfropfen sprang, und mit jugendlichem Appetit wurde seine bedeutende Lücke in die Pastete gearbeitet; nur wenige Worte wurden während des Essens gewechselt.

Nach dem Essen aber brachte Burgstal einen großen Tabakskasten von Eichenholz mit Blech gefüttert und ein Paar lange Pfeifen von Weichselholz mit Rehkronen geziert zum Vorschein, ließ den Pfropfen der zweiten Flasche springen, und nun erst in aromatischen Duft gehüllt forderte Rouvroy seines Gefährten Lebensgeschichte.

Auch jetzt wurde wieder ein Zug von Verlegenheit bemerkbar auf dem Antlitz Burgstals, die trockene Aufforderung Rouvroy's war ihm offenbar nicht ganz angenehm, und sicherlich würde er bei jedem Andern sich lachend geweigert und lieber ein Dutzend Theater-Anecdoten oder Coulissen-Witze zum Besten gegeben haben; er hatte aber vor Rouvroy einen gewissen Respekt, obgleich er ein paar Jahr älter sein mochte als er, und überdem fühlte er die Neigung, die Freundschaft des ersten jungen Mannes zu gewinnen.

Aber die Erzählung seiner Lebensgeschichte war nicht das Mittel, die Achtung, die er wünschte, zu erreichen;

das fühlte er wohl, trotz des Leichtsinns, der ihn beherrschte und trotz der sehr guten Meinung, die er von sich hatte.

»Was Sie nicht sagen wollen, das verschweigen Sie einfach!« munterte Rouvroy auf, der die Verlegenheit seines Genossen wohl bemerkte.

Herr Robert täuschte sich trotz aller seiner Klugheit; er glaubte, Burgstal zögere seiner Liebes-Abenteuer wegen, weil er seine Liebe zu Friederike, seine jetzt mächtig aufkeimende Leidenschaft für Sophie Ostertag auch verschwiegen haben würde, wenn er seine Lebensgeschichte zu erzählen gehabt hätte. Er hatte keine Ahnung davon, daß ihm Burgstal seine Liebesgeschichten zu allererst und ohne die mindeste Zurückhaltung erzählt haben würde.

»Sie werden nicht viel Erfreuliches hören!« sprach Achatz von Burgstal und leerte sein Glas auf einen Zug.

»Erfreulich oder nicht, beginnen Sie, ich bitte darum!«

Die eigenthümlich bestimmte Art, in welcher Rouvroy seine Wünsche kund gab, imponirte dem Leichtsinnigen, und nachdem er die Gläser wieder gefüllt, gab er folgende Erzählung seines Lebens:

#### Geschichte des Herrn von Burgstal.

»Sie kennen meine Familie, Herr von Rouvroy; Sie wissen, daß dieselbe sehr bedeutende Kriegshelden und Staatsmänner hervorgebracht hat; mein Urgroßvater und mein Großvater waren Beide Staatsminister; mein Vater diente in der Armee Friedrichs des Großen, nahm nach dem Kriege den Abschied, war längere Jahre Landrath und lebte endlich als Domherr in seiner Curie zu Halberstadt. Dort bin ich geboren und zwar als ein Spätling,

nach Jahren einer kinderlosen Ehe, und nachdem mein Vater es schon aufgegeben, einen Erben seines Namens und seiner Güter zu erzielen.

Mein Vater war gerade mit den andern Domherren in der Capitelstube bei einer Conferenz, als sein Kammerdiener hinter seinen Stuhl trat, ihn am Chorhemd zupfte und ihm zuflüsterte: »Ein Junker, Ihro Hochwürden!«

Mein Vater war über meine Geburt so entzückt, daß er sofort aufstand und seinen Herren *confratribus* zurief: Ich habe einen kleinen Gast erhalten, einen Jungen! einen Jungen!

Die Domherren nahmen den herzlichsten Antheil, und Eines der ältesten Capitelmitglieder fing an zu weinen, weil ihn das Glück meines Vaters an seine unerfüllt gebliebenen Wünsche, an seine Kinderlosigkeit erinnerte.

Das Glück über meine Geburt war also groß; mein lieber Vater soll mich oft dem Kindsmädchen aus dem Arm genommen, mich auf dem Vorplatz des Hauses, der mit einem Gitter umzäunt war, herumgetragen und mich glücklich den Vorübergehenden gezeigt haben. Mein Vater hielt seinen Stammhalter nämlich für ein wunderschönes Kind, obgleich ich damals einem kleinen Affen ähnlicher gesehen haben soll als einem kleinen Menschen; das merkten die alten Weiber von Halberstadt bald, sie kamen häufig an's Gitter und brachen in Ausrufe der Verwunderung über meine Schönheit aus, was mein Vater stets freigebig mit blankem Silber belohnte.

Mit welcher Nachsicht ich erzogen wurde, können Sie sich denken, es will mich zuweilen bedenken als wenn die Liebe meiner Eltern zu mir zu groß gewesen wäre, ja ich glaube, Herr von Rouvroy, daß es besser für mich

gewesen wäre, wenn man mich strenger gehalten hätte. An meiner körperlichen Ausbildung dagegen fehlte gar nichts, ich danke meinem Vater die körperliche Gewandtheit und Abhärtung sehr. Schon im vierten Jahre lernte ich mich auf einem kleinen Pferdchen im Gleichgewicht halten. Ich erinnere mich gar wohl, wie ich im zartesten Alter auf dem Domplatz in Halberstadt an schönen Sommerabenden herumgeritten bin. Ein Jäger mit einer Fackel schritt voran, ein alter Kutscher führte mein Pferdchen, rechts neben mir ging mein Vater, links meine französische Bonne.

Seit den ersten Kinderjahren habe ich Pferde und Hunde leidenschaftlich geliebt. Im fünften Jahre schon erhielt ich einen Erzieher, es war ein tüchtiger Mann, aber er durfte nicht von den Instructionen meines Vaters abweichen, die dahin gingen, daß mein Körper vorzugsweise gekräftigt und ausgebildet, mein Geist aber nicht zu sehr angestrengt werde. Reiten, fechten, schießen, tanzen, schwimmen lernte ich frühzeitig, und es wurde gar nichts versäumt, meinen Körper abzuhärten. Als ich acht Jahre alt war, schoß ich auf einer Jagd mit meiner kleinen Flinte meinen ersten Hasen und mein Vater war darüber so erfreut, daß er dem Bedienten, welcher den Hasen brachte, einen Louisd'or Trinkgeld gab.

So verstrichen die ersten zehn Jahre meines Lebens, aus denen ich von meiner Mutter wenig zu sagen weiß; sie liebte mich sehr, aber sie wurde durch die Art meiner Erziehung fern von mir gehalten.

In meinem zehnten Jahre verlor ich meinen Vater. Das war ein großes Unglück für mich, denn er würde mit



seiner Einsicht und Energie nun auch für meine geistige Ausbildung sicher eben so viel gethan haben, als er bis dahin für meine körperliche gethan, und dann wäre wohl Manches anders geworden!

Ich erinnere mich meines Vaters wohl, seiner hohen, stolzen Gestalt, seines tapfern und doch freundlichen Gesichtes; ich sehe ihn noch liegen in dem einfachen Sarge, der in dem großen Saale der Curie aufgestellt war; er lag da in der rothen Uniform des Johanniterordens mit dem Talar und dem Chorhemd des Domherrn darüber!

Das Begräbniß war feierlich; sämmtliche Domherren und die Deputationen der Stifter und Klöster des Hochstifts folgten dem Leichenwagen, der mit Sechsen bespannt war, zu der Begräbnißstätte des Capitels vor das Johannisthor. Ich saß neben dem Domdechanten von Alvensleben in dem ersten Trauerwagen. Die Feierlichkeit war so imposant, daß ich mich noch heute jeder Einzelheit erinnere.

Nach meines Vaters Tode wurde manches verändert, denn meine Mutter, welche mit unserem nächsten Lehnsvetter die Vormundschaft hatte, hegte über Erziehung andere Ansichten als mein Vater. Der milden, feinen Dame war ich zu rauh erzogen, zu roh geworden, und weiche Nachsicht trat überall an die Stelle der Strenge, mit der ich bis dahin, trotz aller Liebe, in Bezug auf meine körperliche Ausbildung gehalten worden war. Das hat mir, wie ich jetzt fühle, nicht gut gethan. Meine Mutter zog mit mir nach Magdeburg und brachte mich auf die Schule des Klosters unserer Lieben Frauen. Ich habe da wohl allerlei gelernt, der schlechteste Schüler war ich nicht, aber rechten Ernst hatte ich nicht, immer wurde über

meinen Mangel an Ausdauer geklagt. Das konnte auch gar nicht anders sein, denn ich dachte viel mehr an Pferde als an Bücher, ich wollte Cavallerieoffizier werden, und der Reitunterricht bei dem berühmten Stallmeister Morio war der einzige, der mir wirklich am Herzen lag.

Nachdem ich drei Jahre die Schule besucht und es wirklich bis nach Ober-Tertia gebracht hatte, ging ich ab – um die Reiterstiefeln anzuziehen, in's öffentliche Leben zu treten, ich war dreizehn Jahre alt. Meine Mutter hatte sich gegen meinen Wunsch, Soldat zu werden, gesträubt, aber wie immer nachgegeben; sie hätte mich lieber meine Studien fortsetzen, Reisen machen und in die diplomatische Carriere eintreten sehen.

Ich hatte Freunde und Verwandte beim Regiment Gardes-du-Corps und besuchte dieselben in dem Lager, in welchem das Regiment damals während der Revue stand, und fand mich durch das militärische Leben dermaßen hingerissen, daß ich meinen Lehns-Vormund und Vetter, der ebenfalls im Lager anwesend war, dringend bat, mich Garde du Corps werden zu lassen. Mein Vetter, der seine Lust an meinem kecken Sinn haben mochte, versprach für mich zu sorgen und führte mich zu dem Obristen von Rabenau, der damals die Gardes du Corps commandirte, eine Hünengestalt, ein prächtiger Reiter, der mir gewaltig imponirte; der Obrist nahm mich freundlich auf und verabredete mit meinem ihm befreundeten Vetter, daß er mich Abends in das Estandartenzelt bringen solle, wo er mich Sr. Majestät dem Könige, welcher zum Retraite-Blasen in's Lager komme, vorstellen wolle. Wir waren zur bestimmten Zeit in dem Zelte, vor dem die fünf Estandarten des Regiments aufgepflanzt waren. Der

Obrist von Rabenau stellte mich dem Könige vor, dieser befragte meinen Vetter über meine Verhältnisse und befahl dann meinen Eintritt in die Leibkompagnie. Ich wurde sofort eingekleidet und ritt am selben Abend mit meinem Vetter nach Berlin zurück.

Als ich mit dem befiederten Dreimaster und in Steifstiefeln hoch und stolz ein Unteroffizier – bei den Gardes du Corps und den Gensdarmes traten die Junker gleich als Unteroffiziere ein – beim ersten Cavallerie-Regiment des Königs von Preußen bei meiner Mutter ankam, kannte sie mich nicht gleich in der Dämmerung und fragte: »was wünschen Sie; mein Herr!« Lachend gab ich zur Antwort: »ich wünsche Ihnen guten Abend, gnädige Maman!« Darauf folgte dann ein von Vorwürfen und Thränen begleitetes Erkennen. Meine arme Mutter drohte, und ich erklärte ihr ziemlich unkindlich, daß ich nur einen Herrn über mir habe, und zwar Se. Majestät den König. Indessen that meine Mutter doch Schritte und stellte ihre Vermögensverhältnisse als bedrängt dar; da der König aber erfuhr, daß die Bedrängniß meiner Mutter in einer jährlichen Einnahme von etwa zehntausend Thalern bestehe, so wies er sie mit ihrem Gesuch ab, und ich blieb Soldat. Zunächst ging ich mit dreimonatlichem Urlaub nach Magdeburg, wo ich confirmirt wurde, dann aber kam ich zur Leibkompagnie nach Potsdam.

Der Königliche Dienst wurde mir nicht leicht, denn ich war seit meines Vaters Tode ein sehr verwöhntes Mutter-söhnchen geworden, oft litt ich jämmerlich, aber endlich fand ich mich darein und fühlte mich so sehr in meiner Stellung, daß es mir wirklich einen tiefen Schmerz bereitete, eines Tages meine gute Mutter in Potsdam zu sehen.

Sie hatte aus Liebe zu mir ihr Domicil in Magdeburg aufgegeben und war nach Potsdam gezogen, um mir nahe zu sein. Was soll ich Ihnen weiter von meinem Leben erzählen? Ich wurde ziemlich rasch Cornet, Offizier und lebte wie alle anderen Offiziere. Als der König nach meinem Avancement zum ersten Male nach Potsdam kam, mußte ich mich bei ihm auf der Fuß-Parade im Lustgarten nach Ausgabe der Parole melden und mich bedanken. Er litt aber freundlich ablehnend nicht, daß ich ihm den Rock küßte, wie's Vorschrift war. Gleich darauf, auf einem Ball im Neuen Palais, wurde ich durch die Oberhofmeisterin von Voß Ihrer Majestät der Königin vorgestellt, und sie hatte die Gnade, mich zu einer Ecosaise zu befehlen. Ich habe mit Ihrer Majestät der hochseligen Königin getanzt! Ich wollte, ich hätte nur solche Erinnerungen an mein Leben in Potsdam, aber ich trieb's toller und toller, namentlich seitdem ich vom Cornet zum Lieutenant avancirt war; meine Mutter hatte immer nur Schulden und immer größere Summen für mich zu bezahlen, endlich bat sie den König um meinen Abschied, ich erhielt denselben gegen Ende des Jahres 1804 und siedelte nach Berlin über.«

Der Erzähler hielt hier einen Augenblick inne. Rouvroy bemerkte wohl, daß die Geschichte etwas kurz abgebrochen wurde, offenbar hatte Herr von Burgstal nicht allein der Schulden wegen den Abschied genommen.

»Nach Weihnachten reiste ich nach Leipzig,« fuhr Burgstal fort, nachdem er eine neue Pfeife genommen und eine neue Flasche entkorkt hatte, »ich besaß bei meiner Ankunft dort noch zwei Louisd'or und versuchte mit denselben im Glassischen Kaffeehaufe mein Glück

im Faro. Um Mitternacht hatte ich sechzig Louisd'or gewonnen; ich spielte jeden Abend und in einigen Tagen hatte ich ein kleines Vermögen zusammen. Nun setzte ich mein Geld in Wechselbriefe um und beschloß nach Paris zu reisen, um den Kaiser Napoleon, den größten Mann der Zeit, zu sehen und wo möglich kennen zu lernen. Ich habe das Pariser Leben genossen, ich habe in der vollen Zauberpracht dieser unbeschreiblichen Stadt geschwelgt, Musik, Tanz, Schauspiel, Alles, ich habe mich in die Mars verliebt, obwohl sie recht gut meine Mutter hätte sein können, und endlich habe ich all mein Geld im Palais-Royal verspielt. Ohne Pfennig kam ich nach Deutschland zurück. Unterdessen hatte mich der König auf Bitten meiner Mutter, welche einsah, daß mich ein zweckloses Leben ruiniren werde, als Lieutenant wieder eingestellt und zwar beim Regiment des alten Courbière in Graudenz. Dazu hatte ich keine Lust, ich wollte jetzt Landwirthschaft lernen, und meine Mutter gab wieder nach. Ich hielt mich auch einige Zeit bei einem tüchtigen Oeconomen auf, lernte aber fast gar nichts und begab mich endlich auf eins von meinen Erbgütern, das in der Nähe einer Stadt lag, in welcher ein Kürassier-Regiment garnisonirte, unter dessen Offizieren ich mehrere Freunde, Bekannte wie auch Verwandte hatte. Das gab ein lustiges Leben, wir sahen uns täglich, entweder war ich in der Stadt, oder die Kameraden waren bei mir draußen, wo eine recht flotte Junggesellenwirthschaft getrieben wurde. Meine Mutter starb in Potsdam, ich habe sie nicht wiedergesehen, als ich nach Potsdam kam, fand ich sie schon begraben.«

Es war im Herbst 1806, die Armee wurde mobil gemacht, und ich eilte nach Charlottenburg und bat Se. Majestät den König, mich dem Kürassier-Regiment von Reizenstein, bei welchem mein Freund Leo von Lützow stand, zu aggregiren, damit ich die Campagne mit machen könne. Diese Bitte wurde mir abgeschlagen, nicht unverdient, ich erkenne das an, aber es war schlimm für mich. Ich ging auf mein Gut, trieb mich herum, gerieth mehr und mehr in schlechte Gesellschaft. Die Kunde von der Niederlage bei Jena traf mich doch sehr hart, obgleich ich ein begeisterter Verehrer des Kaisers Napoleon war; das hatte ich nicht erwartet. Uebrigens ging ich gleich, nachdem sich der erste Schrecken gelegt hatte, nach Berlin, um dort von einem Förster einige hundert Thaler Holzgelder zu erheben, wenn sie nicht geplündert. Ich hatte nämlich damals auch noch ein Gut hier in der Nähe.

Jetzt komme ich zu der bösesten Stunde meines Lebens, ich könnte, ich möchte Ihnen das verschweigen, Herr von Rouvroy, ich will's aber lieber erzählen, es wird mir schaden, aber Sie könnten's ja auch von Andern erfahren!

Hören Sie, ich trieb mich hier herum, ich kam mit Franzosen zusammen, ich war gegen schlimme Gesellschaft nicht ekel, dazu war ich leidenschaftlich Soldat und ein glühender Bewunderer Napoleons. Man brachte mich mit dem Fürsten von Ysenburg zusammen, der hier eine Preußische Legion für den Dienst des französischen Kaisers warb. Es will mir jetzt kaum auf die Lippen, ich, ein Burgstall, ich nahm französische Kriegsdienste zu der Zeit, da mein König mit den Franzosen im Kriege war.

Es ist das ein ewiger Makel für mich, ich weiß es und eine Entschuldigung giebt es dafür nicht, die Erklärung, nicht die Entschuldigung, liegt in meiner Jugend, ich war neunzehn Jahre alt, in meinem grenzenlosen Leichtsinn und in meiner schlechten Gesellschaft. Sagen Sie kein Wort, ich weiß, wie Sie darüber denken müssen, Herr von Rouvroy!

Der Fürst von Ysenburg stellte mich sofort als ältesten Lieutenant im Dragoner-Regiment der Preußischen Legion an, versprach mir, daß ich in vier Wochen Capitain sein solle, und schickte mich nach Leipzig, wo die Legion formirt werden sollte. Wir führten dort ein lustiges Leben, bis zum Mai des Jahres 1807, wo ich mit Urlaub auf mein Gut ging. Später nahm ich meinen Abschied, der mir 300 Francs kostete. Ich habe also die Waffen nicht wirklich gegen meinen König geführt, es ist ein Glück, daß mir diese Schmach erspart worden ist. Auf meinem Gute lag ich nicht still, ich ritt nach alter Weise in der Nachbarschaft herum, machte eine Menge Bekanntschaften und liebte hohes Spiel. Im Jahre 1808 wurde ich nach den Gesetzen des Königreichs Westphalen majorenn und sah mich im Besitz von drei schulden- und hypotheckenfreien Lehn- und Fideicommiß-Rittergütern, die mir aber damals wegen der starken Einquartierungen und den andern Kriegslasten durchaus nicht die Mittel zu dem luxuriösen Leben liefern konnten, welches ich damals zu führen gewohnt war. In meiner leichtsinnigen Weise machte ich überall persönliche Schulden, die bald so drückend wurden, daß ich mir nur noch zu helfen vermochte, wenn meine Lehn- und Fideicommiß-Güter allodificirt wurden. Darauf trug ich denn auch an, machte während der Zeit

allerlei Lustreisen, unter andern auch nach Kassel, wo ich sehr glücklich im hohen Whist war und über zehntausend Thaler gewann. Diese Summe verschwelgte ich mit einem meiner Genossen während eines längeren Aufenthaltes in Hamburg, wo ich das Glück hatte, dem französischen Geschäftsträger seine Geliebte abspenstig zu machen. Meine Geschichte ist jetzt ziemlich zu Ende, man hat mir meine allodisicirten Güter verkauft, weine Schulden sind bezahlt, ich habe auch noch einige Tausend Thaler und lebe jetzt hier nur dem Vergnügen. Wenn ich kein Geld mehr habe, dann werde ich wieder Dienste nehmen, das ist Alles. Ich habe flott und lustig gelebt, Herr von Rouvroy, es will mich aber doch zuweilen eine stille Reue ankommen; ich habe das Vermögen, das ich ererbt, auf eine abscheuliche Weise vergeudet und verpraßt, nicht wahr? Ich hätte können was rechts sein, ja, ich hätte es sein können, ein guter Offizier, oder auch ein tüchtiger Rittergutsbesitzer, ja, beides hätte ich sein können, ich habe das Zeug zu Beiden, nun aber bin ich nichts als der lächerliche Anbeter von Sängerinnen und Theater-Prinzessinnen. Es ist zum Erbarmen!«

Als Herr von Burgstal schwieg, entstand eine längere Pause und Rouvroy bemerkte wohl, daß eine helle Thräne langsam über die Wange des Verschwenders lief.

Diese Thräne rührte ihn; er war noch zu jung, um zu wissen, daß gerade bei dem schlimmsten, dem unverbeserlichen Leichtsinn, Thränen und Worte der Reue und Selbstanklage am lockersten sitzen.

Rouvroy beschloß in seinem edelmüthigen Herzen, den jungen Mann zu retten, ihn zu einem brauchbaren Patrioten zu machen, er traute sich's zu.



Die Jugend ist so glücklich in diesem naiven Selbstvertrauen.

Rouvroy reichte Burgstal die Hand, die dieser voll Rührung drückte.

In dieser Rührung war keine Heuchelei, der junge Mann fühlte sich gerührt, daß man ihm nach diesen schlimmen Bekenntnissen, die indessen nach einer andern Seite hin doch nur unvollständig waren, noch die Hand reichen konnte, nein, Heuchelei war's nicht, aber auch weiter nichts als eine Wallung, eine rasch vorübergehende Regung.

»Nicht wahr, Sie haben ein jämmerlich Stück Leben gehört?« fragte Burgstal mit nassen Augen. Rouvroy, welcher entschlossen war, der Mentor dieses leichtsinnigen Uebermuths zu werden, fühlte doch, daß es lächerlich sein würde, in dieser Stunde hinter der Flasche den Mentor zu spielen.

»Ein lehrreiches Stück Leben haben Sie mir mitgetheilt,« sprach er, »besonders lehrreich für Sie selbst und auch fruchtbar, wenn Sie fortan aus diesen Lehren Nutzen ziehen werden, doch wir reden später davon, wir sind für die dritte Flasche Champagner viel zu ernsthaft!«

Blitzschnell sprang Burgstal aus der reuevollsten Stimmung in die lustigste Laune über; das hätte den pedantischen und scharf beobachtenden Rouvroy sonst gewiß stutzig gemacht und seine Mentor-Hoffnungen herabgestimmt, jetzt aber merkte er nichts, oder es fiel ihm nichts auf, denn er stand bereits, ohne eine Ahnung davon zu haben, unter der Herrschaft des Weines.

Tavel, Verdea und Champagner!

Die Propfen knallten, Burgstal war sofort wieder auf dem Theater, er erzählte trinkend und rauchend von den Theaterdamen, er redete sich leicht in einen gewissen Enthusiasmus hinein, der von den Geistern des Weines getragen ansteckend auf seinen Zuhörer wirkte. Anfänglich waren Burgstal's Erzählungen ziemlich decent, bald aber wurde er in seinen Beschreibungen immer unverschlei-erter, und Rouvroy, der in anderer Stimmung sich verletzt abgewendet haben würde, lauschte tollen Muthes und trunkenen Sinnes den Erzählungen aus einer neuen Welt, welche ihm sein Gefährte auftischte.

Neue Welt!

Es war wirklich eine ganz neue Welt, in welche Burgstal ihn blicken ließ. Diese Welt der verliebten Lüge und verlogenen Liebe, diese parfümirte Welt grober Sinnlichkeit, diese Welt des aufgeputzten, verbildeten, aber nicht maskirten Lasters war dem ernst erzogenen, sittenstrengen jungen Mann, der durch seine frühe Liebe zu einem edlen jungen Mädchen fest gegen die Verführung gewesen, wirklich völlig fremd.

Es war auch für seine Jugend der Augenblick der Probe gekommen.

Halb trunken lauschte er begierig den Erzählungen seines Gefährten; diesem schmeichelte solche Aufmerksamkeit, Beide waren unermüdlich, der Eine im Erzählen, der Andere im Hören.

Mitternacht war nahe, der Champagner war getrunken, aber die jungen Männer, schon trunken, beschlossen, sich noch nicht zu trennen; Burgstal klingelte seinem Diener, der auf solche Dinge schon vorbereitet zu seinschien und ließ eine Bowle Punsch bereiten.

Von den Liebes-Abenteuern kam Burgstal auf Spieler-Geschichten, von den Spieler-Geschichten auf das Spiel selbst, er holte Karten, zunächst, um dem unkundigen Gaste einige Erklärungen zu geben, doch bald genug spielten Robert von Rouvroy und Achatz von Burgstal Landsknecht mit einander.

Das war von Burgstal's Seite durchaus keine Berechnung, wenn er allerdings auch nicht ganz so betrunken wie Rouvroy war, sondern nur der Trieb, den die Jugend hat, sich auszuzeichnen. Burgstal wollte Rouvroy, dem jungen Manne, vor dem er auf der einen Seite so tiefen Respect hatte, auf der andern Seite imponiren; er wollte ihm zeigen, was er für ein Lebemann sei, was für ein Frauenverführer, für ein Trinker und Spieler.

Er war weit entfernt, in diesen Beschäftigungen etwas schlechtes, verderbliches zu sehen, obgleich er kurz zuvor seine Lebensgeschichte erzählt hatte.

Und Rouvroy, der dieses gefährlichen Telemachs Mentor hatte werden wollen, er wurde um drei Uhr Morgens mit etwa fünfzig Thalern, die er gewonnen, von dem Bedienten Burgstalls die Treppe hinaufgeführt und auf sein Bett gelegt, wo er sofort fest entschlief. Bevor er von Burgstal, mit dem er auf dessen Aufforderung – drei Stunden früher würde dieser nicht den Muth dazu gehabt haben – Brüderschaft getrunken hatte, schied, hatte er dem versprochen, mit ihm am andern Tage zu frühstücken und ihn in's Theater zu begleiten. Armer jugendlicher Mentor! –

ZWEITER BAND.

ERSTES KAPITEL. EIN EIGENTHÜMLICHES MÄDCHEN.

»Wer will all' die Räthsel lösen?  
Mancher hat nicht eins errathen!«

Am folgenden Tage hatte Robert von Rouvroy in halb-nüchterner Stimmung gehalten, was er im Rausch verprochen; er hatte, ungefähr um die Zeit, da er sonst zu Mittag zu speisen pflegte, mit seinem neuen Bruder Achatz von Burgstal gefrühstückt, war dann mit demselben in's Theater gegangen und hatte sich von ihm willig hinter die Coulissen führen lassen, wo er die Bekanntschaft mehrerer Herren und Damen vom Theater machte.

Die Erscheinung dieses eigenthümlichen jungen Mannes, der so ganz anders war, als die jungen und alten Herren, welche sonst Zutritt ›hinter den Coulissen‹ fanden, hatte in den Theaterkreisen wirklich einiges Aufsehen gemacht; Burgstal war entzückt davon und Rouvroy selbst, von dem eigenthümlichen Parfüm der Theaterwelt benommen, von den Künstlern, deren Bedeutung in, seinen Augen wuchs, so bald er in ein Verhältniß zu ihnen trat, von den Künstlerinnen, deren Reize ihn fesselten, weil er noch nie mit Frauen ihrer Art bekannt gewesen, umschmeichelt, gab sich, wenn auch mit einigem Widerstreben, so doch fast ohne eigentlichen Widerstand der Verführung hin, die ihn plötzlich, nachdem er nur ihre Zauberkreise überschritten, von allen Seiten umdrängte.

Es waren nur wenige Tage erst verflossen seit jener einsamen Nachtsitzung auf Burgstal's Zimmer und die Verhältnisse hatten sich völlig geändert; Burgstal war

Rouvroy's Mentor geworden auf der Fahrt in das alte Land des Genusses und wahrlich! der Mentor fand einen gelehrigen Schüler in dem neuen Telemach.

Mit Rouvroy war geschehen, was so leicht mit jungen Männern geschieht, die in trefflicher Erziehung groß geworden, sich lange mit reinem und fleckenlosen Gewande durch's Leben führen, durch edle Gesinnungen, reine Liebe und hochherzige Begeisterung gestählt an den begegnenden Versuchungen vorübergehen, die darum endlich von sich selbst glauben, daß sie's schon ergriffen hätten und daß sie ohne Gefahr der Versuchung spotten könnten.

Die edelste Begabung mit der besten Erziehung und den kräftigsten Hülfen vereint, thut's nimmer allein, das sollen sich die Eltern und die Erzieher gesagt sein lassen, die da wännen, es sei mit ihrem Werke gethan; das sollen die Moralisten nicht vergessen, welche die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und Zeter über den jungen Mann rufen, der, obwohl von guter Familie, bester Erziehung und trefflichen Gaben, doch der Verführung erliegt. Sie Alle vergessen, welche ungeheure Bedeutung und welcher mächtige Hinweis in der Bitte liegt: »und führe uns nicht in Versuchung!«

Der Teufel ist nicht so einfältig, wie wir ihn uns wünschen, es sind oft unsere bessern und besten Eigenschaften, die er uns zu Fallstricken dreht.

Die Bekanntschaft mit Ostertag's Sonnenstrahl war eine Lockung für Robert von Rouvroy, sie wurde zur Versuchung, weil er ihr aus Unkenntniß, wenn auch halb widerstrebend, nachgab; die Bekanntschaft mit Burgstal war eine zweite Lockung und sie wurde zur schweren

Versuchung, weil Robert sich stark glaubte durch Charakter und Wissen und diesen jungen Mann seinen Banden entreißen und ihn dem Vaterlande dienstbar machen wollte. Es waren edle Absichten, welche Rouvroy in die Versuchung führten, welcher er erlag.

Man sah jetzt Rouvroy immer mit Burgstal zusammen, häufig an öffentlichen Vergnügungsorten, am häufigsten in Theatern, auch zu dem Geheim-Secretair, bei welchem Ostertag's Sonnenstrahl in Pension war, hatte Rouvroy nach den ersten Besuchen dort, seinen Freund mitgenommen.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß Robert nun mit einem Male ein Spieler, ein Säufer, ein Theaterweibernarr geworden; durchaus nicht, er stand nur auf dem Anfange des Weges, an dessen Ende man das werden kann; er liebte es aber schon, sein kleines Spiel zu machen, er saß gern die Nächte durch mit seinen neuen Bekannten, die er im Grunde alle übersah und eigentlich verachtete, bei der Flasche; er trieb sich mit einer Art von Wißbegierde in den nicht sehr saubern Geheimnissen der Theaterwelt herum, er machte den eiteln, gefallsüchtigen Weibern den Hof, er war wie ein Mensch, der neugierig allerlei ihm völlig fremde Dinge betastet und schmutzige Hände bekommt. Er sieht das wohl und die schmutzigen Hände gefallen ihm auch nicht, er hat auch die Absicht, sich sofort zu waschen, aber seltsam! er kommt nicht zu dem Waschen, so oft er auch daran denkt und sich dazu rüstet.

Es ist das wie im Traume, wo man einen Schuh anhat und nun nach dem Andern sucht, ihn aber nicht finden kann trotz allen Suchens, bis man erwacht.

Da's nicht zum Waschen kommt, so werden die Hände immer schmutziger; was thuts aber, man findet Vorwände in der fruchtbaren Phantasie, man zieht saubere Handschuhe an und ist damit zufrieden, bis man endlich keine Handschuhe mehr braucht, weil man den Schmutz nicht mehr sieht, oder ihn gar für ehrenwerth hält.

Rouvroy zog noch Handschuhe an und täuschte damit sich selbst nicht nur, sondern auch seine wahren Freunde.

Nur Einen täuschte er nicht, seinen alten Lehrer und Freund Wendel, der, zufällig vielleicht, einige Nachrichten über das veränderte Leben und Treiben seines jungen Freundes erhalten hatte und ihm einen Brief in seiner Weise schrieb, das heißt, eine mit klassischen Citaten überreichlich bespickte Epistel, in welchem *Rupertus de Rovereto* ermahnt wurde, sich von der Krankheit der Liebe heilen zu lassen; denn der gute Weiberfeind glaubte nach seinen damals beim Verdea-Wein gemachten Erfahrungen, es sei lediglich die Liebe zu Ostertag's Sonnenstrahl, welche seinen Zögling in schlechte Gesellschaft gebracht und zu einem dissoluten Leben geführt habe. Er schalt ihn, daß er sich nicht das Buch über die Heilung der Liebe, die er ihm mit so schwerem Herzen leihweise angeboten, von ihm abgeholt und rieth ihm, das *Abra-cadabra* auf ein dreieckiges Stück Pergament zu schreiben, dasselbe neun Tage und neun Nächte auf der bloßen Brust zu tragen und es dann in ein fließendes Wasser zu werfen. Der Professor empfahl dem jungen Mann dazu die Spree und meinte, Rouvroy solle damit auf die Churfürsten-Brücke gehen, dort das Pergament in's Wasser werfen und sich dann gleich bei dem großen Friedrich

Wilhelm als genesen und zum Dienst des Vaterlandes bereit melden. So mischte der sonderbare Gelehrte Ernst und Scherz, Spott und Warnung in seiner eigenthümlichen Weise durch einander. Er hatte auch gleich, weil er Alles, was er trieb, vollständig machte, einen neuen geschriebenen Abmessubra-Zettel beigelegt. Der Zettel sah so aus:

*Abracadabra  
bracadabra  
racadabra  
acadabra  
cadabra  
adabra  
dabra  
abra  
bra  
ra*

Aber auch hier hatte der Professor den Ernst zum Scherz gefügt, denn in vollkommener Minuskelschrift stand darunter, was sicherlich nicht zum Zauberzettel gehörte: »*Sudavit puer et alsit, abstinuit venere et vino!*«

Robert von Rouvroy lachte über den Brief seines alten Lehrers und war ihm, die gute Absicht erkennend, dankbar dafür, meinte aber in seinem Sinne, er könne sich ja in jedem Augenblick die Hände wieder waschen, das heißt, aufhören, die Theaterwelt und die Kneipen zu frequentiren, und das Spiel lassen. Er sprach dabei auch mit sich selbst geflissentlich nicht von Ostertag's Sonnenstrahl, denn dann hätte er sich gestehen müssen, daß er die Besuche bei diesem jungen Mädchen nicht so ohne Weiteres hätte einstellen können. Er war aber auch auf



andern Punkten im Irrthum, es würde ihm auch schon eine gewaltige Anstrengung gekostet haben, aus den Theaterkreisen weg zu bleiben. Die Leute, welche die ›Welt bedeutenden Bretter‹ betreten, bilden eben auch eine kleine Welt für sich, und wer in dieser kleinen Welt eine Rolle spielt, in der großen, in der wirklichen Welt aber keine, oder eine weit geringere, der ist dieser Theaterwelt verfallen und an sie geschmiedet durch seine eigene Eitelkeit. Bald hält er die Theaterwelt, die verschiedenen Kreise, die sich in allerlei Abdachungen um das Theater ziehn, für die wirkliche Welt und dünkt sich gewaltig was, wenn er eine Bedeutung in den Haupt- und Staats-Actionen ›hinter den Coulissen‹ hat. Auch war Rouvroy jetzt schon daran gewöhnt, jeden Abend sein Spiel zu machen, er sehnte sich schon nach den Aufregungen des Hazard und seine Umgebungen priesen ihn als einen ›eleganten und noblen‹ Spieler, weil er fast immer verlor und sich niemals beklagte, oder Unmuth merken ließ.

In Geldverlegenheit war Rouvroy übrigens durch das Spiel noch nicht gerathen, denn wenn er auch fast immer verlor, so hatte er doch an einem Abend einen für die Verhältnisse sehr großen Gewinn gemacht und glücklicher Weise für Rouvroy's Gefühle hatte der Verlust bei diesem Spiele einen notorisch reichen Mann betroffen.

Man sieht, daß Rouvroy eigentlich noch nichts weiter that, als was tausende von jungen Männern seines Alters und Standes vor und nach ihm gethan, die danach doch treffliche und ausgezeichnete Mitglieder der besten Gesellschaft gewesen.

Es war eigentlich nur der scharfe Contrast zwischen dem Leben, das Robert bis dahin geführt und dem, was er

nun führte, die Plötzlichkeit der Wendung, welche überraschen und ängstlich machen mußte.

Wir finden die beiden jungen Männer im Zimmer der Demoiselle Sophie Ostertag bei dem Geheimen-Secretair Neumann in der letzten Straße. Das sehr mäßig ausgestattete Gemach, dessen fast einzigen Schmuck einige frische Blumensträuße in schlechten thönernen Vasen, deren Ränder überall abgestoßen sind, bilden, hallt wieder von dem Gelächter und den Scherzreden der darin versammelten jungen Leute, denn zu diesen muß auch die Frau Geheimsecretairin trotz ihrer vollkommenen dreißig und deren unverheirathete, noch etwas jüngere Schwester gerechnet werden.

Achatz von Burgstal ist wie immer sehr elegant gekleidet und die ihm eigene unverwüstlich gute Laune giebt seinem doch schon etwas verlebten Gesicht immer noch einen jugendlichen Ausdruck; wenn wir dem Blick seiner lachenden Augen folgen und den Blick sehen, mit welchem ihm die Frau Geheimsecretairin entgegenkommt, so gerathen wir sehr bald zu der Erkenntniß, daß der Herr Geheimsecretair Neumann, der den besten Ruf als fleißiger, pflichttreuer Beamter hat, als Ehemann sicherlich nicht zu beneiden ist. Seine Frau ist allerdings noch immer ein recht hübsches Persönchen, aber der Leichtsinn lacht ihr aus den hellen, harten Augen, die Genußsucht schwebt um die kirschrothen Lippen und die Gefallsucht spielt in den dünnen, langen Locken. Die Frau ist eine von jenen bürgerlichen Koketten, die allerdings nur sehr jungen Leuten gefährlich werden können, die es aber glücklicher Weise fast immer vorziehen, ihr üppiges

Spiel mit Männern zu treiben, die ihrer in jeder Beziehung würdig sind.

Diese Frau liebt ihre Schwester sehr, denn Agathe ist so häßlich, daß sie ihr nie Eintrag thun kann, aber Agathe ist dabei stets so verzweifelt lustig, so ›kreuzfidel‹, wie sie selbst sagt, daß ihr gegenüber gar keine üble Laune oder Verstimmung aufkommen kann. Das große, häßliche, starkknochige Mädchen mit den kleinen, scharfen Augen und den dünnen Lippen, lacht so rauh und laut, daß man das Gelächter eines Mannes zu hören glaubt, aber ihr Gelächter ist herzlich und was ihre Scherze an Feinheit vermissen lassen, das ersetzt die gute Laune. Uebrigens ist das häßliche Mädchen wirklich sehr gutmüthig, sehr dienstfertig und sehr gefällig. Sie bewundert aufrichtig alle Anbeter ihrer schönen Schwester und hält die Frau Geheimsecretairin geradezu für die Liebesgöttin selbst.

Diese Drei und mit ihnen Ostertag's Sonnenstrahl, sauber und leicht in einem hellrothen Sommerkleidchen und Robert in einem eleganten grünen Frack sitzen um einen langen schmalen Tisch und verzehren ein kleines hübsches Frühstück, welches Achatz von Burgstal hergeschickt hat. Dieser ausgezeichnete Cavalier nun spielt mit sichtlicher Erfahrung und ohne die geringste Zurückhaltung den siegsgewissen Eroberer gegen die hübsche Frau und den großartigen Gönner gegen deren häßliche Schwester. Dadurch sichert er sich zugleich eine ihm zusagende Unterhaltung und läßt seinem Freunde, Herrn von Rouvroy, freies Feld dem Sonnenstrahl gegenüber, der am Tische sitzt, die Serviette zurückgeschoben hat und mit den kleinen hübschen Fingern auf der glatten

Tischplatte ein Paquet von langen Streifen beschriebenen Papiers zu Fidibussen verarbeitet.

»Was machen Sie da, liebe Sophie?« fragte Rouvroy erstaunt beim Beginn der Arbeit.

»Sie rauchen doch selbst Tabak!« antwortete das Mädchen mit dem ewigen Lächeln.

»Für wen?« fragte der junge Mann weiter.

»Dieser ist für Sie,« entgegnete sie lachend und warf ihm den eben vollendeten Fidibus zu, »die andern aber sind für meinen guten Freund, den Herrn Geheimsecretair!«

»Dem Sie noch den Kopf verdrehen werden, dem armen guten Manne!« rief die Frau vom Hause dazwischen.

»Pah!« versetzte Sophie lachend, »erst haben Sie diesem armen guten Manne den Kopf verdreht, wenn ich das jetzt nun auch thue, so kommt der Kopf wieder auf den rechten Fleck!«

»Wer weiß, ob meiner Schwester damit gedient ist!« sagte die häßliche Agathe trocken.

Die kleine Gesellschaft lachte laut.

»Schöne Arbeit für einen Sonnenstrahl!« bemerkte Rouvroy spöttisch.

»Was wollen Sie?« erwiderte Sophie, »auch der Sonnenstrahl scheint und blitzt nicht nur, auch er arbeitet, er läßt das Korn wachsen, er –«

»Läßt den Wein reifen!« unterbrach Burgstal.

»– und trocknet die Wäsche auf der Leine!« fuhr die häßliche Agathe fort.

»Sie sehen,« nickte Sophie, »ein Mädchen muß sich früh an häusliche Arbeiten gewöhnen!«

Das Fidibus-Kneifen für eine häusliche Arbeit auszugeben, belustigte die Gesellschaft sehr.

Während nun Burgstal der hübschen Frau Complimente sagte, über welche diese wirklich zuweilen noch zu eröthen vermochte und der lustigen Agathe Versprechungen *en grand-seigneur* machte, Beide, aber auf eine fabelhafte Weise belog, rückte Robert seinen Stuhl näher an den des Mädchens, das ihn bei jedem Besuche mehr fesselte.

»Liebe Sophie!« bat er leise und hielt ihr die rechte Hand fest.

»Herr von Rouvroy!« entgegnete sie ruhig mit ihrem offenen, unverschleierten Blick.

Sie ließ ihm ruhig ihre Hand; diese Hand war weich und klein, rund und kühl, aber ihre Finger erwiderten den Druck nicht.

»Ich liebe Dich, reizender Sonnenstrahl!« begann Robert mit einem leidenschaftlichen Blick seiner großen funkelnden Augen.

»Das höre ich immer wieder gern aus Ihrem Munde,« flüsterte das Mädchen, »viele sagen mir's, von Ihnen höre ich's am liebsten!«

Sie sagte das aber ganz ruhig, machte ihre Rechte frei und begann wieder an den Fidibussen zu arbeiten.

»Lieben Sie mich, Sophie, lieben Sie mich!«

Rouvroy sagte das leise, aber doch fast befehlend.

»Ich liebe Sie ja, werden Sie doch nicht immer heftig!«

Es lag in den Worten nicht, und auch nicht im Tone etwas abweisendes und doch war's keine Zustimmung.

»Du hast kein Herz, Mädchen!« grollte Rouvroy.

»Kein Herz? warum nicht?« fragte Sophie verwundert auf ihn blickend.

»Du liebst mich nicht! ich fühl's, Du liebst mich nicht!« fuhr Rouvroy flüsternd fort.

»Was wollen Sie denn?« versetzte das Mädchen, wirklich forschend, nicht unwillig, und setzte hinzu, »ich liebe Sie mehr als alle andern Männer, ich sage es Ihnen ganz ehrlich, Sie glauben mir aber nicht!«

»Die andern Männer sind Dir ganz gleichgültig, Mädchen,« höhnte Robert sich selbst, »und ich bin Dir ein wenig weniger gleichgültig, das ist aber keine Liebe!«

»Ich verstehe Sie nicht!« sprach der Sonnenstrahl ganz offenherzig und lächelte.

»Das ist's eben!« zürnte der junge Mann.

»Erklären Sie mir das; ich liebe Sie wirklich, Herr von Rouvroy!«

Das Mädchen war aufrichtig.

»Du mußt mir deine Liebe beweisen!« erwiderte Robert wieder in dem ihm eigenen befehlenden und docierenden Tone.

»Ah!« entgegnete der Sonnenstrahl lachend, »Sie glauben mir's nicht, wenn ich's sage und glauben es auch nicht, wenn ich's beweise!«

»Hast Du mir deine Liebe schon bewiesen, wodurch?« forschte er hastig.

»Neulich sagten Sie mir,« erklärte Sophie, »ich müsse meine Liebe dadurch beweisen, daß ich Sie umarme und küsse!«

»Nun?«

»Ich habe Sie umarmt und geküßt!«

Roberts Augen flammten.

»Du hast Dich umarmen und küssen lassen von mir,« antwortete der junge Mann mit schwerem Odem, »oh! das war schön! aber Du hast mich nicht geküßt!«

»Ich habe Sie wohl geküßt!« beharrte das Mädchen mit einer unglaublichen Ruhe, »allerdings nicht gleich, aber nachher doch, als Sie mich eine Weile geküßt hatten, Sie merkten es freilich nicht, denn Sie waren so außer sich, daß Sie nicht mehr hörten und sahen!«

Robert antwortete nicht, aber er vergaß nicht das seltsam aufrichtige Geständniß, daß Sie ihn geküßt habe, nachdem er sie eine Weile zuvor geküßt.

»Sie sehen also, daß ich Ihnen meine Liebe bewiesen habe!« bemerkte der Sonnenstrahl mit einem triumphirenden Lächeln.

»Sie müssen mich öfter küssen, mehr küssen, Sonnenstrahl!« flüsterte Rouvroy glühend.

»Ich will es gern,« erwiderte das lächelnde Mädchen, »aber nicht, wenn diese Leute dabei sind!«

Rouvroy nahm des Mädchens Hand wieder, küßte sie feurig und hielt sie fest; er konnte wahrhaftig mit solcher Aufrichtigkeit und Gelehrigkeit zufrieden sein; die eigenthümliche Weise des Mädchens reizte ihn gewaltig, seine Augen strahlten, er war hingerissen von ihr in diesem Augenblick, dennoch fiel ihm auf, daß der Sonnenstrahl sich weigerte, ihn in Gegenwart der Andern zu küssen; bei jedem andern Mädchen würde ihm das ganz natürlich und in der Ordnung geschehen haben, bei diesem aber mußte es ihm allerdings auffallen.

»Und warum willst Du mich in Gegenwart dieser Leute nicht küssen?« fragte er leise.

»Weil dann dieser Herr von Burgstal auch geküßt sein will von mir,« flüsterte Sophie, sich zu dem jungen Mann neigend, »und diese Frauzimmer wollen von Dir geküßt werden; mir aber ist's widerwärtig eines Mannes Lippen zu berühren, der alle Frauen küßt und mir ist's ein Abscheu, wenn andere Weiber die Lippen des Mannes küssen, den ich liebe!«

Rouvroy's ganzes Antlitz strahlte, er war schön in diesem Augenblick, denn er fand den Ausspruch des Sonnenstrahls sublim, weil er in demselben zum ersten Male eine Spur von der Leidenschaft zu finden glaubte, welche er dem jungen Mädchen einflößen wollte.

Und doch irrte er sich sehr; die Wahrheit war, daß er allerdings dem seltsamen Mädchen lieber war, als die andern Männer, die es bis jetzt gekannt, das war indessen kaum ein Compliment für ihn; das Herz des Sonnenstrahls wußte wirklich nichts von Liebe, es hatte keine Ahnung davon, nicht einmal ihr Temperament sprach lebhaft für ihn, sie küßte ihn selbst nur dann, wenn sie unter seinen feurigen Liebkosungen erwarmete; Ostertag's Sonnenstrahl hatte weder Herz noch Temperament, oder was für Rouvroy dasselbe war, beide schliefen noch in ihr und er hatte bis jetzt weder das Eine, noch das Andere zu wecken verstanden. Ihr letzter Ausspruch aber war weder sublim, noch war er irgendwie durch ein tieferes Gefühl bewirkt, er ging nicht einmal aus jungfräulicher Verschämtheit, sondern ganz einfach aus dem Gefühl für Anständigkeith und Reinlichkeit, aus derselben Delicatesse hervor, welche uns abhält, mit Andern aus einem Glase zu trinken.



»Ich habe gestern auch den alten Herrn Amtsrath, wie war doch sein Name?« setzte Ostertag's Sonnenstrahl emsig das Gespräch fort, »den Herrn von Krummensee wieder gesehen, mit welchem Sie damals in der Pfaffenschenke waren.«

»Der alte Herr freute sich gewiß sehr, Sie wieder zu sehen, liebste Sophie?« fragte Rouvroy lächelnd, denn er gedachte des Eindrucks, den das Mädchens auch auf seinen damaligen Reisegefährten gemacht.

»Ja, er freute sich gewaltig,« erwiderte Sophie lachend, »er rief mich über den ganzen Schloßplatz hin beim Namen und stellte mir seinen Vetter vor, seinen Vetter Philipp, den er bei sich hatte, einen hübschen, schlanken Offizier von den Ulanen und sagte, daß er das ohne Gefahr thun könne, weil der Vetter morgen zur Armee nach Preußen fort müsse, sonst würde er das nicht wagen, denn dieser Ulan sei ein höchst gefährlicher Bursche für junge Mädchen, ein schlechtes Subjekt, welches in Liebeshändeln eine furchtbare Reputation habe und der Schrecken aller Familien mit Töchtern sei. Dazu lachte der alte Herr gewaltig, der junge Vetter aber sagte etwas hochmüthig und sehr selbstgefällig: Ich bitte, Herr Vetter, ich bitte, Discretion ist die Parole bei den Ulanen! Wir haben da eine ganze Weile auf der Brücke bei'm großen Churfürsten gestanden und gelacht, obgleich die Sonne gewaltig brannte. Der Ulan aber warf mir etliche von den lächerlichen Blicken zu, mit denen mich hier die Männer immer beehren, mögen sie mir nun auf der Straße begegnen, oder sonst mit mir zusammentreffen, welche seltsamen, lächerlichen Blicke!«

Das Mädchen lachte herzlich.

»Es sind Liebesblicke!« erklärte Robert.

»Die Männer müssen gar nicht wissen, wie lächerlich sie aussehen, wenn sie solche Augen machen!« rief der Sonnenstrahl stärker lachend.

»Sie haben diese Blicke nicht in der Gewalt,« sagte Rouvroy, »sie blicken so erstaunt und begehrlieh zugleich, wenn ihnen weibliche Schönheit entgegentritt!«

»Es blicken nicht alle Männer so,« erwiderte Sophie, »ich habe solche Blicke bei Ihnen nie gesehen, Herr von Rouvroy, und doch haben Sie mir gesagt, daß auch Sie mich für eine weibliche Schönheit halten!«

Rouvroy geschmeichelt, antwortete nicht, aber er deutete verstohlen auf Burgstal, der seinen linken Arm zärtlich um die schöne Frau geschlungen hatte und ihr zärtliche Blicke zuwarf.

»Nein, nein, das ist's nicht,« entgegnete das Mädchen, »die unverschämte Sicherheit, mit welcher der Herr von Burgstal auf diese Frau sieht, benimmt dem Blick die Lächerlichkeit, das ist ganz anders; der Blick, den ich meine, kommt mir vor wie eine dumme Frage, auf welche man gar nichts antworten kann, auf welche der Frager aber doch mit unbegreiflicher Sicherheit eine Antwort erwartet.«

»Wird der Amtrath von Krummensee länger in Berlin bleiben?« fragte Rouvroy, nachdem er durch ein zustimmendes Nicken die Aussprüche des Mädchens allerhöchst gebilligt.

»Ich weiß nicht,« entgegnete, Sophie, »einige Tage aber gewiß, denn ich mußte ihm meine Wohnung sagen, und

er versicherte mir, daß er mich besuchen werde. Wir sprachen auch von Ihnen, Herr von Rouvroy; der Herr Amtsrath machte große Worte von Ihnen, er liebt Sie sehr, ich habe ihm auch Ihre Wohnung sagen müssen, doch schien er sich etwas zu wundern, daß Sie mich besucht hatten, ich weiß nicht warum – ich hatte Sie eingeladen, wie ich ihn eingeladen hatte.«

Robert lachte, er wußte recht gut, weißhalb sich der Amtsrath über seinen Besuch bei dem jungen Mädchen gewundert hatte, er wußte aber auch, daß es ganz unmöglich sei, dem Sonnenstrahl den Grund dieser Verwunderung klar zu machen.

Er blickte dem jungen Mädchen scharf in die Augen. Sophie erröthete leicht, sie erwiderte den forschenden Blick durch einen freundlichen: sie blickte eigentlich immer ganz gleichmäßig heiter und freundlich und bewies im Grunde allen Menschen ganz dieselbe Freundlichkeit.

Rouvroy blieb nachdenklich, gewiß war ihm oft schon das eigenthümliche Wesen Sophien's aufgefallen; es war ihm aber doch noch nie so ganz und voll in's Bewußtsein getreten, daß eben Sonnenstrahl wirklich ganz anders war, wie andere junge Mädchen.

Von vielen Dingen, welche andere weibliche Wesen ihres Alters genau wissen, hatte Sophie Ostertag offenbar gar keine Ahnung, dagegen wußte sie eine Menge anderer Dinge, von denen sonst junge Mädchen nichts wissen, nichts wissen sollen, oft auch nichts wissen können; was Andere verschweigen und verschleiern, sagte sie ruhig heraus, was Andere scheuen, griff sie herzhaft an, was Andere fürchten, dem sah sie gleichmüthig in's Gesicht.

Sie sprach und that Vieles, was wir unweiblich, unpassend bei jungen Mädchen finden, und doch sprach und that sie es nicht auf eine unpassende, oder unweibliche Weise; die Sache blieb unweiblich, sie aber wurde nicht unweiblich dabei.

Es war das ein Räthsel, welches unser junger Freund gern gelös't hätte, was aber, je mehr er darüber nachsann, ihm nicht klarer, sondern immer dichter umschleiert erschien.

Man lös't Räthsel überhaupt nur selten durch langes Sinnen darüber, denn die Räthsel beruhen meist auf einem Einfall und werden auch meist durch einen plötzlichen Einfall klar. Ein Gedankensprung hilft weiter als das logische Denken.

Vielleicht war das eigenthümliche Wesen Sophien's auch nur ein Räthsel, welches auf einem Einfall beruhte, zu dessen Lösung nur ein Gedankensprung führen konnte?

Rouvroy forschte nach der ersten Erziehung des Sonnenstrahls, er wollte darin den Schlüssel finden, mit welchem dieses Wesen auszuschließen; aber so hell das junge Mädchen in ihrer Erscheinung war, so dunkel waren bei ihr Geburt und erste Erziehung.

»Ich habe meinen Vater und meine Mutter nie gekannt!« erzählte Sophie freundlich und ohne irgend welche Bewegung, »Ostertag in der Pfaffenschenke ist nur mein Pflegevater, dem ich aber recht dankbar bin, denn er hat es mir nie an Etwas fehlen lassen und mir stets meine Wünsche erfüllt. Meine frühesten Erinnerungen führen mich in einen großen Garten, in welchem viele Weinstöcke standen. Darum habe ich das Weinlaub noch heute

so gern. Bei der Pfaffenschenke gab es keine Weinstöcke und als man dort vor etlichen Jahren den Ersten pflanzte, da erkannte ich auf der Stelle die Blätter wieder, da erst wußte ich, daß es Weinstöcke gewesen waren, welche ich als ganz kleines Kind in dem großen Garten gesehen. Wir wohnten, nämlich ich und die alte Wärterin, die ich hatte, sie hieß Nanna, in einem kleinen Häuschen oben im Garten; es war oben, denn ich weiß, daß eine Treppe in mehreren Absätzen mit vielen Stufen hinunter führte an das Ufer eines großen Wassers, auf das die Sonne goldig niederleuchtete. An diesem Wasser saß ich oft mit der alten Nanna und warf kleine, weiße Steine in die blauen und goldenen Wellen; es kamen auch andere Leute zu uns, sie redeten aber in einer anderen Sprache mit Nanna und mir. Zu dem Häuschen hing ein großer, schöner, bunter Vogel mit gewaltigem, krummem Schnabel an einer Kette, der mit furchtbarer Stimme ›Nanna‹ schrie, so bald er uns sah. Ich wurde mit einem süßen Brei gefüttert, welcher schön goldgelb aussah und aß mit einem Löffel von Elfenbein, an dessen Griff ein Engelskopf: den Löffel habe ich noch in der Pfaffenschenke. Mein Bettchen hing an rothen Bändern von der Decke nieder und schaukelte sacht hin und her mit mir, wenn ich darin lag, und eine herrliche Musik ertönte draußen, wenn ich drinnen einschliefe. Die Musik höre ich noch zuweilen beim Einschlafen, das heißt, ich glaube sie zu hören, denn natürlich ist's nur Traum; die alte Nanna hatte ein sehr häßliches, gelbes Gesicht mit großen Runzeln und Falten und ihre schwarzen Augen glüheten wie Kohlen unter der rothen Mütze, oder dem rothen Tuch, was sie um die Stirn hatte;

gegen mich war sie aber sehr gut, sie trug mich unermüdlich herum und spielte mit mir mit den Fingern, ich weiß nicht mehr recht, wie das war, ich habe mich oft auf das Fingerspiel besonnen, habe es aber nicht finden können in meinem Gedächtniß. Auch sang sie mir viel vor, das war aber in einer andern Sprache, als sie sonst redete, es klang ganz anders, viel lustiger, es klang gut, obgleich sie eine rauhe Kehle hatte. Wenn sie sang, neigte sich Nanna ganz tief zu mir herab, und wenn sie mich küßte, roch es immer, wie schöne Aepfel riechen. Ich denke die alte Nanna wird wohl recht schön duftenden Wein, getrunken haben. Ich hatte einen runden Hut von braunem Stroh, oder so etwas, und ein feuerroth Röckchen, ich sehe es noch vor Augen, wenn ich weiße Steinchen und hellglänzende Muscheln darin gesammelt hatte. Die warf ich dann der großen Ziege vor, die unten am Wasser mit dem Strick an einen dicken Baum gebunden war; ich dachte die Ziege sollte die Steine fressen und freute mich, wenn sie kam und sie beroch. Das ist aber auch Alles, was ich aus jener Zeit weiß. Nicht wahr, Herr von Rouvroy, das klingt wie ein Märchen? Ich habe später viele Märchenbücher gelesen, und zuweilen denke ich, daß das Alles, was ich Ihnen eben erzählt habe, wirklich auch nur ein Märchen ist, was ich irgendwo gelesen. Mein Pflegevater aber, den ich sonst wohl danach fragte, hat stets gelacht und gesagt: es ist wohl möglich, Phiechen, daß das Alles so gewesen ist, wie Du's erzählst, ich kann's aber nicht bestätigen, denn siehst Du, ich war ja nicht dabei! Es ist seltsam, zuweilen dünkt's mir ein Märchen, dann aber wieder, wenn ich in so recht hellem Sonnenschein durch die Felder gehe und es ist so still, daß ich

das leise Summen der Käfer höre, dann weiß ich ganz genau, daß ich in dem feuerrothen Röckchen an dem tiefblauen und goldenen See gesessen und mit weißen Steinchen und glatten Muscheln gespielt habe; auch ist's mir dann, als hörte ich ganz in der Ferne, ganz weit die alte Nanna singen. Ich bin dann oft eilends aus dem Felde nach Hause gelaufen und habe mir den Elfenbeinlöffel betrachtet, mit dem ich einst den süßen, goldgelben Brei gegessen!«

Der Sonnenstrahl schwieg still; offenbar fand das Mädchen großes Behagen an diesen frühesten Kindererinnerungen, es lächelte wie es immer lächelte, und doch schien es Rouvroy, als habe dieses Lächeln jetzt einen andern, einen höhern Ausdruck, als sonst; ihm war der Sonnenstrahl nie so lieblich erschienen, er fühlte sich nie so warm und innig zu ihm hingezogen wie in diesem Augenblick. Er war ganz hingerissen und hörte nicht ein Wort von den schlechten Scherzen, welche Burgstal laut genug mit den beiden Frauenzimmern trieb.

»Und wie kamen Sie in die Pfaffenschenke?« fragte Robert plötzlich ganz hell aus all seinen warmen und seligen Empfindungen heraus.

Die Jugend ist ein ungenügsam Geschlecht, sie lässet sich nimmer genügen an dem, was sie hat und wenn es noch so beglückend wäre, sie will immer mehr und strebt immer weiter. Grausam zerstört sie mit eigener Hand die lieblichste Illusion, die sie selbst geschaffen, bis die Kraft erlahmt, und sie sich keine Illusionen mehr machen kann. Dann steht der Mann und schaut mit bitterm Lächeln auf die Welt von Trümmern, auf die schöne Welt, die er selbst in Stücke schlug.

Sophie hatte ihn lächelnd angeschaut auf seine Frage, und als er sie wiederholte sagte sie einfach: »Ich weiß es nicht!«

»Du weißt es nicht?« staunte Robert.

»Ich weiß es nicht!« wiederholte der Sonnenstrahl.

Der junge Mann lächelte ungläubig.

»Es ist eine Lücke in meinen Erinnerungen!« erklärte Sophie.

»Und wo beginnen sie wieder?« fragte Rouvroy hastig.

»In meinem fünften Jahre,« antwortete Sophie ruhig, »da war ich schon bei Vater Ostertag in der Pfaffenschenke, ich hatte aus Pappe gemalte, bunte Buchstaben auf dem großen, braunen Lehnstuhl, vor welchem ich stand, und Vater Ostertag sprach mir die Buchstaben vor. Seitdem sind mir meine Erinnerungen treu. Es kam ein Lehrer in's Haus, ein armer Seminarist, er spielte wunderschön Clavier, das war ein geschickter Mensch, der mich sehr liebte, ich habe von ihm eigentlich Alles gelernt, was sich ordentlich weiß. Er liegt in Binsenbeck begraben, gleich rechts von der Kirchenthür, und alle Jahr an Sanct Johannistag hänge ich einen weißen Rosenkranz an sein Grabkreuz. Der gute Barnow war immer heiter und guter Dinge und sang, wo er singen konnte, auch am letzten Tage noch, wo ich ihn gesehen habe, sang er lustig. Er bekam ein Nervenfieber, man ließ mich nicht mehr zu ihm, weil man die Ansteckung fürchtete, er war in wenigen Tagen gesund und todt; das war, als ich fast dreizehn Jahr alt war. Nach Barnow's Tode kam ich zum Prediger, zum alten Pastor Zwirner in Binsenbeck; der hat mir gar nicht gefallen, ich kann ihn noch heut nicht leiden, obwohl er immer sehr freundlich mit mir ist und seine



Bruderstochter, die ihm die Wirthschaft führt, zu meinen besten Freundinnen gehört!«

»Und warum mißfällt Ihnen der Pfarrer so, liebe Sophie?« unterbrach Rouvroy, indem er die Hand des Mädchens ergriff.

»Ich weiß es selbst nicht recht,« entgegnete das Mädchen, »oder vielmehr, ich weiß es sehr gut, aber ich glaube nicht, daß ich's so sagen kann, um's Ihnen deutlich zu machen!«

»Versuchen Sie's, liebe Sophie!« bat der junge Mann.

»Nun, ich will's versuchen,« versetzte der Sonnenstrahl rasch; »sehen Sie, als mir mein seliger Lehrer Barnow die heiligen Geschichten vorlas und aus der Bibel erklärte, da war Alles lebendig, da kam Alles warm an's Herz, da liebte ich den Gottessohn und seine Jünger, da habe ich geweint bei der Leidensgeschichte des Herrn und war doch selig dabei und, ja, ich weiß nichts weiter zu sagen, es war eben Alles lebendig; als ich aber zum Prediger kam, da ist Alles starr, farblos, düster geworden, unter den Worten des alten Zwirner ist die lebendige Geschichte gestorben, und wie die heilige Geschichte kalt wurde, da wurde auch mein Herz kalt gegen sie, ja, seitdem ich in dem Unterricht bei dem Prediger gewesen, fühle ich, daß ich Etwas verloren habe, es fehlt mir etwas – wissen Sie nun, was ich meine?«

Rouvroy hatte das junge Mädchen schon eine ziemliche Weile staunend und mit großen Augen angesehen, das war eine Enthüllung, die er nicht erwartet hatte; sie kam so überraschend für ihn, daß er sich herzhaft zusammen nehmen mußte.

»Ich glaube doch, daß ich Sie verstanden habe!« erklärte er ernst.

»Das freut mich von ganzem Herzen!« sagte das Mädchen freundlich.

Der junge Mann trug wie billig Scheu, von diesen Dingen weiter zu reden in diesen Umgebungen, und mit einer gewissen Hast sagte er: »Und hatten Sie seitdem weiter keinen Unterricht?«

»O doch,« entgegnete das Mädchen einfach, »der jetzige Diakonus in Oderberg, Herr Brunnemann, der damals Vicar in Nieder-Sumpt war, kam alle Woche zwei Mal und fing mit mir Geschichte, Geographie, Französisch und noch andere Wissenschaften an, dann aber bin ich nun schon zwei Jahre hier in Berlin, wo ich eine Menge Lehrer habe. Es gefällt mir aber nichts mehr; ich denke, daß ich genug weiß für ein Mädchen; Musik aber, Singen und Tanzen, das ist lustig, das gefällt mir!«

»Und hat Ihr Pflegevater,« forschte Robert weiter, »niemals mit Ihnen über Ihre Eltern gesprochen?«

»Sie können sich denken, daß ich ihn genug geplagt habe, seit er mir ein Mal gesagt, daß ich nicht sein Kind sei!« lachte der Sonnenstrahl.

»Und was sagte er Ihnen?« fragte der junge Mann neugierig.

»Nichts, Herr von Rouvroy.«

»Nichts?«

»Nein, wirklich nicht,« rief Sophie heller lachend, »und ich glaube, daß er den besten Grund hatte, mir nichts zu sagen!«

»Wirklich?«

»Ich glaube nämlich, daß er selbst nichts weiß,« entgegnete Sophie, »so geheimnißvoll er sich auch zu Zeiten gehabt hat!«

»Nun, Sie können ihm doch nicht durch den Schornstein in's Haus gefallen sein?« meinte Rouvroy halb belustigt und halb ungeduldig.

»Nein, das nicht, etwas mehr weiß er doch,« versetzte das Mädchen lachend, »ich bin nicht vom Himmel durch den Schornstein gefallen, sondern ein Freund, mit welchem Vater Ostertag viele Jahre zuvor bei einer Herrschaft gedient, hat mich ihm gebracht und ihn bewogen, mich als Tochter anzunehmen und hat ihm dafür dreitausend Stück Dukaten bezahlt; dafür bin ich Vater Ostertag's Tochter geworden und heiße von Rechts wegen Sophie Ostertag, und darum bin ich auch ein reiches Mädchen, denn wissen Sie, mir gehört die Pfaffenschenke, mir gehört auch das Weidicht und das Pflaumenkabel, und ich bin auch die Besitzerin von vierzehn Morgen Land in der Niedersumpter Flur. Vater Ostertag darf nichts davon verkaufen oder verpfänden, ich muß das ganze Reich erben nach seinem Tode, das hat mir Vater Ostertag oft genug selbst gesagt, er erzählt mir's fast alle Tage, wenn ich zu Haus bin.«

Der Sonnenstrahl lachte lustig, als er so sprach, und Robert lachte mit, denn das Mädchen sah gar zu hell und heiter aus, als sie so sprach; er hatte aber trotz all der Heiterkeit recht wohl bemerkt, daß Sophie innerlich nicht wenig stolz war auf ihren Grundbesitz und sich dessen freute. Es liegt Etwas im Grundbesitz, was kein anderer Besitz hat; er hat eine Bedeutung für Jeden, selbst für

ein leichtsinniges junges Mädchen, das sich selbst davon keine Rechenschaft geben kann.

Sophie wurde immer interessanter für unsern Freund, er überlegte eine kleine Weile, dann sprach er: »In den hellen, sonnigen Märchen Ihrer ersten Jugend-Erinnerung, liebes Kind, kommt mancherlei vor, was mich auf den Gedanken bringt, daß Ihre Wiege in einem südlichen Lande gestanden –«

»Halt,« unterbrach das Mädchen muthwillig, »Sie haben ein schlechtes Gedächtniß, Herr von Rouvroy, Sie haben schon vergessen, daß meine Wiege nirgendswogestanden, sondern an rothen Bändern von der Decke nieder hing in dem kleinen weißen Hause am See!«

Rouvroy wehrte lächelnd mit der Hand ab und fuhr fort: »Alle Ihre Erinnerungen weisen auf den Süden hin; haben Sie nie daran gedacht, daß die fremde Sprache, in welcher die Leute redeten, in welcher Ihre Wärterin Nanna Lieder sang, vielleicht französisch gewesen?«

»Ich weiß bestimmt, daß es nicht französisch war, was die Leute redeten und was Nanna sang!« erwiderte Sophie, lieblich das Köpfchen schüttelnd, »auch haben Sie mit ihrem schlechten Gedächtniß schon wieder vergessen, daß Nanna in einer andern Sprache sang, als sie sonst mit mir redete!«

»Sollte Ihr Gedächtniß auf diesem Punkt so ganz fest sein, liebes Mädchen?« fragte Rouvroy mit unverhehltem Zweifel.

»Was ich aus jener Zeit weiß, das weiß ich ganz bestimmt,« erwiderte Sophie mit großer Sicherheit, »oh! da ist gar keine Täuschung möglich, es waren ganz andere Töne, voller, mächtiger, ergreifender, feierlicher!«

Rouvroy war nicht geneigt, allzuviel auf diesen behaupteten Unterschied zu legen; das gesungene Wort ist eben ein volleres als das gesprochene, aber es fiel ihm doch in's Gewicht, daß Sophie nur von andern Klängen und Tönen sprach, das deutete wenigstens auf eine wirkliche Erinnerung; er würde mißtrauisch gewesen und an eine spätere Einbildung gedacht haben, wenn Sophie von einem Unterschied der Wörter gesprochen hätte; den Unterschied zwischen Wörtern verschiedener Sprachen vermag ein Kind noch nicht zu machen, für den Unterschied in der Klangfärbung aber ist das Ohr des Kindes früh schon offen, empfänglicher vielleicht noch als in späteren Jahren.

»Haben Sie italienisch sprechen und singen gehört?« forschte er weiter.

»Ich habe ja Musikunterricht bei dem großen Maestro in der Behrenstraße,« entgegnete sie, »bei dem Cavaliere Pippo Arlandini, in dessen Hause nur italienisch gesprochen wird. Ich würde auf der Stelle die Töne erkannt haben, aber italienisch hat gar keine Aehnlichkeit weder mit der Sprache, noch mit dem Gesang meiner alten Nanna!«

Rouvroy in seiner gründlichen Weise wollte auch hier auf den Grund kommen, er fuhr weiter fort zu forschen; er kannte einige neugriechische Volkslieder, er sagte sie her. Sophie hörte sie geduldig an und schüttelte den Kopf, er declamirte feierlich den Anfang eines hebräischen Psalmen, den er ganz zufällig von der Schule her noch im Gedächtniß behalten hatte; er trug halb lachend, halb verdrießlich eine horazische Ode vor, Sophie fuhr

fort mit dem Kopf zu schütteln. Endlich, sagte er, ohne Hoffnung, den Anfang des *Vicar of Wakefield* her, es war das Stück Englisch, was vom Präpariren und Examiniren her ihm am festesten im Gedächtniß geblieben war; aber kaum hatte er einige Zeilen gesprochen, als der Sonnenstrahl hoch aufhorchte und das ganze Gesicht des Mädchens einen gespannten Ausdruck annahm; Robert, der es bemerkte, fuhr fort englisch zu sprechen, was ihm ziemlich geläufig war, seit er in einer englischen Kaufmanns-Familie in Königsberg viel verkehrt.

Als er inne hielt, sagte Sophie mit verklärtem Antlitz und mit der größten Bestimmtheit: »Das ist die Sprache, die Nanna und die andern Leute gesprochen haben; was ist das für eine Sprache?«

»Es ist englisch, liebes Mädchen!« sagte Robert, nicht wenig stolz auf seinen Erfolg.

»Also englisch, englisch haben sie gesprochen, es waren Engländer,« sprach der Sonnenstrahl sinnend vor sich hin, »also in England liegt das weiße Haus am blauen und goldenen See!«

»Das ist darum doch nicht nöthig,« warf Robert ein, »nein, Ihre ganze Erinnerung hat die Farbe und den Duft des Südens, ich bleibe dabei, weil ich immer an den Süden dachte, bin ich nicht gleich auf's Englische verfallen; aber freilich englisch wird auf der ganzen Welt gesprochen, und im Süden giebt's fast eben so viel Engländer als im Norden, wo wären sie nicht?«

»Es war also englisch,« fuhr Sophie sinnend fort, »sprechen Sie noch ein wenig englisch!« bat sie mit einer sichtlichen Rührung.

Rouvroy that es, er redete sie an, wie man Kinder anredet, vielleicht hoffte er, daß sich Sophie sogar noch einzelner Worte erinnern werde. Das war nun zwar nicht der Fall, aber sie blieb dabei, daß es englisch gewesen, was die Leute am blauen und goldenen See gesprochen.

Robert's Gedanken blieben im Süden; er war fast verdrießlich, daß er keine Südland-Sprachen kannte, er sann eine kleine Weile und überlegte, dann sprach er, wahrscheinlich schlecht genug, aber mit großem Eifer:

*»As armas, e os varoes assinalaos,  
Que da occidental praia Lusitania  
Por mares nunca d'antes navegados  
Passárao aina além da Taprobana:  
Que em perigos, e guerra es forçados,  
Mais do que permittia a força humana,  
Entre gente remota edificárao  
Novo reino, que tanto sublimárao.«*

Er hatte es getroffen, denn lange bevor er die erste Stanze der Lusiade zu Ende declamirt hatte, sah er Sophien's Angesicht von Thränen überschwemmt, von Thränen, durch welche ihr sonniges Lächeln doppelt schön hindurchleuchtete.

»Jetzt weiß ich's, liebes Mädchen,« sprach er fröhlich, »jetzt weiß ich's, wo das weiße Haus auf dem grünen Weinberge am goldenen und blauen See gestanden hat, aber ich sag Dir's nicht!«

»Bitte, bitte!« rief der Sonnenstrahl und faltete die Hände wie ein Kind, »bitte, bitte, ich habe meine alte Nanna in der Sprache singen hören, ich habe sie singen hören jetzt, jetzt eben erst!«

»Nun,« erklärte Robert, sich zugleich freundlich und zärtlich, stolz und verlangend zu ihr nieder neigend, »sei ruhig, klein Mädchen, ich will Dir das Land schenken, in welchem Dein Jugendmärchen spielt, es war ein Portugiesisches Gedicht, was ich Dir da vorsprach; in Portugal also ist der schöne See zu suchen, mit dem weißen Hause daran. Siehst Du, daß ich Recht hatte, es im Süden zu suchen! In Portugal giebt es viele Engländer, Deine alte Nanna aber war eine Portugiesin und sie sang portugiesisch, wenn sie auch mit den Engländern englisch sprechen mußte. Es paßt Alles nach Portugal, das gelbe Gesicht Nanna's, der bunte Vogel, der ein Papagei gewesen sein mag, der Ziegenbock auch, denn in Portugal hat man überall Ziegen, ja selbst der goldgelbe Brei, den Du mit Deinem Elfenbeinlöffel gegessen; denn ich glaube gehört zu haben, daß die Portugiesen solchen gelben Brei aus Maismehl als häufige Nahrung benutzen. Was sagst Du nun, liebes Mädchen?«

»Bin ich wohl eine Portugiesin?« fragte Sophie mit einem angenehmen Zögern.

»Nein, das glaube ich nicht!« versetzte Rouvroy lachend, »es ist nicht der rechte lusitanische Typus in dem Kinde!«

»Dann wohl eine Engländerin?« forschte das Mädchen mit gewohnter Heiterkeit und naiver Schlauheit weiter.«

»Das wäre eher möglich,« erwiderte der junge Mann ernsthaft, »aber ich glaube auch das nicht. Warum eine Engländerin? weil die Leute englisch sprachen? nichts! Nein, Ostertag's Sonnenstrahl ist wahrscheinlich weder eine Engländerin noch eine Portugiesin, denn wer sollte in aller Welt in Portugal darauf kommen, ein Kind



von dort nach unserer lieben alten Mark Brandenburg zu schicken? Darauf kann nur ein Sohn oder eine Tochter der Mark Brandenburg kommen. Alles erwogen, liebes Mädchen, glaube ich, daß Dein Vater ein Brandenburger, ein Preuße gewesen ist, Deine Mutter war vielleicht eine Portugiesin, wahrscheinlicher noch aber ist mir, daß sie eine in Portugal lebende Engländerin war. Du wirst Deine Mutter ganz früh verloren haben, man übergab Dich der alten Nanna, und Dein Vater ließ Dich, als Du einige Jahre alt warst, zu Schiff hierher in seine Heimath bringen, um Dich in seiner Nähe zu haben, wenn er auch, ich weiß natürlich nicht warum, Dich nicht in sein Haus aufnahm. Vielleicht hatte er unterdessen eine andere Frau geheirathet? Das ist die Geschichte; ich denke aber, daß Dein Pflegevater in der Pfaffenschenke mehr von dem Geheimniß wissen wird.«

Sophie, welche die Auseinandersetzung aufmerksam zugehört und sicher kein Wort von derselben verloren hatte, wiederholte, daß Vater Ostertag nichts wisse.

»Fragen Sie ihn ein Mal, liebe Sophie,« rieth ihr Rouvroy listig, »bei welcher Herrschaft er mit dem Diener, der Sie zu ihm gebracht hat, zusammengedient, wenn er dann rasch einen Namen nennt, dann haben Sie vielleicht den Namen Ihres Vaters gehört; wenn er aber zögert und Ausflüchte macht, dann können Sie sicher sein, daß er das Geheimniß ganz wohl kennt. Dann bleiben Sie fest, examiniren Sie ihn, fragen Sie ihn, ob er jemals in Portugal gewesen ist, fragen Sie ihn, ob er englisch versteht, ob er schon Portwein getrunken, oder Maismehlbrei gegessen hat. Sie werden sehen, daß mehr in Ihrem Pflegevater steckt, als sie bis jetzt geglaubt haben!«

Ostertag's Sonnenstrahl war offenbar sehr glücklich, sie bezeigte sich ungemein zutraulich gegen den jungen Mann, der jetzt auch anfang jene Gefühlswärme bei dem Mädchen wahrzunehmen, die er bis jetzt vermißt hatte. Wahrscheinlich aber täuschte er sich darin, es ist ein sehr mißliches Ding mit den Wahrnehmungen verliebter junger Männer; Sophie aber war ihm wie zuvor sehr zugethan und jetzt allerdings höchlich dankbar für die Entdeckungen, die sie an seiner Hand gemacht. Aus solchem Zugethansein und solcher Dankbarkeit kann sich Liebe und Leidenschaft entwickeln, es ist aber oft genug auch ohne weitere Entwicklung dabei geblieben.

Als die Klingel die Ankunft des Hausherrn, des Geheim-Secretairs, verkündete, empfahlen sich die beiden Herren. Dem Sonnenstrahl war die unfeine Weise des Herrn von Burgstal nie so unangenehm aufgefallen, wie bei diesem Abschied, sie fühlte einen wirklichen Widerwillen gegen ihn; das war unserem jungen Freunde sehr günstig. Rouvroy seinerseits fand das eigenthümliche Mädchen jetzt reizender und interessanter als je, während er mit einem mühsam verhehlten Ekel vor den Liebkosungen zurückwich, mit denen ihn die beiden saubern Schwestern zum Abschied zu beglücken suchten.

»Heute habe ich als wahrer Freund gehandelt!« sagte Burgstal lachend als sie unten waren.

»Ja, Sie haben mir diese beiden Megären sehr geschickt vom Halse gehalten!« erwiderte Rouvroy.

»Nun, lassen Sie Ihre Dankbarkeit nicht zu groß sein, die Frau gefällt mir ganz gut!« versetzte Burgstal lachend.

Unser Freund sah ihn staunend an, er begriff nicht, daß Jemand Gefallen an diesem Weibe finden konnte!

## ZWEITES KAPITEL. LAUBOBER UND EICHELSIEBEN.

»Ich zieh' den sichern Schurken  
Dem Pharisäer vor.« –

An demselben Tage, ja fast in derselben Stunde, da Robert von Rouvroy seine glücklichen Sprachversuche mit Ostertag's Sonnenstrahl anstellte, und sich dabei immer tiefer in das Liebesnetz verstrickte, mit welchem die Blicke und Reden dieses eigenthümlichen Mädchens ihn umspannen, ohne daß ihrerseits eine Absicht dabei war, wurden dem jungen Manne von einer andern Seite wirkliche Fallen gelegt.

In einem hübschen Hause am Dönhofsplatz hatte seit einigen Wochen schon ein französischer Herr ein paar saubere Zimmer inne; ein französischer Herr, denn er hieß *Monsieur le baron de Malvoisin*, sprach nur französisch, empfing französische Offiziere zum Besuch und verkehrte fast nur mit Franzosen. Dennoch war der Herr ein verlornen Sohn des deutschen Vaterlandes, und zwar der deutsche Sekretair des Generals Durutte, des französischen Gouvernements in Berlin. Das Publikum wußte gar nicht, daß das französische Gouvernement einen deutschen Sekretair hatte, und die Herren mochten Gründe haben, von dieser Stellung gar nicht zu reden.

Der Herr Baron von Malvoisin war ein ziemlich junger Mann noch, den viele Frauen gewiß für einen sehr hübschen Mann erklärten, obwohl er von kleiner Figur war;

denn es lag in seinem Gesicht etwas keckes, unternehmendes, Andere hätten es frech genannt, und seine Augen hatten etwas fesselndes, obwohl der Herr ziemlich stark schielte, namentlich wenn er in Aufregung gerieth; oder vielleicht hatten die Augen ihren eigentlichen Reiz im Schielen? es ist nicht immer leicht das zu erkennen.

Jedenfalls war er an diesem Vormittag sehr elegant nach der neuesten Pariser Mode gekleidet und sah recht gut aus trotz der dicken, weißen Mousselin-Cravatte und des unförmlich hoch aufgethürmten Lockenbau's über seiner Stirn.

Der würdige Herr stand am Fenster und beobachtete durch ein Doppelglas die Menschen auf dem Dönhofsplatz, oder vielmehr nicht die Menschen, sondern nur die Frauenzimmer darunter; namentlich verfolgte er die Mägde mit den schweren Marktkörben an den dicken, rothen Armen mit seinem Glase, bis sie in der Leipziger- oder Jernsalemer Straße verschwanden.

Das war nämlich der liebste Zeitvertreib des feinen französischen Barons, und die Mägde waren sein Geschmack, was nur diejenigen in Erstaunen setzen konnte, welche nicht wußten, daß der deutsche Sekretair des französischen Gouvernements in Berlin seine Laufbahn als Laufbursche eines Buchhändlers in Frankfurt begonnen und als Hausknecht im Gasthof zum Weidenbusch daselbst fortgesetzt hatte, bis ein französischer General, der dort logirte und mit seinen Pandarus-Diensten sehr zufrieden war, das Genie in ihm entdeckte und ihn in eine Strömung brachte, die ihn nach Oben riß.

Da diese Geheimnisse aber nur wenigen Leuten bekannt waren, vielleicht Keinem in ihrem ganzen Umfange, so spotteten die Offiziere, mit denen Malvoisin umging, oft ganz unbarmherzig über den colossalen Ungeschmack des feinen Barons.

Auch heute verfolgte der Baron durch sein Doppelglas eine stattliche Köchin, eine rechte Grenadierfigur, die den vollgepackten Marktkorb – er war so gefüllt, daß sie den dicken Arm nicht mehr durch den Henkel strecken konnte – so leicht an der Hand trug, wie eine Andere etwa ein Strickkörbchen. Diese sonderbare Venusgestalt gefiel dem Herrn Baron über alle Maaßen, er seufzte wirklich ein wenig, als sie im Gewühl der Jerusalemer Straße verschwand.

Er legte sein Glas hin, öffnete eine goldene Tabacksdose, die auf dem Fensterbrett stand, nahm eine Prise und legte dann eine kleine Papierkugel in die Dose. Das war ein Erinnerungszeichen; der arme Baron hatte soviel zu behalten, daß er zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte. Er wollte die gewaltige Aphrodite mit dem Marktkorbe nicht vergessen, er wollte ihr seiner Diener Einen nachsenden, um ihre Wohnung zu erfahren. Dem mußte er sie freilich erst zeigen, und dazu war es heut zu spät, denn in Bewunderung so ungewöhnlich großer Reize verloren, hatte er den rechten Augenblick versäumt, und er mußte seines liebenden Herzens unendliche Sehnsucht verträsten bis zum nächsten Markttag!

Festes Tritte, Sporengeklirr und das rasselnde Aufstoßen eines Cavalleriesäbels vor seiner Thür weckten den zierlichen Baron aus seinen zarten, erotischen Träumen

und verdrießlich flüsterte er vor sich hin: »Da kommt mein täglich Leiden, dieser rohe Kriegsknecht!«

Diese Gefühle hielten indessen den feinen Mann nicht ab, einem baumlangen Capitain von den Chasseurs zu Pferde, der eben über die Schwelle trat, entgegen zu eilen und ihn in einer Manier willkommen zu heißen, welche allerdings zu gesucht war, um in wirklich kundigen Augen für fein zu gelten, die aber weniger scharfe Blicke regelmäßig täuschte und immerhin verrieth, daß der ehemalige Hausknecht Anlagen hatte und sich Mühe gab.

Nachdem der lange Capitain, der mit kriegerischer Derbheit auftrat, sich aber doch durch die Zuvorkommenheit des Barons sichtlich geschmeichelt fühlte, in eine Sophaecke gesetzt, mit einer gestopften Pfeife und einem mäßigen Bierglase, mit ächtem Cognac gefüllt, versehen worden war, eilte der Baron leichtfüßig hinaus; er redete einige Worte mit seinem Diener, kam zurück, schloß die Thür, indem er den Schlüssel ein paar Mal herumdrehte, und nahm, nachdem er ein verschlossenes Portefeuille, welches auf dem Tisch lag, geöffnet hatte, auf dem Sopha neben dem Chasseur Platz.

Dieser hatte seine Pfeife in Brand gesetzt, einen tüchtigen Schluck Cognac genommen und eine große Briefftasche aus seiner Uniform gezogen; nach einigem Suchen unter den Papieren darin hatte er einen Zettel gefunden, den er rasch überblickte und dann also sprach: »Wir werden heut sehr bald fertig sein, mein Herr Baron!«

Der Herr Baron verbeugte sich anmuthig genug für einen ehemaligen Weidenbuschklepper.

»Der General,« fuhr der Capitain fort, »läßt dem Herrn Baron zunächst seinen verbindlichsten Dank für die Schrift über die Personen des Hofes sagen, vorzüglich aber für die Nachricht über den vorgestern aus Preußen gekommenen Offizier; es wird dem General sehr angenehm sein, wenn Sie ihm über diese Personen weiter berichten, und ich habe Auftrag, Ihnen zu sagen, lieber Baron, daß der General in nächster Zeit schon sich dankbar dafür bezeugen wird. Unter uns gesagt, er hat das Offizier-Kreuz der Ehrenlegion heute für Sie beantragt.«

»Ich weiß,« entgegnete Malvoisin, dem man die Freude über diese Nachricht ansah, »wie viel ich Ihrer gütigen und freundlichen Fürsprache bei dieser neuen, schmeichelhaften Auszeichnung schuldig bin!«

»Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan!« erklärte der Lange kurz und trank seinen Cognac mit einem Schluck aus, als sei es nur Wasser.

Der Baron schenkte wieder ein.

»Die Prügelei zwischen den Cuirassieren,« fuhr der Capitain fort, »und diesen verdammten Schuften von preußischen Husaren in der Kaserne will der General nicht weiter untersuchen, es kann nichts dabei herauskommen, und er sieht sich genöthigt, diplomatisch zu handeln; unsere Leute haben Schläge bekommen und zwar viel Schläge, es ist nicht nöthig, daß das weiter bekannt wird, er ersucht Sie deßhalb, lieber Baron, sich weiter keine Mühe zu geben.«

Der Baron verbeugte sich leicht.

»Der General hat ferner noch folgende Wünsche, deren Erfüllung er von Ihnen hofft –«

»Ich bin immer zu des Herrn Generals Befehl!« unterbrach Malvoisin.

»Da ist ein Prediger,« bemerkte der Capitain in seinen Zettel blickend, »richtig, Prediger Schleiermacher, der General hört seit einiger Zeit viel von ihm; er ist, wie fast all die Leute hier, dem Kaiser sehr feindlich, aber er soll auch auf Andere einen bedeutenden Einfluß üben; der General möchte die Personen kennen, mit denen dieser Pastor Schleiermacher am Meisten verkehrt.«

»Der Herr General wird es morgen wissen!« versprach der Baron bestimmt.

»Da ist denn endlich,« sagte der Capitain wieder auf seinen Zettel blickend, ein Herr von Rouvroy, ein junger Mann!«

»Ich kenne ihn!« nickte der Baron.

»Der General will seiner durchaus mächtig werden, er will ihn verhaften lassen, aber nicht hier, es würde Aufsehen machen!«

»Es ist von diesem Herrn von Rouvroy schon vielfach die Rede gewesen,« entgegnete der Baron ruhig überlegend, »ich bin der festen Ueberzeugung, daß der Herr General die Bedeutung des jungen Menschen überschätzt; derselbe muß einen besonderen Freund in der Umgebung des Generals haben, der immer wieder an ihn erinnert, sonst wäre er schon längst vergessen; der junge Mann gehört allerdings zu den exaltirten Patrioten, wie hundert andere junge Männer. Eine Wichtigkeit hat er schwerlich. Seit der letzte Versuch, ihn auf dem Lande festzunehmen, fehlschlug, habe ich ihn beobachten lassen; er hat hier gelebt und zwar sehr lustig, zwischen



Schenk- und Komödienhaus, zwischen Frauenzimmern und Kartenspiel.«

»Es muß aber doch etwas mit ihm sein?« warf der Capitain ein, »denn ich fand den General wirklich persönlich erbittert gegen diesen Herrn von Rouvroy!«

»Ich will Ihnen sagen, was ich denke, lieber Capitain!« begann der Baron plötzlich nach kurzer Ueberlegung.

»Dieser Rouvroy hat zunächst einen Feind unter seinen eigenen Landsleuten; denn schon seit einer ganzen Weile kommt sein Name unter den Verdächtigen in den geheimen Rapporten vor, auch steht er wirklich mit einer Anzahl von Männern, welche zur Preußisch-Patriotischen Partei gehören, in intimer Verbindung, und seine beständigen Reisen haben ihn verdächtig gemacht. Man hat versucht, ein paar Mal schon, sich, ohne Aufsehen zu erregen, des jungen Mannes zu bemächtigen; das ist aber mißglückt und nun sind Alle die, welchen an diesen mißglückten Versuchen Theil genommen, wild und wollen den Burschen fassen. Das ist's! Es versteht sich von selbst, daß ich sofort Anstalt treffen werde, diesen jungen Gesellen zu fangen, wenn es der Herr General wünscht, aber ich sage zum Voraus, daß der Vortheil dieser Gefangennahme den Nachtheil nicht aufwiegen wird, den das Geschrei darüber uns bereiten muß!«

»Ich kann Ihnen nicht widersprechen,« versetzte der Capitain, »der General will's aber, vielleicht denkt er gerade von diesem Agenten besondere Nachrichten über die Verschwörung zu erhalten!«

»Da ist wieder,« rief der Baron lebhaft aus, »der alte Grundirrthum, in welchen alle Generale und selbst der Polizei-Minister, mein hoher Chef, verfallen! Sie sehen

hier immer eine Verschwörung und suchen nun die Verschwörer zu entdecken. Ich kann mir die Finger lahm schreiben und die Lippen wund reden, es hilft Alles nichts, sie bleiben steif und fest bei ihrem Glauben an eine Verschwörung verschiedener preußischer Patrioten gegen den Kaiser und seine Regierung. Denken Sie an mich, Capitain, dieser Irrthum wird gefährlich für uns, man glaubt sich einer Verschwörung Einzelner gegenüber, aber es ist die ganze Nation, die wir gegen uns haben, die Verschwörung, wenn sie's denn so nennen wollen, ist ganz allgemein; darum ist's so fruchtlos auf einzelne Leute, die man für Agenten hält, zu fahnden. Es ist Alles überflüssig, so lange der Kaiser siegreich ist; sollte ihn aber ein Unglück treffen, eine Niederlage, ein Rückzug, dann stehe ich für nichts, dann werden wir das ganze Preußen auf dem Nacken haben!«

»Der Kaiser hat aber doch auch hier seine Anhänger und Bewunderer!« wendete der Capitain ein.

»Gewiß, so lange er der Herr ist,« versetzte Malvoisin, »in dem Augenblick aber, wo er das Spiel in Rußland verliert, hat er hier nur Feinde.«

»Sie mögen Recht haben,« erwiderte der Chasseur ziemlich gleichgültig und nahm einen Schluck Cognac, »ich glaube, der General ist auf diesen Rouvroy hauptsächlich so zornig, weil er ein Franzose ist.«

»Der Herr General irrt sich. Die Rouvroy sinds schon seit mehreren Menschenaltern keine Franzosen –« mitten im Satz hielt der Baron inne, dann sagte er ruhig, »es fällt mir eben etwas ein, was mir Alles erklärt, ja, jetzt glaube ich auch, daß der Herr General sich die Verhaftung dieses jungen Mannes schwerlich versagen wird!«

»Er wird nicht darauf verzichten, dessen können Sie sicher sein,« sprach der lange Chasseur bestimmt, »aber sagen Sie mir doch, woran Sie denken, lieber Baron!«

»Der General hegt eine Privatrache gegen den Herrn Rouvroy,« erklärte der Baron, »ich habe einmal etwas gehört, mir ist's nur noch dunkel erinnerlich, ein alter Agent Fouché's hat mit mir darüber gesprochen. Der Herr General ist während der Revolution, nicht mit diesem jungen Menschen, wohl aber mit dessen Vater oder sonst einem Verwandten von ihm, zusammengerathen, ich erinnere mich nicht mehr recht, aber verlassen Sie sich darauf, es ist eine Privatrache!«

»Desto schlimmer für diesen Herrn,« entgegnete der Capitain, »der General treibt seine Privatgeschäfte, namentlich nach dieser Seite hin, immer mit großem Eifer, man merkt ihm da den alten Jacobiner noch am Meisten an. Ich kann Ihnen nur rathen, mein lieber Baron, dem Herrn General in dieser Angelegenheit nicht entgegen zu sein!«

»Ich denke nicht daran, was habe ich für ein Interesse an Herrn Rouvroy?« lautete des Barons Antwort, »und wenn ich ein solches hätte,« setzte er hinzu, »so stände es immer doch nur in zweiter Linie hinter dem des Generals!«

»Was soll ich ihm also in Bezug san diese Angelegenheit sagen?«

Auf diese Frage antwortete der Baron nicht sogleich, er sann eine ziemliche Weile, dann sprach er langsam:

»Der Wille des Herrn Generals soll geschehen, aber wie er selbst bemerkt hat, darf die Verhaftung des Herrn

Rouvroy nicht hier stattfinden; sie würde zuviel Aufsehen machen. Mein Minister mahnt in jeder Anweisung zur Vorsicht; ich werde den jungen Menschen aus Berlin fortlocken lassen und den Herrn General davon sofort in Kenntniß setzen, wohin er sich gewendet. Dann muß der Herr General selbst die nöthigen Befehle geben. Ich kann dann nichts weiter thun, der Herr General weiß ja, daß mir mein Minister nur Erlaubniß ertheilt hat, die Stelle eines deutschen Sekretairs bei dem Gouvernement in Berlin zu übernehmen; ich darf, ohne die besondere Erlaubniß des Ministers, meine Leute nicht zur Disposition des Herrn Generals stellen, ich denke aber, ihm wird das genügen, was ich thun kann!«

»Es wird genügen,« versetzte der Capitain mit Gewicht und klopfte die Pfeife aus, »der Herr General wird dem Herrn Baron sehr dankbar für jede ihm in dieser Angelegenheit gezeigte Gefälligkeit sein!«

Malvoisin verbeugte sich.

»Und haben Sie mir nichts zu sagen?« fuhr der Chasseur fort, »keine Angelegenheit, in welcher wir Ihnen gefällig sein könnten?«

»Ich bin immer noch tief in Ihrer Schuld, mein Capitain!« erwiderte der Baron artig, »ich werde aber gewiß nicht mit meinen Wünschen zurückhalten, ich kenne Ihre Gefälligkeit!«

»Es wird uns immer eine Freude sein, dem Herrn Baron zu dienen!«

Nach diesen höflichen Worten verbeugte sich der Capitain, nahm Abschied und klirrte von dem Baron bis an die Thür des Vorsaals begleitet hinaus.

»Ist Herr Laborde schon gekommen?« fragte Malvoisin seinen Diener, von der Begleitung in sein Zimmer zurückkehrend.

»Herr Laborde erwartet die Befehle des Herrn Barons!« entgegnete der Diener.

»Ich will Herrn Laborde sofort empfangen!«

Damit trat der Baron in sein Zimmer zurück; auf dem Fuße aber folgte ihm ein Mann dahin von untersetzter, starker Figur, sehr gut und sehr geschickt gekleidet, d. h. so gekleidet, daß seine Erscheinung von Weitem durchaus nichts Auffallendes hatte. Es war aber ein bleiches, häßliches Gesicht, durch eine große Narbe übel gezeichnet, und die Züge hatten einen infamen Ausdruck, der indessen immer erst dann zum Vorschein kam, wenn sich der scharfe, spitze Lauerblick dieses für gewöhnlich bedeckten Auges entschleierte.

»Guten Morgen, lieber Laborde, guten Morgen, alte Seele!« grüßte der Baron ganz cordial und schüttelte dem Menschen sehr herablassend die Hand, ohne ihn jedoch zum Sitzen einzuladen.

»Der Herr Baron hat mich bestellt!« erwiderte Herr Charles Laborde ruhig und sichtlich sehr wenig »gerührt durch die Herablassung seines Vorgesetzten.

Das war der Baron als General-Commis der geheimen Kaiserlichen Polizei für Deutschland, und Laborde war Einer von seinen vertrautesten Agenten; ein alter Troupier in diesem Spionenregiment, ein Günstling Fouché's, wie den Eingeweihten bekannt war. Was aber Wenigen und auch Herrn Baron von Malvoisin nicht bekannt war, das war der Umstand, daß Laborde Einer der Chefs der geheimen Contre-Polizei war, welche Fouché für sich hielt

und zu seinen weitgreifenden Intriguen gebrauchte; Intriguen, die damals schon lange auf den Sturz Napoleons und des Kaiserreichs hinzielten.

»Ich wollte Euch bitten, Laborde,« sprach der Baron weiter, »wir wieder einmal einen allgemeinen Bericht über die Zustände hier zu machen. Die Herren in Paris werden nicht klug, oder wollen nicht klug werden; der Minister verlangt immer wieder. Entdeckungen von Verschwörungen und Nachrichten von Verschwornen. Sagt ihnen mal wieder ordentlich unsere Meinung, Meister Laborde. Ihr wißt schon, wie ich das meine, das Quälen und Drängen hat sonst nimmermehr ein Ende!«

»Das soll besorgt werden!« sagte der Agent ruhig.

»Und dann,« fuhr Malvoisin fort, »müssen wir dem General Durutte helfen, er bohrt wieder an wegen des jungen Mannes, des Herrn von Rouvroy, Ihr erinnert Euch seiner, nicht?«

Laborde nickte.

»Der General ist teuflisch wild auf den Menschen, habt Ihr mir nicht mal eine Geschichte erzählt, weshalb der Zorn?«

»So ist's, Baron,« entgegnete der Agent, »der junge Mann hat des Generals Feindschaft nur seines Namens wegen; der General hat in Paris einmal, damals war er noch der Bürger Dürütte, von einem Oheim des Herrn von Rouvroy Stockschläge bekommen, weil er seine Gefühle für die nachher hingerichtete Königin in allerdings sehr derber Weise kundgab, das kann der General nicht vergessen, besonders seitdem er Gelegenheit gehabt hat, den jungen Mann zu sehen, der zu seinem Unglück jenem Verwandten sehr ähnlich sieht!«

»Der General will diesen Rouvroy in möglicher Stille verhaften lassen!«

»Kann mir's denken, es ist immer die alte Leier!« meinte Laborde gleichgültig, ohne eine besondere Achtung für die Wünsche des Generals an den Tag zu legen.

»Er hat sich an uns gewendet, alter Freund!« fuhr der Baron fragend fort.

»Sie müssen besser wissen als ich, Baron,« versetzte der Agent kurz, »ob wir's wagen dürfen auf die Gefahr eines großen Scandals hin, einen Menschen zu verhaften, dessen Gefangennehmung nicht den geringsten Werth für uns hat!«

»Ich werde mich wohl hüten,« rief Malvoisin lachend, »haltet Ihr mich für einen Dummkopf, Laborde? Nein, ich habe diesem lebenswürdigen General nur versprochen, den Rouvroy aus Berlin herauslocken zu lassen und ihn davon in Kenntniß zu setzen!«

»Das kann geschehen, ist nicht sehr schwierig!« murrte der Agent, »wird aber nichts helfen; der junge Mensch wird dann zu einer verwandten und befreundeten Familie auf's Land gehen, wo seine Verhaftung noch größeres Aufsehen erregt wie hier!«

»Das geht uns dann nichts an,« erwiderte der Baron, »das ist des Generals Sache, er compromittirt sich dann selbst, nicht uns!«

Laborde nickte.

»Wollt Ihr's also besorgen, alter Laborde?« fragte Malvoisin freundlich.

»Es soll geschehen,« entgegnete der alte Agent ruhig, »Sie können diesem kleinen rachsüchtigen General morgen früh melden lassen, daß sein Gegner Berlin verlassen

hat, er wird's aber dann auch schon wissen, denn er läßt den Herrn scharf beobachten!«

»Nun, das Weitere ist nicht unsere Sache, Laborde,« meinte der Baron, »dieser General ist lächerlich mit seinem Groll gegen diesen Menschen; aber was wollt Ihr, eine Hand wäscht die Andere!«

Laborde nickte, Malvoisin piff eine Opernmelodie.

»Sonst noch was?« fragte der alte Bursche.

»Nein, nein, ich danke Euch, mein guter Laborde, ich danke Euch!« erwiderte der General-Commis der geheimen Reichs-Polizei sehr freundlich.

Laborde ging mit einem Nicker, welcher kaum ein Gruß zu nennen war, davon.

Der Baron blickte ihm mit einem langen Blicke nach und als sich die Thür hinter ihm geschlossen, da legte er den Finger an die Nase, und ein ungemein gutmüthiges Lächeln trat auf die Lippen des Mannes vom Weidenbusch.

»Der Mensch denkt, er könne mich täuschen, weil er grob, mürrisch und kurz angebunden ist,« sagte er langsam und leise mit sich selbst sprechend, »das ist der Fehler aller Norddeutschen, sie halten sich für fein, wenn sie in der ihnen natürlichen, gröblichen und barschen Weise verharren, weil sie dann sicher sind, nicht aus der Rolle zu fallen; ei! das mag gut sein für eine Menge von Leuten, mich wird er damit nicht täuschen. Es war ihm unangenehm, diesen Auftrag zu übernehmen, kennt er den Herrn Rouvroy? er ist aus dieser Gegend, ist's vielleicht ein Verwandter von ihm? oder hat er seinen Grund, den General Durutte zu hassen? Durutte ist ein alter Jacobiner, Laborde auch, er ist Einer von Fouché's ältesten



Agenten. Diese Jacobiner halten eigentlich unter einander zusammen, aber es giebt Ausnahmen, und dieser liebe General könnte wohl dazu gehören, denn er macht Anstrengungen genug, seine jacobinische Vergangenheit in's Dunkel zu stellen. Doch wozu zerbreche ich mir den Kopf? Dem alten Laborde war der Auftrag unangenehm, gar kein Zweifel, aber er wird ihn ausführen, sonst würde er's nicht so bestimmt zugesagt haben; es wäre ihm ein leichtes gewesen, Ausflüchte zu machen, was will ich aber mehr? Im Gegentheil, alter Schlaukopf Laborde, Du glaubst mich überlistet zu haben, aber ich sehe Dich kommen und ich lasse Dich gehen, denn Du leistest mir einen sehr guten Dienst!«

Der Baron lachte sehr selbstzufrieden.

»Freilich, er wird den jungen Mann aus Berlin fortlocken, «fuhr er in seiner interessanten Unterhaltung mit sich selbst fort, »aber er wird es so einrichten, daß der General von dieser Abreise doch keinen Gewinn hat. Dann aber wird der General wiederum genöthigt sein, unsere Hülfe in Anspruch zu nehmen. Bekanntlich aber thun wir nichts umsonst!«

Lachend ging der General-Commis zu seinem Tisch, öffnete sein Portefeuille, machte sich einige Notizen, ging Briefe und Berichte durch, arbeitete etwa eine halbe Stunde, dann klingelte er und rief dem eintretenden Diener zu: »Ankleiden!«

Da wir nicht lüstern sind, die Geheimnisse der Toilette des ehemaligen Hausknechts im Weidenbusch kennen zu lernen, so verlassen wir die Wohnung am Dönhofsplatz und begeben uns unter die Linden.

Dort herrscht ein buntes und reges Leben, der Tag ist schön, und die Spaziergänger strömen zum Brandenburger Thor hinaus in den Thiergarten.

Wie viele von denen, welche durch die griechisch edel geformten Bogen wallen, denken daran, daß die eiserne Victoria fehlt, welche auf ihrer Quadriga das schöne Thor krönte? Wie viele vermessen die Preußische Victoria, die der Kaiser der Revolution und Frankreichs als Siegesbeute nach Paris entführt hat?

Die beiden Dämchen gewiß nicht, welche da am Arme eines französischen Ordonnateurs so tapfer ausschreiten.

Auch die im grausamsten Französisch parlirenden, geschniegelten Bengel nicht – es mögen Ladendiener oder Barbieri sein.

Vielleicht aber der stelzbeinige Invalide da, der quer über das Quarrée kommt; er blickt nach dem Hause dort links, nach des Generals von Rohdich Haus, war das dein Chef, der alte würdige Grenadier-Vater Rohdich? Geh weiter, alter Kriegsgesell, des Generals von Rohdich blechmützige Kinder, die Grenadiere, die Preußischen Grenadiere, sie werden auch die Victoria wieder an den rechten Fleck bringen, das heißt nach Preußen, wo der Sieg einst immer heimisch war und auch wieder heimisch werden wird.

Stille vor dem Sturm, nach dem Sturm aber der Sieg.

Die Jungen da in grauen Jacken, ein hübscher Trupp lang aufgeschossener Burschen, das sind Turner, die denken an die Victoria, zuverlässig; seht, sie blicken hinauf nach der leeren Stelle, sie ballen die Fäuste, die weit herausragen aus den zu kurz gewordenen Aermeln der vorjährigen Turnjacke. Es sieht schlecht aus, aber die Fäuste

sind derb und gut, und ihre Augen leuchten zornig dazu; die vergessen sicher nicht, daß ihr hochgefeierter Turnvater, der alte Jahn, einem Turner einst eine derbe Ohrfeige versetzte, der ihm nicht zu antworten wußte auf die Frage, was ein Preuße zu denken habe beim Anblick des Thors, auf dem die Victoria fehle! und dem Geschlagenen dann grimmig erklärte: »daß wir sie wiederholen müssen, Junge!«

Eine solche Erinnerungs-Ohrfeige für das ganze preußische Volk!

Da kommt ein Mann herauf in einem abgetragenen grauen Rock, schon ältlich, mit einem gutmüthigen, freundlichen Gesicht und einer soldatisch geformten Schirmmütze, vor dem Manne grüßt fast Alles, besonders aber die Jugend, und die Turner umgeben ihn sogleich, sie sprechen heiter und ehrerbietig mit ihm. Der Mann mit dem kleinen orange und weißen Ordensband im Knopfloch ist eine Celebrität im damaligen Berlin, wer ihn kennt, der grüßt ihn auch, und die Lehrer weisen die Kinder in der Schule an ›Herrn Zabel‹ zu grüßen. Er ist der Grenadier Zabel vom Leibbataillon, dessen Muth und Umsicht das Waisenhaus und viele Menschenleben bei einem gefährlichen Brande gerettet haben. Mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit und Entschlossenheit hatte sich dieser Ehrenmann auf einen der schmalen Absätze des Waisenthurmes gestellt und das Rohr der Schlauchspritze auf die bedrängtesten Punkte gerichtet. Er stand mehr als hundert Fuß über dem Pflaster und war bei jeder Bewegung in Gefahr, herunter zu stürzen: er allein hatte das Feuer gelöscht. Der König hatte ihn dafür bei dem ersten Ordensfeste am 18. Januar 1810 decorirt, die

Königin Louise hatte ihm, er war Tischler, das Werkzeug geschenkt, als er sich, nachdem er ausgedient, einrichtete; auch hatte sie sich ihn selbst vorstellen lassen und ihm zum Anfang eine Geldsumme gegeben, denn er war ganz arm. Die Berliner aber verehrten Zabel sehr und begrüßten ihn gern und mit Recht, denn Niemand hat größere Liebe, als der, welcher sein Leben daran setzt für seine Brüder. Zabel ist noch in demselben Jahre 1812 gestorben.

Unter den Spaziergängern auf der nach Charlottenburg führenden Chaussée bemerken auch wir einen von unsern Bekannten, den Amtsrath von Krummensee, der mit seinem festen Tritt und festen Gesicht tapfer dahin schreitet und mit seinem spanischen Rohr ficht. Der wackere Herr trägt zwar auch heute seinen breitrandigen Strohhut, aber er hat eine entschieden sehr gesuchte Toilette gemacht; der braune Leibrock ist vom feinsten Tuch; er trägt eine weiße Cravatte mit großen gestickten Zipfeln, weiße Weste, weiße Beinkleider, auf denen ein dicker Bündel Uhrbreloques tanzt und klimpert, Gamaschen von feiner Leinwand und glänzend blanke Schuhe. Mit einem mächtigen, gelbseidenen Taschentuch weht er sich Kühlung in sein freundlich rothes Angesicht, das einen Zug ernster Trauer selbst in den Augenblicken der Heiterkeit nicht ganz verleugnet, auch wenn ihm der Schalk um die vollen Lippen spielt.

Der Amtsrath hat in einer Damengesellschaft zu Mittag gespeist, bei der reichen Präsidentin von Lohmeier unter den Linden, einer nahen Verwandtin seines Veters, des Ulanen-Lieutenants von Krummensee, welcher heut nach

Preußen abgegangen ist, um zu seiner Escadron zu stoßen, die bei den Truppen steht, welche den Feldzug gegen Rußland als preußisches Hülfs-corps mitmachen. Der junge Offizier hat ganz plötzlich den Befehl dazu bekommen, um für einen erkrankten Kameraden einzutreten.

Der Amtrath kümmert sich wenig um die Spaziergänger um ihn her, nachdem er gleich am Thore die Bemerkung gemacht, daß die Berliner wieder besser gekleidet erscheinen, als ein paar Jahre früher, wo in der That die Kirchen leer waren, weil eine Menge von Menschen völlig außer Stande war, sich so zu kleiden, daß sie die Kirche besuchen konnten. So entsetzliches Elend hatte die französische Invasion über Berlin gebracht und nicht über Berlin allein.

Mit seinen Gedanken lebhaft beschäftigt, ging der von Krummensee straff und fest seines Wegs; er war mit einem schweren, aber schönen Gedanken beschäftigt, mit einem Gedanken, der ihn seit einigen Tagen schon fast ausschließlich in Anspruch nahm, mit einem Kampf, den seine männliche Seele rein auskämpfen mußte in der Stille.

Wir wissen, wie fest seine Seele an der lieben Heimath auf dem Barnim hing, wir wissen, daß es das Ziel seines ganzen Lebens und Strebens gewesen, sich wieder ansässig zu machen auf dem Barnim und wenigstens einen Theil von dem alten Erbe der Krummensee auf dem Barnim wieder an sich zu kaufen. Er hatte dieses Ziel erreicht, er hatte die Mittel dazu in den Händen, er hatte den Barnim durchreist, er hatte gesehen und gesucht, er konnte ohne große Schwierigkeit und vortheilhaft kaufen; seine Lust dazu, seine Sehnsucht, wieder auf dem

lieben Barnim« zu sitzen, wo seine Väter vor ihm gesessen, war größer als je und er war mit dem festen Vorsatz nach Berlin zurückgekehrt, den Kauf abzuschließen und dennoch, plötzlich, im letzten Moment, war er andern Sinnes, oder vielmehr erst zweifelhaft geworden.

Der preußische Patriot in ihm war plötzlich gegen seinen sehnlichsten Wunsch aufgestanden und hatte ihm gesagt: »Krummensee, Du bist ein Brandenburgischer Edelmann, Du hast zuerst die Pflicht, das liebe Vaterland zu unterstützen, diesen Brandenburgischen Staat, an dem auch deine Väter als wackere Bauleute geholfen haben, aufrecht zu halten in dem Sturme, welcher, wie Du wohl weißt, dieser Stille folgen muß. Du kannst nicht zu Roß steigen und mit dem Schwert dem König-Churfürsten beispringen, wie deine Väter so oft gethan haben, Du bist auch zu alt schon, um das Gewehr auf die Schulter zu nehmen, helfen aber mußt Du, denn Du bist ein brandenburgischer Edelmann; darum mußt Du, da Du weiter nichts kannst, dein Geld geben, denn zu dem Kampfe, in den König und Vaterland nun gerathen, bedarf's gewaltiger Geldsummen. Dein König ist arm, dein Vaterland ist arm, halloh! brandenburgischer Edelmann vom alten Barnim, Du mußt dem König dein Geld darbieten. Deine Wünsche, so berechtigt sie sind, sie müssen zurückstehen hinter den Bedürfnissen des Vaterlandes. Ist der Sturm vorüber gedonnert, ist der Sieg errungen, das Vaterland frei und groß, dann kannst Du hingehen und Dich wieder ansiedeln im Erbe deiner Väter. Bricht aber das Vaterland im Sturme zusammen, dann bleibt auch kein Rest mehr übrig vom lieben alten Preußen, vom lieben alten Brandenburg und dann brauchst

Du auch keinen Sitz mehr auf dem Barnim, dann laß Dich immerhin begraben; es ist gleichgültig, wo Du mit deinem Kummer zur Grube fährst: ein brandenburgischer Edelmann darf den Untergang des brandenburgischen Staates gar nicht überleben!«

So sprach der preußische Patriot in der Seele des Amtraths von Krummensee und er sprach immer lauter so; freilich gab sich der Krummensee nicht gleich, es that dem alternden Manne weh, seine liebsten Wünsche in's Ungewisse zu vertagen, vielleicht für immer aufzugeben; er hatte sich gar zu herzlich gefreut, er war beinahe wieder jung geworden auf dem Besuch hin, den er dem Barnim abgestattet und versuchte es anfänglich, die Stimme des Patrioten zu unterdrücken, dann ihn durch allerlei Winkelzüge zu täuschen; endlich begann er mit ihm zu unterhandeln und schließlich gab er doch nach, wenn auch mit wunden Herzen, aber dieses Nachgeben wurde ihm schwer, sehr schwer, und darum brannte seine Wange so, denn der tapfere Gesell schämte sich vor sich selbst, daß es ihm so schwer wurde, sich zu diesem Opfer zu bequemen.

Er schwenkt das gelbe Taschentuch wie eine Siegesfahne, er ist Sieger über sich selbst, aber sein Herz ist ihm wund dabei geworden; man erringt keine nennenswerthen Siege, ohne Wunden zu empfangen. Die Wunden aber, die man bei Siegen über sich selbst empfängt, die heilen gut, denn sie haben ihren besondern Segen für sich.

Der Amtrath war bis an den großen Stern gekommen, wo Knobelsdorff's, des edeln Meisters, Standbild stehen

sollte. Das dankbare Berlin hat ihm kaum noch eine Erinnerung bewahrt, und er hat ihm eigentlich doch den Thiergarten bereitet, von seinen Werken eins der schönsten. Am großen Stern kehrte der Amtsrath um und setzte den Fuß fest auf, wie ein Mann, der entschlossen ist, seine Pflicht zu thun und sich nun auch weiter nicht mit Gedanken darüber zu plagen.

Freundlich sah er jetzt den Spaziergängern in's Gesicht, welche ihm entgegen kamen, den Frauen und Mädchen höflich ausweichend, wie's damals noch die gute Sitte wollte und die Erziehung lehrte. Jetzt ist man nur noch im Innern der Häuser artig gegen Damen und auch da kaum noch, auf der Straße begegnet man ihnen mit ausgesuchter Rücksichtslosigkeit. Wir wollen nicht von Sittenverwilderung sprechen, das ist ein anderes Thema, aber es reißt mehr und mehr eine Manierenverwilderung ein, eine Rohheit, namentlich auch den Frauen gegenüber, wird herrschend, die viel bedenklicher ist, als man im ersten Augenblick denkt. Es ist, als habe in den Familien jede Erziehung zum äußern Anstand, zu feiner Sitte aufgehört. Aber freilich, wozu auch? man wird reich ohne Anstand und ohne feine Sitte; im Gegentheil, das ungeschlachte Auftreten und der spitze Ellenbogen bringen vorwärts und in der schmutzigsten Hand bleiben die meisten Goldstücke hängen. Es ist kein Ruhm mehr, ein feiner Mann zu sein, ein pffiffiger Kerl geht immer drüber!

Ein Mann trat dem Amtsrath in den Weg und berührte mit einem halb-militairischen Gruß den Schirm seiner Mütze.

»Ei,« rief der Amtsrath mit der eigenthümlichen Verlegenheit, in welche man fast immer geräth, wenn man



sich von Jemandem begrüßt sieht, den man nicht kennt, oder auf dessen Namen man sich nicht besinnen kann, wenn auch das Gesicht bekannt erscheint, »ei, guten Tag, wunderschönes Wetter heut, auch kleinen Spaziergang gemacht!«

»Sie erinnern sich meiner nicht, Herr von Krummensee?«

Es war Laborde, Charles Laborde, der geheime Agent.

»In der That –« stotterte der Amtrath.

»Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie hier anrede,« sprach der Agent rasch, »es passirt mir sonst nicht leicht, daß Jemand meine häßliche Narbe vergißt, ich heiße Laborde und hatte vor einigen Wochen die Ehre, den Herrn Amtrath in Gesellschaft des Herrn von Rouvroy zu sehen!«

»Ah! in der Pfaffenschenke, ich erinnere mich, Herr Laborde!« entgegnete der von Krummensee ziemlich ernst, denn er fand sich durch die Ansprache eines französischen Polizeispions durchaus nicht geschmeichelt.

»Ich würde nicht gewagt haben, Sie hier anzureden, mein Herr,« begann Laborde wieder, der schwerlich in Zweifel über die Empfindungen des Amtraths war, »wenn ich nicht durch Sie am besten und sichersten Herrn von Rouvroy einen großen Dienst leisten könnte!«

»Sprechen Sie, was habe ich zu thun?« fragte der Amtrath, der freilich entschlossen war, Rouvroy jeden Dienst zu leisten, der auch wußte, daß der Agent den jungen Mann beschützte, der aber doch dieses öffentliche Gespräch so viel als nur irgend möglich abkürzen wollte.

»Sie haben Herrn von Rouvroy nur diesen Brief zu übergeben, wenn Sie die Güte haben wollten!«

Der Agent reichte dem Amtrath ein Couvert.

»Er soll sofort besorgt werden,« versicherte der Amtrath, den Brief einsteckend, »ich weiß die Wohnung des Herrn von Rouvroy, ich wollte ihn heut besuchen, ich will gleich gehen!«

»Ich danke Ihnen, Herr von Krummensee,« erwiderte der Agent, »übrigens werden Sie Herrn von Rouvroy auf diesem Wege begegnen, bevor Sie das Thor wieder erreichen!«

Er legte wieder zwei Finger grüßend an seinen Mützenschirm und wanderte weiter.

Der Amtrath setzte seinerseits auch seinen Weg fort und hütete sich wohl, sich nach dem »verfluchten Kerl«, wie er ihn in seinen Gedanken nannte, umzusehen. Er war verdrießlich. So sehr ihm der junge Mann gefallen, so sehr er denselben in kurzer Zeit liebgewonnen, so wenig wollte ihm doch dessen Verhältniß zu dem Polizeispion schmecken. Doch war er gerecht genug, einzuräumen, daß es sehr unrecht von Rouvroy sein würde, wenn er die Winke nicht benutzen wollte, welche ihm Laborde zu seiner Sicherheit erteilte.

»Ich hätte doch nicht gedacht, daß der ernste, junge Mensch zu dem hübschen Mädchen gehen würde,« sprach der Amtrath im Weitergehen vor sich hin, »nun, es ist ein reizendes Kind, wahrlich, ich bin ein wenig in das helle Ding von Sonnenstrahl verliebt, alter Krummensee? Ich verdenk's dem Burschen gar nicht, daß er hingegangen ist, ich wäre in seiner Stelle auch hingegangen, ich wundere mich nur, weil der Mensch sonst so ernst

ist. Das aber wüßte ich, wenn dieser Sonnenstrahl meine Tochter wäre, so brächte ich sie nicht zu einem Geheimsecretair in der letzten Straße, der gar nichts dagegen zu haben scheint, daß sie Herrenbesuche annimmt. Und sie erzählt das so unbefangen, mir und dem guten Jungen, dem Vetter Philipp – wie sagt er doch immer? ja: ›Discretion ist Parole bei den Ulanen!‹ richtig, ein lieber Junge, ein ächter Krummensee, habe ihn gleich so in mein Herz geschlossen. Doch dieser Sonnenstrahl? ist das Mädchen wirklich so unglaublich unschuldig, daß sie sich so äußern kann? Mir ist das Mädchen ein Räthsel. Aber welche Frau ist denn keins? –«

So plauderte der Amtrath von Krummensee mit sich selbst, bis er plötzlich still stand und zwei jungen Männern entgegensah, welche laut sprechend auf der Straße herkamen.

»Elegant gekleidet,« sprach der Amtrath halblaut, »wahrscheinlich erst in Folge der Besuche bei dem hübschen Mädchen; er kam mir sonst nicht wie ein Stutzer vor, aber, Donner und Wetter! wer ist denn der Bursche, mit dem er da so brüderlich Arm in Arm einhertrollt? Ich will gehängt sein, wenn das nicht der liederliche Bengel, der Burgstal ist, der seiner Familie schon Schande und Kummer genug gemacht hat. Ich fürchte, daß dieser solide junge Mann in eine sehr bedenkliche Gesellschaft gerathen ist. Besucht das hübsche Mädchen, geht Arm in Arm mit dem liederlichen Bengel! Pah! was geht's mich denn an? und hat nicht Jeder mal seine Zeit?«

»Herr von Rouvroy!« sprach der Alte und streckte seinen Stock dem Paare entgegen, welches ihm entgegenkam.

»Ah! freue mich, Sie in Berlin zu sehen, Herr von Krummensee,« erwiderte Rouvroy höflich grüßend, »ich erwartete, Sie zu sehen. Fräulein Sophie sagte mir heute morgen, daß Sie hier wären!«

»Donner und Wetter! Krummensee, alte Seele!« schrie jetzt Burgstal, »Ihr kennt mich wohl gar nicht mehr? Ihr habt mich wohl ganz vergessen? und wir haben doch so manche Flasche Rheinwein mit einander ausgestochen bei meinem Vetter, dem Domherrn!«

»Ich habe Sie nicht vergessen, Herr von Burgstal,« erwiderte der Amstrath spitz, »Sie haben lange kein so gutes Gedächtniß wie ich, übrigens freue ich mich, daß ich Sie in so guter Gesellschaft sehe!«

»Der Teufel soll mich holen!« fluchte Burgstal laut lachend, »wenn Ihr mir's nicht ganz nett gegeben habt, Amstrath. Du mußt nämlich wissen, Robert, daß ich dem Amstrath zehn Ducaten abgeborgt habe, Bezahlung vergessen, wie gewöhnlich, ausgezeichnet gegeben, alte Seele!«

Der Amstrath bemerkte jetzt, daß die beiden jungen Leute sich in einer vortrefflichen Laune befanden, welche sie lauter machte, als angenehm war.

»Ich habe Ihnen einen Auftrag auszurichten, Herr von Rouvroy,« nahm er rasch das Wort, »bitte gehen Sie weiter, Herr von Burgstal, lassen Sie sich nicht aufhalten, Herr von Rouvroy wird Ihnen gleich nachkommen!«

Der Amstrath sagte das so ernst, daß Burgstal sofort gehorchte, obwohl er keine Lust dazu hatte.

»Lieber junger Freund,« sprach jetzt der Krummensee zu Robert, »hier ist ein Brief, den mir der französische

Spion für Sie gegeben hat, und dann verzeihen Sie einem Manne, welcher großes Interesse an Ihnen nimmt, ein Paar Worte: Lassen Sie sich nicht mit dem Herrn von Burgstal ein, er ist Einer von den Unverbesserlichen, er ist ein verlornen Mann und er ist gefährlich, weil er gutmüthig und talentvoll dabei ist! Ich will jetzt nicht mehr sagen und mag mit dem Menschen nicht mehr zusammentreffen, aber besuchen Sie mich morgen, ich bin bis gegen Mittag zu Haus, Stadt Paris Nr. 4. Werden Sie kommen?«

»Ich werde kommen, Herr von Krummensee!« entgegnete der junge Mann, welcher aus einem leichten Rausch gestört und durch die Rede des Amtraths völlig überrascht war.

Der Amtrath war schon mehrere Schritte von ihm fort nach dem Thore zugegangen, als er noch immer wie verwundert, den Brief, der nicht adressirt war, in der Hand haltend, da stand. Erst die Stimme Burgstal's, der ihm zurief und die Mienen der Vorübergehenden, die ihn anlachten, brachten ihn zur Besinnung.

Er riß das Couvert auf, es fielen zwei Kartenblätter in seine Hand: der Laubober und die Eichelsieben.

Ein seltsamer Zug flog über Rouvroy's Gesicht, er zerriß die Kartenblätter in mehrere Stücken und streute sie von sich, während er mit großen Schritten dem Brandenburger Thore zueilte, ohne sich um Herrn von Burgstal zu kümmern, welcher ihm vergeblich nachrief.

### DRITTES KAPITEL. IM GASTHOF ZUR STADT PARIS.

»Nein, in diesen stolzen Zügen  
Kann mein Blick sich nimmer trügen

Jungfräuliche Priesterin!«

Der Amtsrath von Krummensee war rasch und mit weiten Schritten dem Brandenburger Thore zugeeilt; er ging immer rasch, wenn er sich geärgert hatte, und er hatte sich wirklich über unsern Freund Achatz von Burgstal geärgert. Der Amtsrath war nicht rigoros, er konnte jungen Leuten viel nachsehen, aber er verlangte auf der andern Seite auch viel von ihnen und wenn ein junger Mann mit einem edlen Namen sich so schwach in jeder Beziehung zeigte wie Achatz von Burgstal, dann hatte er geradezu einen Feind an dem ehrenfesten alten Edelmann vom Barnim.

Auch mit Rouvroy war der Amtsrath nicht zufrieden; wir wissen, daß er schon bedenklich über dessen Besuche bei Ostertag's Sonnenstrahl geworden, viel übler dünk- te ihm dessen Auftreten Arm in Arm mit dem liederli- chen Burgstal; wenn er beide Umstände zusammenhielt, so fühlte er die gute Meinung, die er von dem jungen Manne gefaßt, mächtig erschüttert; das aber that seinem Herzen weh.

Erst dicht am Thor holte Rouvroy den alten Herrn wie- der ein, doch redete er ihn nach kurzem, Zögern nicht an, wie anfänglich jedenfalls seine Absicht gewesen war, sondern ging, etliche Schritte Raum lassend, in immer gleicher Entfernung hinter ihm her.

Er wollte mit dem Amtsrath reden, er wollte ihn aber auf der Straße nicht anreden; dazu hatte er gute Gründe. Rouvroy hatte seit dem Augenblick, da er die beiden Kar- tenblätter, den Laubober und die Eichelsieben, empfan- gen, ein ganz anderes Ansehen angenommen. Der leichte Weinrausch, den er vom Mittagstisch mitgenommen, war

plötzlich verfliegen, in seinen Augen brannte wieder das alte Feuer stolzer Vaterlandsbegeisterung, in seinem Auftreten war wieder Stahl und Schwung, auf seiner Stirn stand wieder der hohe Ernst, welcher dem jungen Manne ziemt, welcher der Träger des Vertrauens von so vielen Patrioten ist.

Den kläglichen Burgstal hat er im Augenblick vergessen, er weiß nichts mehr von den armseligen Theaterweibern, die ihn gestern noch interessirten, er denkt nicht mehr an die Spiel- und Trinkgelage, ihm ekelt vor den Genossen derselben, wenn sie vor seinem Geist auftauchen. An der Ecke der Friedrichsstraße fiel ihm Ostertag's Sonnenstrahl ein, er lächelte, sowie ein Mann lächelt, dem bei ernster Beschäftigung die Erinnerung an ein kindisches Spiel kommt, aber kindisch oder nicht, er mußte sich doch mit Gewalt losreißen von dem Gedanken an Ostertag's Sonnenstrahl.

Dem jungen Mann ist zu Muthe, als habe er in den letzten Wochen geschlafen, und als sei er plötzlich geweckt, er blinzelt mit den Augen, der Kopf ist ihm etwas schwer noch und mit wirklicher Verwunderung, als sähe er sie zum ersten Male, sieht er die weißgekleideten Soldaten vom Regiment des Großherzogs von Würzburg, das schon seit längerer Zeit zur Garnison von Berlin gehört.

So kommt er zum Zeughaus, an einigen Zechgesellen eilt er vorüber ohne Gruß, sie starren ihm verdrießlich nach, aber er hat sie wirklich nicht gesehen; auf dem Schloßplatz tänzelt ihm eine Schauspielerin entgegen, sie spitzt schon von Weitem den Mund und macht sich fertig, ihn mit demselben Lächeln zu empfangen, mit

welchem Clärchen den Grafen Egmont grüßt; es wäre das ein hübsches Lächeln, denn die Dame hat noch allerliebste kleine Zähne, wenn's eben nicht studirt wäre, aber Robert bemerkt diese freundliche Aufmerksamkeit gar nicht, und das Lächeln erstarrt zur Fratze, Robert nimmt den Hut ab vor dem Gesicht der Dame, welches ihm nur noch dunkel erinnerlich ist, und eilt an ihr vorüber.

»Unangenehmer Mensch!« zischt die Theaterschönheit, die schon darauf gerechnet hatte, des unangenehmen Menschen Arm mit großartiger Selbstverleugnung anzunehmen und sich von ihm spazieren führen zu lassen.

Beinahe unmittelbar nach dem Amtrath erreichte Rouvroy den Gasthof zur Stadt Paris. Krummensee schloß eben seines Zimmers Thür auf, als zu seinem Erstaunen, aber auch zu seiner Freude, Robert neben ihm stand.

»Ich komme früher, als Sie mich erwartet haben, Herr von Krummensee!« sprach er rasch.

»Sie kommen für mich nie zu früh, mein junger Freund!« antwortete der Amtrath und schob ihn in das Zimmer, dessen Thür er hinter ihm schloß.

»Ich habe Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten!« sagte Rouvroy, als ihn der Alte zu einem Stuhle führte.

»Ich bin zu Ihren Diensten!« versetzte der Amtrath, sich neben seinem Gast niederlassend.

»Wissen Sie, was der Brief enthielt, welchen Sie die Güte hatten mir zu geben?« fragte Rouvroy.

Der alte Herr verneinte.

»Eine Warnung,« fuhr der junge Mann fort, »eine dringende Aufforderung, Berlin zu verlassen; ich fand in dem



Couvert nur zwei Spielkarten, den Laubober, der mir sagt, daß ich in meiner Freiheit durch den kommandirenden, französischen General bedroht bin, und die Eichelsieben, die mir anrath, mich wenigstens sieben Tage von Berlin fern und gut versteckt zu halten!«

»Sie setzen noch immer unbedingtes Vertrauen in den Mann, der Ihnen diese Warnungen sendet?« fragte Krummensee.

»Ich habe, seit wir uns nicht gesehen,« erwiderte Rouvroy, »neue und untrügliche Beweise von der ächten Theilnahme gehabt, welche dieser unglückliche und gefährliche Mensch mir in so unerklärlicher Weise widmet!«

»Sie werden also auch dieser Warnung sofort Folge leisten?« fragte der Amtrath weiter.

»Ich werde auf der Stelle,« versetzte Rouvroy, »Berlin verlassen, ich werde von hier aus fortgehen, nicht erst in meine Wohnung zurückkehren, denn jetzt ist mir auch klar, daß meine Wohnung schon seit längerer Zeit beobachtet wird!«

»Und es könnte nicht die Möglichkeit stattfinden,« forschte Herr von Krummensee zögernd, »daß der französische Spion in seinem eigenen Interesse handelt?«

Rouvroy lächelte.

»Könnte er nicht irgend einen Grund haben,« fuhr der Amtrath fort, »Ihre Entfernung von Berlin auf längere oder kürzere Zeit zu wünschen?«

»Ich glaube es nicht,« antwortete der junge Mann ernst, »ich bin überzeugt, daß dieser Spion nichts will, gar nichts will, als mir beweisen, daß er nicht so ganz schlecht ist!«

»Es ist merkwürdig, sehr merkwürdig,« warnte der Alte kopfschüttelnd, »aber jedenfalls haben Sie Recht, ihm soweit zu vertrauen, daß Sie seine Warnung nicht gering achten. Sie wollen also fort von hier, wohin wollen Sie? kann ich Ihnen dabei irgend behülflich sein?«

»Ich danke,« erwiderte Rouvroy ruhig, »ich werde meine Flucht wie gewöhnlich sehr einfach zu Fuß bewerkstelligen. Ich werde als Spaziergänger zum Brandenburger Thor hinausgehen, dann am Schafgraben hinschleichen und die Straße nach Mittenwalde erreichen. Dort in dem kleinen Städtchen, wo mein Oheim lebte, habe ich Bekannte und kann mich dort sehr gut einige Tage verstecken!«

»Kann der Spion, mich dünkt, Sie sagten mir, daß er aus Mittenwalde sei, eine Ahnung davon haben, daß Sie sich dorthin wenden?«

»Ich glaube es,« erklärte Rouvroy, »er hat ein Interesse daran, daß ich dort hingehe, ich habe versprochen, ihm dort einen Dienst zu leisten!«

»Wenden Sie sich anderswohin,« bat der Amtrath, »ich habe eine böse Ahnung!«

»Sie fürchten immer noch Verrath von Seiten des Laborde, aber ich kann Ihnen sagen, daß der Mensch gegen sein eigenes Interesse handeln würde, wenn er mich gerade dort in eine Falle locken wollte. Nein, es ist unmöglich, gerade in Mittenwalde habe ich ein Pfand für seine Treue!«

Der Amtrath schwieg dazu, man konnte ihm aber wohl ansehen, daß er durchaus nicht beruhigt war.

»Meine Bitte an Sie, verehrter Herr,« hub Rouvroy wieder an, »ist ziemlich unbescheiden, da sie indessen nicht

meine Person, sondern die Sache des Königs und des Vaterlandes angeht, so wird sie bei Ihnen ganz gewiß Entschuldigung finden.«

Krummensee verbeugte sich.

»Ich habe hier,« fuhr Robert fort und zog seine Brieftasche hervor, meinen letzten Bericht über die Pferde, die Futterbestände, die Mannschaften und die Waffen auf dem niedern Barnim, sowie eine Liste der Personen, auf welche bei einer Erhebung etwa mit einiger Zuversicht zu rechnen sein dürfte. Diese Liste ist mir besonders wichtig, weil sie eine Reihe von Personalnotizen enthält, von deren Richtigkeit ich mich selbst überzeugt habe. Freilich hätten diese Papiere schon längst in den Händen des Kammerherrn Pletz auf Bessin sein können, und auch sein sollen, ich habe mich aber in der letzten Zeit einem sträflichen Leichtsinn ergeben, und Sie, Herr von Krummensee, müssen mir helfen, den Fehler wieder gut zu machen dadurch, daß Sie diese Papiere sicher an den Kammerherrn von Pletz auf Bessin gelangen lassen!«

»Das soll gewiß geschehen, mein lieber, junger Freund,« rief der Amtsrath, »und sollte ich sie selbst zu Fuß hintragen!«

»Da ist endlich noch ein Bericht über das, was in der letzten Zeit hier geschehen,« sprach Rouvroy weiter, »er hat keine besondere Wichtigkeit, der Kammerherr aber liebt solche Berichte von mir, und es ist mir lieb, daß ich unter den nichtsnutzigen Dingen, welche mich in diesen Wochen beschäftigt haben, doch noch Muße dazu gefunden habe. Wollen Sie auch diesen Bericht übernehmen?«

Der Amtsrath nahm auch dieses Papier, Rouvroy steckte seine Brieftasche ein und sprach aufstehend:

»So bleibt mir für jetzt denn nichts weiter zu thun übrig, als Ihnen für Ihre große Güte zu danken, Herr von Krummensee, und mich Ihnen zu empfehlen in der Stille, auf Wiedersehn, vielleicht erst, wenn der Sturm losgebrochen ist.«

Der Amtsrath nahm die Hand des jungen Mannes, zog ihn wieder nieder auf seinen Sitz und sprach: »noch einen Augenblick; gestatten Sie mir doch ein paar Worte!«

Robert verneigte sich.

»Haben Sie mir gar nichts weiter aufzutragen?« fragte Krummensee freundlich, zutraulich, »keinen Gruß, keinen Abschiedsgruß?«

Robert sah den Fragenden mit großen Augen an.

»Haben Sie Ostertag's Sonnenstrahl ganz vergessen?«

Der junge Mann erröthete leicht und erwiderte: »Ah! Sie haben versprochen, das merkwürdige Mädchen zu besuchen, bringen Sie ihr, wenn Sie die Güte haben wollen, meinen Abschiedsgruß, denn es ist doch möglich, daß ich sobald nicht hierher zurückkehre, heute früh glaubte ich noch, daß ich das Mädchen liebte, aber es kann, es darf nicht sein – lassen Sie sich des Mädchens Lebensgeschichte erzählen, sie ist interessant. Traurig, daß sie in der elenden Familie dort ist!«

Der Amtsrath war einigermaßen verduzt über die Gleichgiltigkeit, die Rouvroy zeigte; er hatte es anders erwartet, er saß eine Weile und sah dem jungen Mann in's Gesicht. Beide schwiegen.

Da hörte man plötzlich die Thür des Nebenzimmers öffnen und Reden wurden laut; man verstand freilich keine Worte, aber man vernahm deutlich den Ton der Stimme.

Rouvroy fuhr auf und lauschte.

»Meine schönen Nachbarinnen!« sagte der Amtrath erklärend.

»Ich kenne diese Altstimme,« entgegnete Rouvroy, »ich kenne sie so genau, daß ich mich gar nicht täuschen kann!«

»Die Damen sind –« begann Krummensee.

»Die Gräfin von Kalnein und Fräulein von Perbandt aus Königsberg!« unterbrach Robert hastig.

»Das trifft sich trefflich,« rief der Amtrath und erhob sich hastig von einem hellen Gedanken durchzuckt, »da Sie die Damen kennen, so ist nicht die geringste Schwierigkeit. Sie haben doch keinen Grund eine Begegnung mit diesen Damen zu vermeiden?«

»Im Gegentheil,« erwiderte Robert, »ich werde sie selbst unter diesen Umständen begrüßen. Der Graf und die Frau Gräfin Kalnein haben mir in Königsberg soviel Freundliches erwiesen, daß es undankbar von mir sein würde, wenn ich sie nicht begrüßen wollte; ich freue mich darauf, sie wieder zu sehen!«

Der Amtrath rieb sich vergnügt die Hände. »Warten Sie einen Augenblick, ich bin gleich wieder bei Ihnen!« rief er und eilte hinaus.

Rouvroy hörte seinen eifrigen Freund drüben anklopfen, er hörte jene sonore Altstimme, deren Ton er sofort wieder erkannt hatte, herein rufen, er hörte sprechen,

aber versank in Gedanken; es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß in demselben Augenblicke, in welchem er einen mehr als kühlen Abschiedsgruß an das Mädchen bestellte, das er noch ein paar Stunden zuvor leidenschaftlich zu lieben geglaubt hatte, daß in demselben Augenblicke die Stimme eines andern Mädchens an sein Ohr schlug, das ihm vor etlichen Jahren nahe gestanden, das er, wenn auch nicht geliebt, so doch geschätzt und um seiner reichen Geistesgaben willen verehrt und bewundert hatte.

Auch Fabianen von Perbandt hatte der junge Mann fast vergessen, seit er Königsberg verlassen, und selten hatte er der glänzenden, jungen Dame gedacht, deren Lebensretter er geworden; er war damals durch den Tod seiner geliebten Jugendgespielin, der er in frühen Jahren schon Herz und Liebe geschenkt, dann aber durch politische Dinge abgehalten worden. Er erinnerte sich jetzt wohl, daß er der Frau Gräfin Sebastiane von Kalnein, einer Cousine und Freundin des Fräuleins von Perbandt, versprochen, Nachricht von sich zu geben; es fiel ihm das jetzt auf's Gewissen. Aber sein Herz hüpfte vor Freude bei dem Gedanken, daß er die schöne Fabiane wiedersehen werde im nächsten Augenblick.

Die Neigung für ein weibliches Wesen riß er aus seinem Herzen und ein Ton, ein Klang erweckt die Neigung für ein anderes in demselben Augenblicke fast.

Kommt für die Liebe zu Ostertags Sonnenstrahl, die eben so plötzlich abgewelkt, vielleicht auch einst eine Auferstehungsstunde? Sind die Neigungen des Menschenherzens nicht zuweilen den Blumen ähnlich, die

im kalten Hauch abfallen, aber auf's Neue ausschlagen, knospen und blühen, wenn ihr Frühling kommt?

Wir gewöhnen uns im Leben, so Manches in uns und außer uns todt zu sagen und todt zu glauben, und dann kommt doch eine Stunde, wo diese Todten auserstehen, meist uns zum Schrecken, selten zur Freude. Die Todten sind eben nicht ganz todt.

Der Amtrath von Krummensee kam und holte unsern Helden ab; er führte ihn an der Hand in's Nebenzimmer, fast willenlos folgte er; die Damen, die noch nicht wußten, wessen Besuch sie empfangen sollten, kamen den Männern neugierig entgegen.

Gräfin Sebastiane stieß einen leichten Schrei aus, als sie Rouvroy erkannte, eilte auf ihn zu, ergriff mit halb-mütterlicher Zärtlichkeit, die der jungen, hübschen Frau allerliebste stand, die Hand Robert's und rief: »Sie sind es, Herr von Rouvroy, Sie sind es? Ei! ich sollte eigentlich mit Ihnen schelten, denn Sie wissen wohl, daß Sie Ihre Versprechungen schlecht, gar nicht gehalten haben, ja, ich sollte mit Ihnen hart schelten, aber ich kann's nicht, ich freue mich viel zu sehr, Sie wieder zu sehen, mein lieber Herr von Rouvroy! Sie wissen doch, Herr von Krummensee, daß dieser Herr mir und meiner Faba das Leben gerettet hat, als die Pferde mit uns durchgingen und der Schlitten schon dicht an einem tiefen Abgrunde war?«

»Davon wußte ich keine Silbe, gnädigste Gräfin!« betheuerte der Amtrath, seine Hand auf's Herz legend.

Mit geflügelten Worten gab ihm die heitere, lebenswürdige Dame eine Schilderung jener gefährlichen Schlittenpartie, in welcher es, wie sich von selbst versteht, an Lobsprüchen für Robert nicht fehlte.

Dieser war, nachdem er die Hand der Gräfin geküßt, zu Fräulein von Perbandt getreten, welche einige Schritte hinter ihrer Cousine stehen geblieben war.

Hoch, schlank und stolz stand Fabiane vor dem Jüngling; sie war ganz schwarz, in tiefe Trauer gekleidet, die Mutter war ihr vor einigen Monaten gestorben, sie neigte ihr bleiches, ernstes Antlitz von dunkeln Locken umwallt dem jungen Manne entgegen, und die Blicke ihrer großen, dunklen Augen hafteten mit strengem Ausdruck einen Moment auf ihm; bald indessen wurde Blick und Ausdruck milder. Sie gab Robert ihre Hand, sie litt nicht, daß er sie an seinen Mund zog, aber er fühlte den sanften Druck ihrer feinen, kühlen Finger.

»Ich bin nicht so leicht zum Verzeihen geneigt,« sprach Fabiane würdevoll, »wie meine Cousine, aber auch ich kann nicht schelten, denn Sie haben mich im Voraus entwaffnet!«

Rouvroy blickte fragend auf.

»Herr von Krummensee erzählte uns,« erklärte Fabiane ruhig, »daß ein Herr um Einlaß bitte, der uns seit Jahren nicht gesehen, der mich aber gleich am Ton meiner Stimme erkannt habe, das ist so schmeichelhaft, wissen Sie, daß ich nicht schelten, sondern Sie ganz Ihrem Gewissen überlassen will, was vermuthlich mild genug mit Ihnen verfahren wird, wenn Sie überhaupt noch ein Gewissen haben, Herr von Rouvroy!«

»Ungroßmüthige Faba!« rief die Gräfin, »du schiltst Du doch! Ja, ich weiß schon; sie kann es nicht lassen, trösten Sie sich mit mir, lieber Herr von Rouvroy, auch mit mir hat dieses böse Mädchen immer zu schelten. Halten Sie



es für möglich, Herr von Krummensee, daß man mit mir schelten kann?«

»Bevor ich's nicht höre, glaube ich's nicht!« betheuerte der Amtsrath scherzend.

»Mein Mann will's auch nicht glauben, so oft ich's ihm auch klage!« fuhr die Gräfin zwischen Ernst und Scherz fort und plauderte so anmuthig mit dem wackern Edelmann, daß der auf einen Augenblick wenigstens ganz vergaß, was er sich vorgenommen.

Uebrigens war die Plauderei der klugen, kleinen Gräfin gar nicht so harmlos, sondern sie war schlaue genug berechnet; die tiefe, stille Neigung ihrer geliebten Fabiane für den jungen Mann kennend, wollte sie ihr, indem sie die Aufmerksamkeit Krummensee's ablenkte, einige Augenblicke ungestörter Unterhaltung mit Rouvroy gönnen. Diesen Zweck erreichte sie vollkommen und Fabiane benutzte diese Minuten, um wieder ganz Herrin ihrer Empfindungen zu werden und mit Rouvroy eben so ernst und freundlich zu reden, wie sie's in Königsberg einst gewohnt gewesen.

Als sich der Amtsrath umwendete, waren die Beiden bereits in einem lebhaften Gespräche begriffen.

»Ich erbitte mir die Aufmerksamkeit der edlen Damen!« sagte Krummensee, sich mit einiger Anstrengung der ihm gar anmuthig dünkenden Zauberei der Gräfin entreißend, »wir haben in diesem Augenblick ernste Dinge, sehr ernste Dinge zu besprechen!«

Gräfin Sebastiane wollte lachen, sie sah aber fast erschrocken aus, als sie den Ernst des trefflichen Edelmanns bemerkte; Fräulein Fabiane trat sofort näher, denn

ernste Dinge hatten für sie stets eine ganz besondere Anziehungskraft.

»Unser junger Freund hier,« begann der Amtrath flüsternd, »ist genöthigt, Berlin zu verlassen, heute noch, auf der Stelle, denn seine Sicherheit ist durch den höchstcommandirenden französischen General ernstlich bedroht!«

Fräulein Fabiane warf einen großen, fragenden Blick aus ihren dunkeln Augen nach dem jungen Mann.

»Mein Gott, was können Sie so Gefährliches gethan haben?« rief die lebhafteste, kleine Gräfin.

Rouvroy wollte reden, Krummensee aber kam ihm zuvor und sprach weiter: »Was er Gefährliches gethan hat, fragen Sie, meine gnädige Frau Gräfin? Nun, ich denke unser junger Freund ist eifrig und ehrenhaft thätig gewesen und zwar seit längerer Zeit schon für den theuren König, unsern Herrn, und das geliebte Vaterland. Davon haben die Franzosen in irgend einer Weise Kunde erhalten und wahrscheinlich vermuthen, oder fürchten sie eine noch direkter gegen den Kaiser Napoleon gerichtete Thätigkeit, sonst wäre der Eifer, mit welchem die Verfolgung betrieben wird, unerklärlich: ich kenne Herrn von Rouvroy eigentlich nur als Flüchtling; als ich die Ehre hatte, ihn zuerst zu sehen, schoß er einem verfolgenden, französischen Gensdarmen das Pferd unter dem Leibe zusammen und flüchtete über einen See!«

Der Amtrath hatte etwas hastig gesprochen, aus Mangel an Odem mußte er einen Augenblick pausiren und

diesen Stillstand benutzte Robert, um den Damen zu erklären, daß er Ursache habe, die Hartnäckigkeit der Verfolgungen gegen ihn in einem persönlichen Haß des commandirenden Generals Durutte zu suchen. Der General habe von einem seiner Oheime eine Beschimpfung erlitten; er trage dieses Oheims Namen, oder sei demselben sehr ähnlich, der General habe ihn gesehen und wolle sich rächen!

»Um so schlimmer! um so schlimmer!« meinte Krummensee.

Gräfin Sebastiane sah ängstlich und besorgt auf den jungen Mann, an dem sie herzlich Theil nahm; dagegen strahlte das ernste Antlitz des Fräuleins von Perbandt, in ihren schönen, stolzen Zügen gab sich eine große Genugthuung kund. Seit Fabiane Robert von Rouvroy kannte, hatte sie ihn für einen bedeutenden Menschen gehalten, welcher eine große Rolle zu spielen bestimmt; sie sah jetzt nun, viel früher, als sie es noch zu hoffen gewagt hatte, diese ihre Meinung bestätigt. Der Mann, dem dieses stolze preußische Fräulein sein Herz geschenkt, war bereits eine bedeutende Persönlichkeit.

»Auf meinen französischen Namen gestützt,« erläuterte Rouvroy weiter, »ist überall bekannt gemacht worden, daß ich ein Franzose sei, und gelingt es den Franzosen meiner habhaft zu werden, so wird man mich, wie ich fürchte, als Deserteur behandeln!«

»Das heißt, man wird Sie auf die Galeeren schicken,« rief Krummensee, »das haben Sie mir noch gar nicht gesagt, unglücklicher Mensch, Ihre Lage ist viel gefährlicher, als Sie selbst zu denken scheinen; Sie sind jedenfalls von Spionen auf Schritt und Tritt beobachtet, und

jetzt bewundere ich den Kerl mit der häßlichen Narbe, Sie wissen schon, wen ich meine, denn offenbar, es ist gar nicht anders möglich! hat uns dieser Kerl Sie bis jetzt geschützt. Aber Sie dürfen keine Zeit verlieren, Sie müssen fort, auf der Stelle fort; ich kenne die Art der Franzosen in solchen Affairen; ich habe in Magdeburg ein paar traurige Erfahrungen gemacht, und doch kommandirt dort der bravste französische Offizier, den ich je kennen gelernt habe, der General Eblé. Meine Damen, Sie müssen helfen, diesen jungen Mann über die Grenze zu bringen!«

»An mir soll's nicht fehlen!« sagte Gräfin Sebastiane mit einer Entschlossenheit, die ihr sonst nicht eigen war.

Fabiane sagte nichts, aber der feste, entschlossene Ausdruck ihres Gesichtes sprach laut genug ihre Empfindungen aus.

»Es kann nicht mehr die Rede davon sein, lieber Rouvroy,« fuhr Krummensee fort, »daß Sie nach Mittenwalde gehen und sich dort verstecken; ich sage Ihnen, daß Sie nicht sicher dort sind, Ihr Narbiger hat keine Mittel, Sie zu schützen, er kann Sie höchstens warnen; glauben Sie denn nicht, daß dieser edle Durutte in eine rasende Wuth gerathen wird, wenn er erfährt, daß Sie sich von hier entfernt und so seiner Macht entzogen haben? Er wird Alles daran setzen, sich Ihrer wieder zu bemächtigen; nein, Sie dürfen nicht nach Mittenwalde, Sie müssen über die Grenze, und diese beiden schönen Damen, welche nach der sächsischen Lausitz reisen, werden Sie mitnehmen!«

»Wir werden ihn mitnehmen!« sagte die Gräfin.

Rouvroy wollte reden.

»Ich verbiete Ihnen, noch ein Wort zu sagen!« rief die Gräfin befehlend, »Sie haben kein Recht, sich hier fangen

und auf die Galeeren schicken zu lassen. Herr von Krummensee wird Alles anordnen, was nöthig ist; wir werden es ausführen, Fabiane und ich, Sie aber werden gehorchen!«

»Sie sind ein Engel, gnädigste Gräfin!« sagte der Amtrath emphatisch.

»Man hat mir das schon so oft gesagt!« erwiderte die Gräfin lächelnd.

Fabiane warf ihr einen Dankblick zu, Rouvroy küßte Fabiane's Hand.

»Gut, er unterwirft sich,« sprach die Gräfin, »jetzt, Herr von Krummensee bitte ich um Ihre Befehle und verspreche, dieselben genau auszuführen!«

»Vortrefflich, ans Werk!« nahm der Amtrath eifrig das Wort, »die schönen Damen reisen also heute Abend ab, für welche Stunde haben Sie die Postpferde befohlen?«

»Punkt zehn Uhr sind sie hier vor der Thür!« erwiderte die Gräfin.

»Das ist sehr passend,« fuhr der Amtrath fort, »die Damen haben einen eigenen Wagen, wie ich gesehen habe, also wechseln nur die Pferde auf den Stationen. Auf welche Personen lautet Ihr Paß, gnädige Gräfin?«

»Auf die Gräfin von Kalnein, Fräulein von Perbandt, die Kammerfrau Mathilde Sohlmacher und den Bedienten Franz Kayser!« war die prompte Antwort.

»Sind Sie der Kammerfrau und des Dieners vollkommen sicher?« fragte Krummensee weiter.

»Ich stehe für meine alte, gute Mathilde,« sagte Fabiane sicher und ruhig; »sie war sechsundzwanzig Jahre bei meiner Mutter!«

»Der Kayser hat mit meinem Manne größere Reisen gemacht,« fügte die Gräfin hinzu, »der Graf hat ihn mir darum mitgegeben, weil er ihn für vollkommen zuverlässig hält!«

»Das ist sehr gut,« erklärte der Amtsrath, indem er sich befriedigt die Hände rieb, »denn wir müssen diese beiden Personen in's Vertrauen ziehen!«

Die Gräfin ging nach der Klingel.

»Noch einen Augenblick,« bat Krummensee, »reden Sie nachher allein mit den beiden Leuten, meine Damen, hören Sie erst meinen Plan. Die Kammerfrau bleibt hier zurück; ich werde dieselbe hier unterbringen, sie in ein paar Tagen mit mir nach Magdeburg nehmen und sie von dort mit einem persönlichen Paß Ihnen über Dresden nachschicken. Herr von Rouvroy muß sich in Frauenkleidung retten und die Stelle der Kammerfrau in Ihrem Wagen einnehmen!«

Fabiane konnte eine kleine Verlegenheit nicht verbergen.

Das Angesicht der Gräfin leuchtete, sie war entzückt, daß diese Flucht eine so romantische Färbung bekam.

»Wäre es nicht besser, wenn ich die Stelle des Bedienten einnähme?« fragte Rouvroy, und er wollte noch mehr sagen, aber Krummensee unterbrach ihn gleich wieder.

»Junger Freund,« rief er lächelnd, »Sie fürchten sich vor den Weiberkleidern; nun ja, selbige werden Ihnen nicht besonders gut stehen, aber das schadet nichts, ist vielmehr recht gut, denn so viel ich bemerkt habe, ist Frau Mathilde Sohlmacher auch eben keine Venus!«

Fabiane lächelte.

»Sie behauptet immer, daß sie in jungen Jahren sehr hübsch gewesen wäre!« bemerkte Gräfin Sebastiane spöttisch.

»Mag's so sein, ich will nicht zweifeln,« fuhr Krummensee fort, »die Hauptsache aber ist, daß unser junger Freund als Kammerfrau bei Ihnen im Wagen versteckt sitzen kann und sich nirgend zu zeigen braucht, während er an des Bedienten Stelle, schon um nicht die Aufmerksamkeit zu erregen, doch auf allen Stationen die nöthigen Geschäfte besorgen müßte und dabei gar leicht erkannt werden könnte!«

»Richtig,« bestätigte die Gräfin, die ihre ganze Laune wieder gefunden hatte und von dem Plane entzückt war, »ich nehme Sie als Kammerfrau an; oh!« rief sie in ein schelmisches Lachen ausbrechend, »man wird mich für eine Närrin, für eine eifersüchtige Chaumigrem halten!«

»Warum das?« fragte Fabiane verwundert.

»Oh! Faba, weißt Du denn nicht,« lachte Sebastiane, »daß man die Eifersucht der Frauen an der Häßlichkeit ihrer Kammerjungfern erkennt? Hast Du schon jemals in deinem Leben eine eifersüchtige Dame mit einer hübschen Kammerfrau gesehen? Dieser gute Herr von Rouvroy wird in Frauenkleidern häßlich genug aussehen, um mir eine furchtbare Reputation als Eifersüchtige zu machen!«

Fabiane wendete sich ab; ihr schien die Heiterkeit ihrer Cousine bei dieser Gelegenheit völlig ungehörig.

»Jetzt, meine Damen, es ist acht Uhr vorüber,« bat Krummensee, »lassen Sie die Diener kommen, reden Sie mit denselben und schicken Sie dann sogleich diese gute Frau in mein Zimmer herüber, damit sie uns bei der

Toilette dieses schönen Kindes hier hilft, denn ich fürchte, daß ich nicht die rechten Eigenschaften besitze, um dabei etwas Besonderes leisten zu können!«

Der Amtrath zog den zögernden Rouvroy fort und mit sich hinaus, er führte ihn in sein Zimmer und sprach ernst: »Herr von Rouvroy, mein lieber, junger Freund, Sie scheinen wirklich noch immer den Ernst, den furchtbaren Ernst der Lage nicht zu begreifen, in welcher Sie sich befinden. Hätten Sie mir früher schon mitgetheilt, daß man den französischen Behörden mitgetheilt und eingeredet hat, daß Sie ein Franzose, ich hätte Sie längst entfernt, denn wenn die feindlichen Gewalten bei dieser Annahme verharren und sie werden es, weil Sie mißliebig und verdächtig geworden sind, so wird man Sie fassen und wird Sie als Deserteur auf die Galeeren schicken; die preußischen Behörden aber werden ohnmächtig der Gewalt gegenüber stehen, sie werden nicht im Stande sein, Sie zu retten. Sie müssen mit diesen Damen zunächst über die Grenze, aber auch in Sachsen sind Sie nicht sicher, gehen Sie direkt nach Prag. Diese Damen können Ihnen unter einem falschen Namen einen sächsischen Paß nach Prag verschaffen, in Prag gehen Sie zu dem Weinhändler und fürstlich Lobkowitzischen Tavernikus Bartosch, merken Sie sich den Namen, der Mann, Herr Bartosch, wohnt gerade der Malteserkirche gegenüber, und fragen Sie ihn nach Briefen von mir. Dort sollen Sie Nachrichten von Ihren Freunden finden.«

Rouvroy notirte sich den Namen des Weinhändlers in seine Briefftasche und nahm endlich auch nach längerem Sträuben ein Röllchen mit Ducaten an, welches ihm



der treffliche Edelmann vom Barnim als ein Darlehn aufdrängte.

Es war übrigens eine böse halbe Stunde für den guten Amtrath, denn als es ihm endlich gelungen war, den jungen Mann von der Gefährlichkeit seiner Lage zu überzeugen, da weigerte sich dieser plötzlich sehr ernsthaft, die projectirte Flucht zu unternehmen, um die beiden Damen nicht zu compromittiren, oder vielleicht gar in Gefahr zu bringen. Krummensee war nun in seinem Eifer schon drauf und dran, ihm haarklein zu zeigen, daß gar keine Gefahr sei und seine kaum erst siegreichen Argumente selbst wieder aus dem Feld zu schlagen.

Endlich ergab sich Rouvroy, vielleicht aber wirkte zu dieser Ergebung vielmehr, als des Amtraths Ueberredungsgabe, der Gedanke, daß er mit Fabiane von Perbandt reisen, sich mit ihr auf der Reise unterhalten werde.

Die strenge, jungfräuliche Erscheinung hatte den tiefsten Eindruck auf unserm Helden gemacht.

Jetzt kam die Kammerfrau, die gute Mathilde Sohlemacher, mit einem kleinen, runden, verschlossenen Wäschkorb, wie man sie in Preußen auf Reisen gern mit sich führt; sie lächelte und war offenbar stolz auf ihre Wichtigkeit und die Verkleidung amusirte sie, aber verschönert wurde ihr gutes Gesicht gerade nicht durch dieses Lächeln, denn es verrieth entsetzliche Zahnlücken. Uebrigens war's gewiß nicht unmöglich, daß sie einst hübsch gewesen. Glücklicher Weise war Frau Mathilde Sohlemacher, die seit einigen Jahren schon achtundvierzig Jahr alt zu sein behauptete, eine lange, magere aber

knochenstarke Schönheit und ihre Kleidungsstücke paßten dem jungen Manne ganz leidlich, wenn er sich auch, wie begreiflich, äußerst unbehaglich in denselben fühlte.

Uebrigens verstand Frau Mathilde ihre Sache, denn in kaum einer Viertelstunde war Rouvroy völlig angezogen, nur die Strumpfbänder und die Schuhe wollten nicht sitzen, bis Frau Mathilde, die ganz treuherzig sagte: »ich habe einen viel größeren Fuß als der junge Herr!« sich auch hier zu helfen wußte und ein paar saubere Schnürstiefeln zum Vorschein brachte, deren Spitzen sie mit Watte ausstopfte und dann so fest schnürte, daß die Gefahr des Verlierens dadurch beseitigt wurde. Die Strumpfbänder wurden endlich auch leidlich befestigt, und Frau Mathilde schritt nun zur Coiffüre, wozu der Amtsrath stockernsthaft das Licht hielt.

»Ich habe gar keine Haare mehr,« bekannte die treffliche Frau ungezwungen, als sie Robert's Haar ganz glatt zurückkämmte und in einem Chignon zusammenband; darauf legte sie ihm eine Garnitur falscher Locken an, die sie noch gar nicht getragen hatte, wie sie versicherte, vier Locken auf jede Seite, welche das Gesicht voller machten, setzte eine Haube darüber mit einem breiten getüllten Rande und einem dunkelblauen Bande, welches unter dem Kinn zusammen gebunden wurde.

Ueber dieses Kunstwerk stülpte sie einen schwarzen Strohhut mit weit vorstehendem Rande und einem schwarzen Halbschleier, welcher Hut nicht sehr modern war, wie sie freundlich bemerkte, den sie aber auf Reisen des Staubes wegen sehr bequem gefunden.

Rouvroy schauderte vor sich selbst zurück, als er sich im Spiegel sah, und auch Krummensee gab zu, daß sein

junger Freund ein verdammt häßliches Schätzchen sei. Frau Mathilde Sohlenmacher aber fand das gar nicht. Sie war so gütig, zu bemerken, daß der junge Herr ihr wirklich ein wenig ähnlich sei, »freilich Eroberungen werden Sie nicht machen,« sagte sie scherzend, »aber Sie stellen ja auch nur eine alte Kammerfrau vor, und die muß auf solche Späße verzichten!«

Die falsche Sohlenmacherin bekam nun für den linken Arm noch einen riesigen, sogenannten Pompadour, der einige Taschentücher, Flacons und dergleichen mehr »für die Herrschaft«, bemerkte die Kammerfrau, enthielt, dann aber auch ein mächtiges Strickzeug mit großen, hölzernen Nadeln.

»Sie werden mir wohl eben nicht viel daran thun,« meinte Frau Mathilde ernsthaft, »obgleich ich Mannsleute genug kenne, welche ganz sauber stricken können; aber legen Sie das Zeug nur immer auf Ihren Schooß, es verleiht Haltung und Ansehen vor den Leuten, wissen Sie!«

Die gute Frau gab unserm Helden noch mehrere sehr gute Regeln in Bezug auf seine Haltung und sein Benehmen, und dieser fühlte sich in seinem neuen Stande so unsicher, daß er fast ängstlich lauschte und sich fest vornahm, allen diesen Rathschlägen auf's allergenaueste nachzukommen. Der Beschluß war, daß er beim Hinuntergehen noch einen großen roth- und schwarzquadrirten Kattunmantel umnehmen, unter dem Arm aber das kleine Lederköfferchen der gnädigsten Herrschaft tragen müsse. Zuletzt noch wurde zum zehnten Male vielleicht die allerdings wichtige Mahnung wiederholt: »recht, recht kleine Schrittchen machen, ja, recht kleine

Schrittchen, auf der Treppe immer nur eine Stufe auf einmal, die Mannsleute machen Alle so unanständige Schritte!«

Frau Mathilde Sohlemacher hatte vorher schon Abschied von ihren Damen genommen; sie blieb jetzt ruhig mit einem Reserve-Strickzeug in dem Zimmer des Amtraths zurück und ließ sich darin einschließen.

Der Amtrath begleitete den Verkleideten zu den Damen hinüber und flüsterte ihm zu: »Für alle Fälle, man weiß nicht, was geschehen kann, habe ich Ihnen ein geladenes Pistol in den Pompadour gesteckt; ich habe es in ein gelbes seidenes Tuch gewickelt, Sie wissen also was darin ist.«

Die Gräfin lachte doch ein wenig, als die neue Kammerfrau eintrat, obgleich ihr Herz klopfte, wenn sie an das Wagstück dachte, welches sie unternahm; es war ein Wagstück, Fabiane hatte das ihr erst klar machen müssen.

Das Fräulein verzog auch jetzt keine Miene.

»Setzt Euch dahin, Mathilde, und nehmt Euer Strickzeug!« befahl sie mit unerschütterlichem Ernst.

Rouvroy gehorchte, er saß steif da, das Strickzeug im Schooß.

Der Amtrath nickte.

Das Fräulein hatte recht, man mußte sich an die Rolle gewöhnen, die man spielen wollte.

Herr von Krummensee nahm jetzt Abschied von den Damen; auch er mußte vermeiden, bei ihnen gesehen zu werden.

Von Rouvroy schied er mit einem herzlichen Händedruck.

Nun kam eine lange, peinlich lange, halbe Stunde, bis zur Abreise, der Bediente, die Kellner, der Hausknecht, der Wirth selbst, der sich den Herrschaften recommandsirte, Alles kam, aber Niemand nahm von der alten Kammerfrau, die mit ihrem Strickzeug still dasaß, auch nur die geringste Notiz.

Endlich wurden die Pferde gemeldet.

#### FÜNFTES KAPITEL. AUF DER FLUCHT.

»Es schlafen nicht Alle, deren Augen geschlossen sind.«

Die Gefahr, in welcher sich Rouvroy befand, war in der That größer, als er ahnte, größer als selbst Charles Laborde dachte; denn es liegt auf der Hand, daß der verlorene und doch nicht ganz entartete Sohn von Mittenwalde zu Roberts Schutze noch andere Vorkehrungen getroffen haben würde, wenn er von gewissen Umständen unterrichtet gewesen wäre. General Durutte fühlte allerdings einen tiefen Groll gegen den jungen Mann, welcher einen ihm verhaßten Namen trug, und dieser Groll war gewachsen, seit er Robert zufällig an der Thür des Geheimsecretairs gesehen und ihn an der Aehnlichkeit mit seinem alten Ohm erkannt hatte. Dennoch würde der General nicht deßhalb an Rouvroy's Verhaftung gedacht haben, man that ihm zuviel damit, wenn man ihm nicht bestimmt versichert hätte, Rouvroy sei Franzose, Emigrant, Deserteur; das glaubte der General umsomehr, als er ja in Frankreich, in Paris selbst mit Rouvroy's Oheim zusammengetroffen war, überdem hatte man es verstanden, dem jungen Manne in den Augen des französischen Gewalthabers eine Wichtigkeit zu geben, die dieser noch nicht im Entferntesten hatte.

Daran aber war Niemand weiter schuld als der leichtsinnige Renommist Herr Achatz von Burgstal. Wir wissen, daß Rouvroy in Berlin beobachtet wurde, er war verdächtig, aber hatte noch eben keine große Bedeutung; die geheime General-Polizei kümmerte sich nur wenig um ihn, es war nur das Gouvernement, welches ihn bewachen ließ. Als man ihn öfter mit Burgstal sah, machte sich ein Agent an diesen, und Burgstal, vermuthlich um sich ein Ansehen zu geben, wußte nicht genug von Rouvroy's Bedeutung, seinen geheimen Verbindungen mit allen Patrioten, mit den Unzufriedenen aller Länder, zu rühmen. Der leichtsinnige, junge Mann hatte durchaus nicht die Absicht, Rouvroy zu schaden, im Gegentheil, er wollte dessen Persönlichkeit mit einem ungeheuren Glanz umgeben, damit von diesem Glanze auch auf ihn ein wenig zurückstrahle. Burgstal war es auch, der den Abkömmling von Männern, welche fast vor zweihundert Jahren Frankreich verlassen hatten, zu einem Emigranten machte, und dann ziemlich deutlich darauf anspielte, daß derselbe fortdauernd mit dem legitimen König von Frankreich in Hartwell und mit dem Herrn Grafen von Artois, der damals im schottischen Königsschloß Howrood residirte, in Verbindung stände.

Auf diese Meldungen hin erst hatte General Durutte den festen Entschluß gefaßt, den ihm verhaßten Deserteur, er mußte ihn als solchen betrachten, verhaften zu lassen: deßhalb ließ er den General-Agenten Malvoisin ersuchen, Rouvroy's Entfernung aus Berlin zu bewirken, und kaum hatte er dessen Zustimmung, so befahl er an

allen Thoren Aufsicht, Verfolgung und Verhaftung, zugleich aber directe Abführung nach dem Innern Frankreichs. Der General that, seiner Ueberzeugung nach, nur seine Pflicht, und wenn er etwas umständlicher verfuhr, als sonst der französischen Behörden Art bei uns damals war, so lag der Grund in den fortwährend von Paris her eingeschränkten Befehlen, das Preußische Volk, das man in Paris zu fürchten anfang, nicht zu reizen, jedes Aufsehen nach Möglichkeit zu vermeiden, kurz, die Krallen einzuziehen und nur die Sammetpfötchen zu zeigen.

In diese gefährliche Situation hatte lediglich Burgstal's Renommiren unsern Helden versetzt. Rouvroy war schon den ganzen Tag über beobachtet worden; man folgte ihm, ein Agent erkannte ihn, als er vom Brandenburger Thore herkommend hinter Krummensee herging; der Agent wurde in der Nähe des Zeughauses aufgehalten, und er würde Robert's Spur verloren haben, wenn ihn nicht die Schauspielerin, die sehr zornig über Rouvroy's kalten Gruß war, wieder auf die rechte Fährte gebracht hätte.

Schlechte Bekanntschaften können in mehr als einer Hinsicht gefährlich werden: die beleidigte Künstlerin erzählte dem Agenten, den sie öfter in Burgstal's und Rouvroy's Gesellschaft gesehen, von der Impertinenz, so nannte sie es, des jungen Mannes und sagte ihm, daß derselbe in die Brüderstraße gegangen.

Für den geschickten Spion war das genug. Eine halbe Stunde später hatte er die Gewißheit, daß Rouvroy in den Gasthof zur Stadt Paris eingetreten war, obwohl ihn die Kellner dort nicht gesehen hatten, da er, zufällig

unbemerkt, durch den Flur und die Treppe hinauf dem Amtsrath gefolgt war.

Der Agent war jetzt fest entschlossen, den Gasthof nicht aus dem Auge zu lassen.

Die Abreise der Gräfin Kalnein, welche vier Tage im Gasthof zur Stadt Paris logirt hatte, erregte seine Aufmerksamkeit, wie sich von selbst versteht; die späte Stunde der Abreise erweckte seinen Verdacht, obwohl er aus dem Munde des Wirths selbst erfuhr, daß die Damen in der Nacht reis'ten, um am andern Tage bei guter Zeit auf einem Landgute in der Lausitz einzutreffen.

Der Spion befand sich dicht am Schlage des Wagens, als die Damen einstiegen. Die alte Kammerfrau aber mit dem Kofferchen im Arm entging doch seinem Späherblicke, vermuthlich weil sein Hauptargwohn auf den Bedienten gerichtet war, und er den Gedanken hegte, daß der Verfolgte als Bedienter verkleidet die Flucht versuchen könne. Rouvroy wäre verloren, gewesen, wenn er seinen Willen gehabt und sich als Diener verkleidet hätte, so aufmerksam betrachtete der Spion den ehrlichen Franz Kayser, obgleich dieser nicht die geringste Aehnlichkeit mit Rouvroy hatte.

Der Postillon blies die Melodie des Dessauer-Marsches, der Wagen fuhr davon, und der Agent blieb zurück, fest überzeugt, daß der Verfolgte noch in dem Gasthofe sein müsse. Er trat in das Speisezimmer, nahm eine Zeitung, ließ sich eine Flasche Wein geben und schickte eine Karte an einen seiner Kameraden. Erst als er diesen in der Nähe wußte, verließ er den Gasthof, setzte seinen Kameraden von allen Umständen in Kenntniß und überließ ihm die Bewachung von Außen.



Nach Mitternacht kehrte er zur Ablösung zurück; es hatte Niemand mehr den Gasthof verlassen.

Erst gegen ein Uhr Morgens öffnete sich die Thür wieder; drei französische Offiziere gingen nach Hause; sie hatten mit einem Kameraden, der im Hause wohnte, so lange gespielt und getrunken; eine halbe Stunde später, der Agent wartete geduldig noch immer, kam eine Dame heraus, welche bei einem französischen *Ordonnateur en chef* einen Besuch gemacht hatte; dessen Bedienter begleitete sie. Der Agent hätte beinahe mit der Dame und deren Begleiter wegen seines dreisten Nähertretens Streit bekommen.

Kurz darauf aber traten wieder zwei Personen aus dem Gasthof; es war der Amtsrath von Krummensee mit einem verschleierte Frauenzimmer. Wir wissen, wer die Verschleierte war; der grinsende Hausknecht, welcher das Paar hinausließ, aber hatte den ehrlichen Amtsrath in einem schweren, obwohl ganz ungegründeten Verdacht.

Der Agent erkannte auf der Stelle an der Sprache schon den ihm zufällig bekannten Amtsrath von Krummensee. Er hatte nicht gewußt, daß dieser in der Stadt Paris logire, aber er erinnerte sich sofort, daß Rouvroy hinter diesem Manne hergegangen sei, und war nun überzeugt, daß Rouvroy in Weiberkleidern den Amtsrath begleite.

Vorsichtig folgte er dem Paar.

Krummensee hatte sich aus übergroßer Vorsicht in diese Gefahr begeben. Es hätte ja nichts geschadet, wenn man am folgenden Tage diese ausgezeichnete Frau Mathilde Sohlmacher erkannt und nun erfahren hätte, daß eine andere Frau, wer hätte gleich an einen verkleideten

Mann gedacht? mit der Gräfin Kalnein abgereis't sei. Die Entdeckung erfolgte dann zu einer Zeit, wo der Flüchtling längst in Sicherheit war. Der Amtrath aber wollte jedes Aufsehen vermeiden und führte, nicht allein auf die Gefahr seines guten Rufes hin, inmitten der Nacht das Frauenzimmer zu einem Schneider in der Spandauerstraße, den er als einen ordentlichen Mann kannte, und dessen Frau bei ihm in Magdebnrg in früheren Jahren gedient hatte.

Als das Paar die Churfürstenbrücke passirt hatte und in die Königsstraße eingetreten war, hatte sie der Agent erreicht und schlich, von dem tiefern Schatten der Häuser gedeckt, so nahe hinter denselben her, daß er das Gespräch zum Theil wenigstens erlauschen konnte.

»Wenn Sie nirgends aufgehalten sind, so sind sie jetzt schon in Sicherheit,« sprach der Amtrath, wie's schien tröstend, »beruhigen Sie sich darüber, gute Frau, selbst wenn jetzt Alles entdeckt würde, so hat die Frau Gräfin doch nichts zu fürchten, sie hat einen Vorsprung schon von mehr als vier Stunden!«

Der Spion blieb stehen; er hatte genug gehört.

Es war ihm auf der Stelle Alles klar; er begriff sofort, daß ihm Rouvroy in den Kleidern der alten Kammerfrau entwischt sei, und ein schwerer Fluch entfuhr seinen Lippen. Er erkannte aber auch, daß Herr von Krummensee Recht hatte, daß ein Vorsprung von vier Stunden und mehr vollkommen ausreichend sei, den Flüchtling in Sicherheit zu bringen.

Der Mensch war so wüthend, daß er Krummensee gern verhaftet hätte und Frau Mathilde Sohlemacher, das unschuldige Lamm, dazu; er hatte aber keine Lust, sich von

seinen Genossen auslachen und von seinem Vorgesetzten tadeln zu lassen, denn die würden bei einer Anzeige gegen dieses Paar, sofort den Zusammenhang erkannt und seine Täuschung begriffen haben.

Er beschloß deshalb, wohlweislich, zu schweigen, und machte nur den Rapport, daß Rouvroy nach der Meldung eines von ihm aufgestellten Laurers die Stadt verlassen habe, als Frauenzimmer verkleidet in dem Wagen einer Herrschaft, die wahrscheinlich nach Sachsen gereis't sei, und das Hallische Thor noch vor Mitternacht passirt haben müsse.

Auf diesen Rapport hin kam, wie man sich denken kann, ein gewaltiges Donnerwetter über den unglücklichen Gensdarm, der am Hallischen Thor postirt gewesen war, aber den Flüchtling natürlich nicht erkannt hatte.

Man legte der Sache eine solche Wichtigkeit bei, daß der General in der Nacht geweckt wurde, der nun sofort eine Verfolgung befahl, weil man sich nicht die Mühe nahm, sich genau nach der Zeit der Abreise zu erkundigen, und an die Möglichkeit der Einholung glaubte.

Die Verfolgung wurde erst nach drei Uhr Morgens befohlen; gegen halb vier Uhr erst ritt ein alter Brigadier mit sechs Gensdarmen im schärfsten Trabe davon. Der Mann parirte Ordre als Soldat, aber er hatte gar keine Lust unsern Helden gefangen zu nehmen; es war nämlich derselbe gute Bursche, dem Rouvroy vor einigen Wochen am See auf dem Barnim das Pferd erschossen hatte.

Wir verlassen aber jetzt die Verfolger und wenden uns zu den Verfolgten.

Es läßt sich denken, daß die beiden Damen bei der Abreise sehr ängstlich waren, und daß auch der junge Herr

sein Herz klopfen fühlte unter Frau Mathilde's Schnürbrust, als der Wagen vor der Thorwache hielt, und der Unteroffizier hineinleuchtete, während der Gensdarm den Paß musterte. Es gab wohl drei leichtere Odemzüge auf einmal, als der Franzose sein *en route!* rief, und der Wagen sanft in den tiefen Sand des Tempelhofer Feldes hineinfuhr, der damals dicht hinter der Brücke anging. Doch fuhr man noch eine halbe Stunde wenigstens in tiefem Schweigen, bis endlich die lebhafteste, kleine Gräfin ungeduldig flüsterte: »ich dächte, Faba, wenn wir jetzt ein wenig leise sprächen, so würde uns der französische General nicht hören und uns seine Gensdarmen nachschicken!«

»Ich glaube auch, daß wir's wagen dürfen zu reden!« erwiderte Fabiane freundlich, »wie geht es Euch, meine gute Mathilde?«

»Das gnädige Fräulein sind sehr gütig!« versetzte der junge Mann zögernd, der sich jetzt vielmehr von den Weiberkleidern, als von der Furcht vor Verfolgung beengt fühlte.

Die Gräfin Kalnein lachte.

»Die Kleidung wird ihm sehr peinlich sein!« flüsterte Fabiane ihrer Cousine zu, um ihr die Stimmung des jungen Mannes zu erklären.

»Ach was,« fuhr die Gräfin heiter fort, »müssen wir nicht immer in langen Kleidern wandeln? Was wir aushalten können, wird ihm doch auch nicht an's Leben gehen!«

Rouvroy konnte sich nicht enthalten, über diese seltsame Logik ein wenig zu lachen.

»Ah! siehst Du, Faba,« rief Sebastiane, »es wird schon gehen, Sie hat wohl Ihr Strickzeug noch immer auf dem Schooß, Mathilde?«

»Zu Befehl, gnädigste Frau Gräfin!« antwortete Rouvroy, der sich bemühte, in seiner Rolle zu sprechen.

»Kann Sie mir nicht mein Flacon aus dem Pompadour geben?« fuhr die Gräfin fort.

Die falsche Mathilde suchte eine ziemliche Weile. Endlich fand sie das Flacon unter der geladenen Pistole, die in ein seidenes Tuch gewickelt war.

Die Gräfin nahm das Flacon, besprengte ihre Cousine mit Parfum, »Du sollst nicht schlafen, Faba, ich will es nicht haben!«

»Ich schlafe nicht, ich denke nach!« gab das Fräulein leise zur Antwort.

»Worüber denkst Du nach? an was denkst Du?« forschte die Gräfin eifrig.

»Ich bin schon einmal vor einigen Jahren auf dieser Straße gefahren, liebe Sebastiane,« entgegnete Fabiane, »mit meiner guten Mutter!«

»Richtig, ich besinne mich,« fuhr die Gräfin heraus, »es muß hier in der Gegend sein, wo Ihr überfallen und befreit wurdet!«

»Sie sind in dieser Gegend einmal überfallen worden, mein gnädiges Fräulein?« fragte Rouvroy mit einem Eifer, der nicht in die Rolle der Kammerfrau paßte; er wurde dafür auch derb zurechtgewiesen; denn die Gräfin, welche fühlen mochte, daß sie eine Uebereilung wieder gut zu machen hatte, sagte: »Was hat Sie danach zu fragen, Mathilde? ich habe Ihr schon öfter gesagt, daß es sich

nicht schickt, wenn sich ein Domestique ungefragt in die Gespräche seiner Herrschaft mischt!«

Kaum aber hatte sie sehr ernsthaft das gesagt, so lachte sie und fragte flüsternd: »Sie verstehen doch Scherz, Herr von Rouvroy?«

Bevor jedoch der junge Mann antworten konnte, sagte Fräulein von Perbandt hastig wie Jemand, der sich beeilt, einen mühsam gefaßten Entschluß auszuführen, ehe der Muth wieder vergeht: »ich will erzählen, was mir hier in der Gegend vor einigen Jahren begegnet ist.«

»Fabiane!« unterbrach die Gräfin warnend. Sie, die vorher unvorsichtig gewesen, war jetzt ängstlich.

Rouvroy wagte kaum zu athmen, es kam eine Ahnung über ihn, die ihn mächtig bewegte. »Ich kam an einem schönen, milden Frühlingstage,« erzählte Fabiane tapfer, ohne auf die Warnung ihrer Cousine zu achten, mit meiner Mutter aus der Lausitz; es wurde dunkel, als wir noch zwei Meilen etwa von Berlin waren; unser alter Kutscher, ein Berliner von Geburt, welcher der Gegend kundig zu sein glaubte, hatte einen Weg eingeschlagen, der nachher in's Feld auslief und uns zu einem Umwege nöthigte. Plötzlich hörten wir den Kutscher einen lauten Schrei ausstoßen. Ich fuhr auf von meinem Sitze und sah, daß ihn zwei Kerle zu Boden rissen, während ein Dritter den Wagenschlag öffnete, mich sehr unglimpflich am Arm faßte und sich bemühte, mich aus dem Wagen zu zerren. Ich sträubte mich aus Leibeskräften und rief mit lauter Stimme um Hülfe. Meine arme Mutter, zum Tode erschreckt, war in Ohnmacht gefallen. In dem Augenblicke, wo der Räuber meinen Widerstand beseitigt hatte und mich aus dem Wagen riß, kam die Hülfe, welche

wahrscheinlich mein Geschrei herbeigeführt. Ich fiel geradezu einem jungen Manne in die Arme, der meinen Bedränger machtvoll zu Boden geschleudert hatte. Er und seine Begleiter verjagten die Räuber, brachten unser Geschirr in Ordnung und führten uns endlich auf die große Straße zurück, so daß wir unsere Reise nach Berlin ohne weitem Unfall fortsetzen konnten. Da schon Dämmerung herrschte, konnten wir die Gesichter unserer Retter nicht genau sehen, sie die unsrigen nicht. Wir fragten wohl voll Dankbarkeit nach den Namen und erhielten auch Antwort; sie aber fragten, entweder aus Vergeßlichkeit, oder aus irgend einem andern Grunde, nicht nach unseren Namen, und ich, von Dankbarkeit, vielleicht auch von der außergewöhnlichen Situation bewegt, steckte eine Schmucknadel heimlich fest an den Aermelaufschlag des jungen Mannes: er sollte eine Erinnerung an die haben, welche er so muthig befreit hatte, und mir fuhr's dabei durch den Kopf, wie allerliebste es sein würde, wenn ich ihn nach Jahren vielleicht an der Nadel wieder erkennen sollte, ohne daß er eine Ahnung davon hätte. Das ist's, was mir vor einigen Jahren hier begegnet ist.«

Fräulein von Perbandt schwieg.

»Warum sprichst Du nun nicht weiter, Faba?« fragte die Gräfin.

»Es bedarf keiner weitem Ausführung!« entgegnete das Fräulein einfach.«

»Nein,« nahm Robert leise und scheu das Wort, »es bedarf keiner weitem Worte. Sie wissen jetzt, mein gnädiges Fräulein, daß ich der Mann war, dem sie Ihre NaDel an jenem Abend gaben; die Frau Gräfin erkannte in Königsberg auf einem Balle das Schmuckstück und hat Sie

ohne Zweifel davon in Kenntniß gesetzt. Als ich die Ehre hatte, Ihnen dort näher bekannt zu werden, sprachen SiE nicht davon, weil Sie nicht wollten, daß ich es zurückgeben sollte!«

»Als ich Sie näher kennen lernte,« unterbrach das Fräulein den Sprechenden rasch, »hatten Sie meiner geliebten Sebastiane und mir das Leben gerettet, indem sie sich muthig und aufopfernd zwischen die wüthenden Pferde und den Tod warfen; ich hatte keine Mittel, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen, und es wäre ein Schmerz für mich gewesen, wenn ich auch die Nadel mit dem grünen Stein noch hätte zurücknehmen müssen; deshalb bat ich meine Sebastiane, Sie niemals an die Nadel zu erinnern!«

»Es war mein guter, alter, seliger Ohm,« sprach Rouvroy nachdenklich vor sich hin, »mit welchem ich damals nach Mittenwalde fuhr, wir waren sehr heiter, heiter und wehmüthig bewegt, wir sangen sein Lieblingslied, das Lied von der Linde, . . . «

Robert sprach nicht weiter; das liebliche Bild seiner verstorbenen Braut tauchte auf vor ihm, er sah den alten Ohm vor sich und dessen wehmüthig ernstes Angesicht, er hörte dessen Worte: »Rouvroy bleibt der ersten Liebe treu!« Es war als würden diese Worte eben vor seinen Ohren gesprochen, und er fühlte seine Augen naß werden.

Die beiden Damen schwiegen ebenfalls, gewiß nur von jenem unbeschreiblichen und eigentlich auch unbegreiflichen feinen Tact geleitet, welcher edeln Frauen in solchen Fällen eigen; sie fühlten Beide, daß die Gedanken Rouvroy's sich zur Zeit in Kreisen bewegten, an welche



keine fremde Hand, auch die zarteste nicht, rühren dürfe. Rouvroy konnte die Damen eingeschlafen glauben; sie bewegten sich nicht, es kam aber kein Schlummer über dieses Doppelpaar schöner Augen; Gräfin Sebastiane schlief nicht, weil sie noch immer in Angst wegen einer Verfolgung war; Fräulein Fabiane aber fühlte zwar keine Furcht, sich sonst aber so mächtig bewegt, daß sie nicht an Schlaf denken konnte.

So hatte der junge Mann im Weiberrock hinlängliche Muße, sich in seine lieblichen und traurigen Erinnerungen einzuspinnen und selbigen nachzuhängen, bis ihm so wehmüthig zu Sinn wurde, daß er die heiße Thräne über die Wange rollen fühlte. Diese Thräne erst brachte ihn wieder zur Besinnung, zum Bewußtsein der Lage, in welcher er sich befand.

Robert beugte sich aus dem Wagen, und trotz der geringen Helligkeit erkannte er augenblicklich die Gegend ganz genau. Man war an dem ›hungerigen Wolf‹ vorüber, die Großkienitzer Berge blieben rechter Hand zurück, und der Wagen rasselte über ein gepflastertes Stück der Straße dicht vor Brusendorf; da führte der Weg nach Kleinkienitz hinüber, dort bei den drei Weidenbäumen, die drohend wie Gespenster aufragten in Nachtdunkel und schwachem Sternendämmerlicht.

Der Postillon hatte den nähern Weg über Buckow und Großziethen genommen, der sich jetzt, wo der Sand ziemlich fest war, sehr gut fuhr. Rouvroy kannte hier jeden Baum beinahe, darum fand er sich gleich zurecht trotz der schwachen Beleuchtung.

Es gewährte ihm ein eigenthümliches, oft beinahe peinliches Vergnügen, sich all die Erinnerungen wach zu

rufen, die sich für ihn an die einzelnen Punkte auf diesem Wege knüpften.

Da ging es rechts ab nach Machnow, links nach Ragow, einem Dorfe, welches der Stadt Mittenwalde gehört, und nun begann der breite Steindamm, der zum verfallenen Sanct Georgs-Kloster und zum Berliner Thor der lieben alten Teltowstadt Mittenwalde führt. Sie fuhren endlich ein in die hübsche, breite Straße, der Postillon stieß in's Horn und blies recht wacker den Dessauer Marsch, dann schwang er die Peitsche, die Rosse traten fester auf, und der Wagen hielt vor der Posthaltere.

Rouvroy befand sich in einer Aufregung ohne Gleichen; sie verhinderte ihn, das Schweigen der beiden Damen auffällig zu finden, sie hätten sehr fest geschlafen haben müssen, um nicht aufzuwachen; Rouvroy aber hatte die Gegenwart völlig vergessen: er lebte und athmete nur in der Vergangenheit.

Da war das Haus des guten alten Grieben, in welchem er mit seinem edlen Oheim gewohnt; hinter jenem Fenster war der tapfere und getreue Ritter der Königin Marie Antoinette gestorben; dort schräg gegenüber stand ein anderes Haus, ein Haus, das die beiden Rouvroy's täglich zu besuchen pflegten, das war Riekchen's Kammerfenster, dort hatte er ihr liebes, liebliches Gesicht gesehen, wenn er in früher Morgenstunde nach Berlin fuhr, dort hatte sie die Briefe geschrieben, deren Empfang ihn in Königsberg so glücklich machte. Und das war nun Alles nicht mehr! Fremde, ihm unbekannte, Menschen hausten da, wo seine Liebe gewohnt hatte, und das warme Herz, welches ihn am Meisten geliebt mit junger Kraft und unentweihetem Gefühl, es stand längst still, war kalt und

todt; todt auch die treffliche Frau von Uchtenhagen, die Mutter der Geliebten, todt endlich der herrliche Ohm, der Vielgetreue! todt Alles und Er, der junge Mann, er eilt als ein Flüchtiger und Verfolgter hastig über die Stätten, wo einst seine Lieben gewohnt haben!

Es wurde fast zu viel für ihn, und er freute sich, daß endlich das Umspannen beendet war, und die frischen Pferde anzogen. – Da war das Haus auch, in welchem der tapfere General von York gewohnt, als er mit seinen Füsiliern hier in Garnison gelegen; die Peitsche knallte, die Rosse schlugen einen muntern Trab an und der Postillon blies: Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus!

Die wehmüthige Abschiedsklage griff dem jungen Manne mächtig an's Herz; er weinte zum zweiten Male in dieser Nacht. Feinsliebchen schaute nicht mehr zum Fenster hinaus, aber er wußte, wie weh das Scheiden und Meiden thut.

Der Wagen fuhr über die Bohlenbrücke der Notte und wieder hinein in das Land; träumend blickte Rouvroy um sich; die Stunden gingen langsam, wie die Postpferde im märkischen Sande; immer dichter wurde die Kiefernhaide, dann schimmerten die silbernen Wasser des Motzener See's von rechts her durch die grünen Nadelhölzer; dieses matte Silberblicken war das Letzte, was der junge Mann noch gesehen, denn seine Augenlider waren allgemach schwer und immer schwerer geworden. Er lehnte sich zurück, und bald verriethen seine regelmäßigen, tiefen Athemzüge, daß er fest entschlafen sei.

Wem aber verriethen sie das?

Nun, dem schönen dunkellockigen Mädchen, der schlanken preußischen Withingsjungfrau, welche sich

jetzt lauschend leicht vorbeugt und ihre tiefen mächtigen Augen öffnet; die ersten fahlen und blassen Lichter der frühzeitigen Sommermorgendämmerung huschen über das Antlitz des Schlafenden, auf dem die dunkeln Augen der stolzen Fabiane mit einem so gewaltigen Ausdruck von zärtlicher Leidenschaft ruhen, daß man sich über den Schlaf Robert's wundern muß. Es ist das ein Blick, von dem man glauben könnte, daß er Todte zu erwecken vermöchte.

Und welchen Gegensatz bildet das Gesicht des Schlafenden zu dem idealen Antlitz des Mädchens, welches sich ihm mit einem solchen Blick zuneigt? Die häßliche Verkleidung in Unordnung gerathen, der lächerliche Hut mit dem Halbschleier, die falsche Locke, die quer über das bleichgelbe Antlitz niederhängt! In der That, Robert von Rouvroy mußte nicht nur häßlich, sondern, was schlimmer ist, er mußte lächerlich erscheinen. Aber dem Auge der liebenden Jungfrau erschien er nicht so. Die Liebe ist eine gewaltige Zauberin. Fabiane sah nur das kühne, energische Antlitz des jungen Mannes, welcher den Räuber, der Hand an sie gelegt hatte, mit gewaltigem Griff packte und ihn zu Boden riß; sie sah nur den entschlossenen Jüngling, der sich todesmuthig in Königsberg zwischen ihre rasenden Pferde und den Abgrund warf, der mit eiserner Faust die Rosse bändigte, und erst als er ihre Rettung vollendet, mit Blut begossen, niedersank; sie sah in ihm nur den feurigen Patrioten, kurz, denjenigen, der ihr alle diese Eigenschaften zu haben schien, die sie zumeist an einem Manne schätzte, und dieser Mann war für sie schön selbst in Weiberkleidern,

selbst in dem abscheulichen Hut und den lächerlichen falschen Locken der guten Frau Mathilde.

Es wurde etwas heller, ein feines Roth lief über das Antlitz des Fräuleins, um den stolzen Mund lagerte sich eine weiche Zärtlichkeit, ein Ausdruck, welcher ein paar Mal rasch mit dem Ausdrücke fester Entschlossenheit wechselte.

Fabiane legte sich leise in ihre Ecke zurück, wendete das Haupt nach der Freundin und rief sie flüsternd bei ihrem Namen. Gräfin Sebastiane antwortete nicht. Trotz der Sorge ob der Verfolgungen schien sie entschlummert. Fabiane aber traute nicht, sie rief noch ein paar Mal mit gedämpfter Stimme: »Sebastiane!« und berührte endlich leise die Hand der Schläferin.

»Sie schläft wirklich!« flüsterte sie befriedigt vor sich hin.

Es entstand eine kleine Pause. Danach nahm das Fräulein entschlossen den Hut ab; prachtvoll fielen die langen dunkeln Locken, deren Nadeln sich unter dem Hut gelöst haben mochten, nieder bis auf den Busen; weit vor beugte sich Fabiane zu dem schlafenden Rouvroy, über dessen Antlitz eben ein mattrother Morgensonnenstrahl schwach hinleuchtete; sie blickte ihn fest an, es war wieder jener mächtige, leidenschaftliche Blick, dann neigte sich die stolze Jungfrau rasch, ihre Lippen berührten leicht Rouvroy's Stirn: sie hatte den Schlafenden geküßt.

Blitzschnell, aber ganz glatt, ganz sicher war diese Bewegung gewesen: es war in dieser Bewegung etwas, was an die sichern, schnellen, geschmeidigen Bewegungen einer Tigerin erinnerte.

Fabiane lehnte in ihrer dunkeln Ecke, sie preßte beide Hände auf ihren mächtig wogenden Busen, als fürchte sie, daß sie ihr klopfendes Herz verrathen könne, eifrig spähet ihr Blick, bald hinüber zu dem Geliebten, der nicht erwacht war bei ihrem Kuß, bald zu der Freundin, die ihr im Schlaf zu lächeln schien. Aber sie überzeugte sich bald, daß Beide schliefen, fest schliefen, und daß ihre kühne That unentdeckt geblieben. Jetzt lächelte Fabiane und ihr Lächeln war Triumph. Aber der erste glückliche Versuch hatte sie kühn gemacht; es zeigte sich auf ihrem stolzen Gesicht wieder jener kräftige und doch milde Zug bewußten und leidenschaftlichen Begehrens, welcher bei ihr an die Stelle jenes zärtlichen Schmachters anderer Frauen trat; sie überzeugte sich mit einem rapiden Blick noch einmal davon, daß Sebastiane schlief, dann glitt sie blitzschnell und ganz geräuschlos nieder von ihrem Sitz: die stolze Jungfrau kniete nieder, zwar nur einen Augenblick, aber sie kniete doch, vor dem geliebten Manne und drückte ihren Mund, ihre heißen Lippen, auf dessen herabhängende rechte Hand. Robert's Hand zuckte, er fühlte die Berührung, aber er erwachte nicht und die geküßte Hand lag wieder ruhig, als Fabiane mit leuchtendem Antlitz, hoch aufathmend in ihrer Ecke lehnte.

Schon wollte das schöne Mädchen, welches so eben mit seinem ganzen Stolz und seiner ganzen Jungfräulichkeit vor dem geliebten Manne gekniet und ihm die Hand geküßt hatte, zum zweiten Male triumphiren, da fuhr sie in jähem Schreck zusammen, denn eine kleine Hand faßte sanft ihren Arm, und die Stimme der Gräfin fragte leise: »Faba, liebe Faba!«

Erschrocken wendete Fabiane ihr schaamglühendes Antlitz der Freundin zu, glücklicher Weise war es noch nicht so hell, daß die Gräfin diese Röthe hätte entdecken können; zu sprechen vermochte sie in diesem Augenblick noch nicht.

»Ich habe geschlafen, Faba,« fuhr die Gräfin leise fort, »und wie ich sehe, schläft auch unser Flüchtling ganz fest, er sieht doch zu lächerlich aus mit den falschen Locken!«

Im Wagen selbst war es noch dunkel, um Rouvroy's Antlitz aber, das zurückgelegt nahe am Schlage lag, spielte der Morgenschein.

»Hast Du gut geschlafen?« fragte Fabiane, um doch etwas zu sagen und die Aufmerksamkeit von Rouvroy abzulenken.

»Ich habe ganz gut geschlafen,« erwiderte die muntere Gräfin flüsternd, »aber ich habe wunderbarlich geträumt; denke Dir, ich war Hofdame der Königin Claudia von Frankreich und ging mit ihr im Garten von Fontainebleau, da fanden wir auf einer Rasenbank, an einem Bassin, in welchem Amphitrite mit einem halben Dutzend Tritonen thronte, einen ganz häßlichen jungen Mann eingeschlafen, fest schlummernd; da trat die Königin zu dem Schlafenden und küßte ihn zärtlich auf den Mund. Ganz erschrocken stand ich dabei, und endlich sagte ich sogar höchst respectwidrig: ›Königin, wie können Sie nur diesen häßlichen Menschen küssen!‹ Die Königin Claudia aber lachte mir in's Gesicht und sagte: ›Kleine, dumme Sebastiane, weißt Du denn nicht, daß der Schlafende da der Dichter Alain Chartrain ist? und ist's nicht ein hoher Genuß Lippen zu küssen, welche so

viele süße Lieder gesungen haben!« Da schwieg ich stille und schämte mich sehr; als ich mich aber noch einmal nach dem Schlafenden umsah, da war's nicht der Dichter Alain Chartrain, sondern unser Freund Robert von Rouvroy, und die Dame, die ihn küßte, war nicht die Königin Claudia von Frankreich, sondern Du warest es, Du, meine eigene kleine Faba!«

Damit schlang die Gräfin ihre Arme um Fabianen's Nacken, drückte sie fest an sich und küßte sie zärtlich; die Jungfrau erwiderte diese Liebkosungen, aber sie sagte kein Wort und hat auch später niemals weiter nach diesem merkwürdigen Traum gefragt, niemals an denselben erinnert, auch Gräfin Sebastiane hat dessen niemals wieder Erwähnung gethan. Uebrigens ließ sie später einen hübschen Kupferstich, der die Scene darstellte, in welchem die Königin den Dichter küßt, aus ihrem Zimmer entfernen.

Es schlafen nicht Alle, deren Augen geschlossen sind!

## SECHSTES KAPITEL. IN DER NATTERMÜHLE.

»Schmetterling und Sage scheuen  
Die Berührung strenger Hand!«

Drei Wochen etwa nach der glücklichen Flucht Rouvroy's aus Berlin – und sie war geglückt, trotz des Zornes, den General Durutte gezeigt, trotz des Eifers, den seine Agenten bei der Verfolgung an den Tag gelegt, weil zwei Menschen, der Agent Laborde und der brave Gensdarm sich drauf gesetzt hatten, daß unser Held nicht gefangen werden sollte; also drei Wochen nach dieser Flucht, welche Rouvroy an verschiedenen Orten der sächsischen



Lausitz, zuweilen hart verfolgt und fast täglich in der Gefahr, entdeckt zu werden, zugebracht, finden wir denselben an einem schwülen Abend allein mit seinen Gedanken auf einem einsamen Feldweg.

Der junge Edelmann, der ganz geschickt so gekleidet ist, daß man ihn für einen dörflichen Jugendlehrer halten muß, scheint sich sehr gut in der Gesellschaft seiner Gedanken zu befinden, denn seine Augen blitzen in freudiger Erregung, sein Schritt ist straff und munter trotz der schwülen Hitze; er ficht mit dem einfachen Wanderstabe in der Luft, als führe er ein Schwert, kurz, er ist von Weitem und obenhin angesehen ein ländlicher Schulmeister, näher betrachtet aber ein ritterlicher Paladin, welcher von Kampf und Liebe träumt.

Die Dame des Ritters von Rouvroy heißt Fabiane von Perbandt.

Er ist in den letzten drei Wochen zu oft in der Nähe der Preußischen Withingsjungfrau gewesen, sein schönes, stolzes Loos ist ihm aus weißen Händen gefallen; Fabiane hat vollkommene Herrschaft über ihn gewonnen in den Tagen, da er von einem Versteck zum andern flüchten mußte, sie aber fast täglich sah, da er sich, seiner Verfolger spottend, immer im engen Kreise um den gegenwärtigen Aufenthaltsort der beiden Damen herum bewegte.

Erst jetzt, als er eine bestimmte Warnung von Laborde erhalten, hat er jenen Kreis, der zugleich der Liebe Zauberkreis war, verlassen und ist auf dem Wege zu einem sichern Versteck, in welchem er einige Wochen ausharren soll, während welcher Zeit Gräfin Sebastiane Mittel finden wird, ihn sicher nach Rußland zu bringen, wo er

Dienste nehmen will, um unter der Fahne des weißen Czaaren den blutigen Imperator der Revolution zu bekämpfen.

Das war nicht Rouvroy's Plan gewesen, aber es war Fabianen's Plan, und der junge Mann hatte ihn ohne Weiteres angenommen; übrigens war er in der That der beste, den er, von den Franzosen als Deserteur verfolgt, ergreifen konnte.

Und die Liebe zwischen Fabiane und Rouvroy?

Es war davon zwischen Beiden nie die Rede gewesen, es war kein Wort der Liebe gewechselt worden, Beide liebten sich, sie wußten es, sie hatten es sich aber nicht gesagt; halb spöttisch, halb verdrießlich hatte die liebenswürdige Gräfin Kalnein das sonderbare Paar beobachtet, dem sie umsonst so oft als möglich Gelegenheit gab, allein zu sein; diese Beiden sprachen von allen möglichen Dingen, nur von ihrer Liebe sprachen sie niemals. Sicher aber lasen sie in den Augen, was die Lippen verschwiegen.

Ohne den Heroismus der edlen Sebastiane, welche aus Liebe und Freundschaft für ihre theure Faba Alles vermochte, wäre Ritter Robert von Dame Fabiane wahrscheinlich mit einem einfachen Handkuß geschieden; die Gräfin aber umarmte den Scheidenden und küßte ihn auf den Mund, sie nöthigte dadurch die Freundin ein Gleiches zu thun, und so mit dem heißen Kuß der schönen Fabiane ausgerüstet, und durch ihn fest, wie er glaubte, gegen jede Gefahr, war der Paladin weiter gezogen. Dieser Kuß gab ihm Kräfte, nicht nur zum Kampf, sondern auch, was vielleicht noch wunderbarer ist, zum Marsch an einem entsetzlich schwülen Sommertag.

Robert war den ganzen Nachmittag über die Haide gewandert, keine Menschenseele war ihm begegnet, die Sonne stach gewaltig, er hatte es nicht gefühlt, kein Lufthauch hatte im Nadelholz seine glühende Wange gekühlt, und als er bei sinkender Sonne aus der Haide heraustrat und einen Anger beschritt, da war sein Schritt fast noch eben so elastisch und fest wie in der Stunde, da Fabianen's Abschiedskuß auf seinen Lippen brannte.

Der Wanderer näherte sich schon dem Ziel seiner Reise, aus dem phantastischen Gefilde abenteuernden Ritterthums stieg er nieder, um die Mühle dort unten am Wasser zu erreichen. Da wirbelte eine heimkehrende Schafheerde dicke Staubwolken auf, durch welche die sinkende Sonne schräge Strahlen warf; feuerroth leuchtete der Rauch über dem Dach der Mühle, die Spitzen der Hügel drüben, deren Nadelhölzer scharf gegen den Himmel absetzten, funkelten noch im Sonnenlicht, während die untern Abhänge schon in Dämmer lagen. Krähschaaren ruderten, mit unbeschreiblicher Langsamkeit die Flügel bewegend, in geringer Höhe über den Anger hin; oben am Himmel bewegte sich keine Wolke, unten auf Erden regte sich kein Blatt. Einzeln und langsam wanderten etliche Kühe der Mühle zu, sich faul und nachlässig mit dem Schwanze gegen die Fliegen wehrend.

Stolz und trotzig erhub sich das ganze Wesen des jungen Mannes: Alles war müde, lässig und matt in der schwülen Hitze, nur er allein triumphirte über die Natur.

Mit diesem Gefühl sprang Robert in den Hohlweg, durch den die Straße zur Mühle führte, hinab, und

trat zwischen zwei mächtigen Eichen, welche ihre Aeste durcheinander steckend und verschränkend ein Riesenportal vor der kleinen Hofthür bildeten, in das Gehöft ein, wo ein alter Hund einsam lag, der ihn anblinzelte, dann leise die Ruthe bewegte, sich aber nicht von der Stelle rührte. Das eintönige Klappern der Mühle und das Rauschen des Mühlbachs unterbrachen die tiefe Stille nicht, sondern begleiteten sie nur.

Rouvroy schritt durch den Hof und stieß mit dem Stocke mehremale gegen die niedere, flachbogige Thür, an welcher keine Klinke war. Nichts rührte sich in dem Hause, er schaute um sich, der Hund blinzelte noch immer nach ihm, und in einer Ecke des Hofes entdeckte Rouvroy jetzt auch einen Hahn mit sieben Hühnern, welche regungslos auf einer Stange saßen und mit ganz seltsamen Blicken auf den Wanderer zu schauen schienen.

»Bin ich hier etwa in einem verzauberten Schloß?« sagte Robert zu sich selbst und lächelte. Da trat eine langgehörnte, schwarze Kuh durch die Pforte ein; langsam und bedächtig schritt sie bis in die Mitte des Hofes, wo sie stehen blieb; ihr folgte eine zweite, eine dritte und eine vierte, unser Wanderer hatte sie draußen schon gesehen, aber hier in diesem einsam-stillen Gehöft schienen sie ihm ein ganz anderes Ansehen zu haben, und blickten ihn aus ihren großen Augen voll Wehmuth und Trauer an. Plötzlich huben alle vier ein wenig die gehörnten Häupter und stießen ein klagendes Gebrüll aus, welches sie mehrfach wiederholten. Dieses Gebrüll klang unserm Wanderer beinahe wie ein Hülfesruf und in der That, es

war etwas ähnliches, denn die Thiere kamen zur Abendmelkzeit nach Haus. Das erkannte Rouvroy mit heimlichem Spott über sich selbst erst, als sich die Thür, an welche er vorher vergeblich geklopft, plötzlich öffnete, und eine dicke Magd mit ihrem Melkkübel daraus hervortrat.

»Ihr habt wohl mit Eurem Stock gegen die Thür geklopft?« fragte die Vierschrötige ruhig, indem sie sich breitbeinig vor dem jungen Manne aufstellte.

»Das habe ich allerdings gethan!« erwiderte der lächelnd.

»Drum auch,« versetzte die Magd, »die Frau sagte vorhin, es klopfe Einer mit einem Stocke an die Thüre; ich hatte aber nichts gehört. Geht nur hinein, die Frau ist drinnen!«

Damit ging sie ohne Weiteres zu ihren Kühen.

Robert trat, oder fiel vielmehr in die Mühle, denn dicht hinter der Thürschwelle befanden sich etliche Stufen, die er nicht gesehen hatte, weil es in dem Flurgang schon ziemlich dunkel war; er fand sich übrigens bald genug zurecht, denn die offene Thür zeigte ihm eine Küche, wo ein Feuer auf dem Heerd loderte.

Hier kam ihm eine Frau entgegen, deren Gesicht traurig aber nicht unangenehm war; sie erschien einfach, aber anständig gekleidet, und sprach höflich: »Setzt Euch, es ist hart warm heut, nehmt einen Bissen Brot und thut einen Trunk danach!«

Sie stellte dem jungen Mann einen blankgescheuerten, hölzernen Schemel hin, den sie zum Ueberfluß noch mit ihrer reinlichen, blauen Schürze abwischte; dann brachte sie auf einem hölzernen Teller ein Stück grobes Schwarzbrot und ein Häufchen Salz, das stellte sie vor ihm auf

den Tisch und legte ein Messer mit abgenutztem Hirschhorngriff dazu; darauf ging sie gastlich geschäftig hinaus.

Robert aß einen Bissen und sah sich in dem weiten Raum um, welcher zugleich zur Küche und zum Wohnzimmer diente, um den Heerd herum war der Boden mit Ziegelsteinen belegt, in der andern Hälfte war er ge dielt, überall aber mit weißem Sande reinlich bestreut; die Decke theilten zwei mächtige Balken, an jedem hing ein großer, von Weidenruthen künstlich geflochtener Vogelbauer, ein paar derbe Schinken, Bündel von Zwiebeln und Büschel verschiedener Kräuter, während die hintere Wand mit Pfannen, Töpfen, Tiegeln und anderm Küchen geräth reichlich besetzt war.

Die Frau kehrte mit einem bauchigen Zinnkruge voll schäumenden Bieres zurück. Vor dem Gast stehen bleibend berührte sie den Rand des Krugs mit ihren Lippen und sprach, ihn darreichend: »Wohl bekomm's! Ihr könnt jetzt dreist trinken,« setzte sie hinzu, »ein Trunk in der Hitze schadet nicht, wenn man nur einen Bissen Salzbrot vorher gegessen hat!«

Sie blieb bei ihrem Gaste, und ihr trauriges Gesicht erheiterte sich etwas, als Rouvroy mit einem kräftigen Zuge den Krug leerte und ihn niedersetzend rief: »Das ist ja ganz vortreffliches Bier!«

»Wir brauen selbst,« sprach die Frau nicht ohne Stolz, »alte Gerechtsame der Mühle!«

Zugleich nahm sie den Krug, um ihn aus dem Faß wieder zu füllen, was Rouvroy auch ohne Widerrede litt.

Erst als sie den zweiten Becher gebracht, fragte die gastfreie Müllerin: »und was ist nun Euer Begehrt? Be trifft's das Handwerk, so könnt Ihr's mit mir ebenso gut

abmachen, wie mit dem Müller, welcher eben nicht bei Wege ist!«

»Ich habe meine Botschaft just für Euch, meine liebe Frau!« sagte Rouvroy.

Die Müllerin sah ihn verwundert an.

»Die Frau Baronin von Seyffertitz schickt mich zu Euch!« fuhr der junge Mann fort.

»Sie vergißt meiner nimmer!« sagte die Frau ernst.

»Ich soll Euch melden, daß die Frau Baronin in der Klause gewesen ist.«

Kaum hatte Rouvroy das gesagt, so rief die Frau: »jetzt versteh ich, was will die gnädige Frau von mir?«

»Ihr sollt mich bei Nacht zu Wasser nach der Pielenau bringen lassen.«

»Es ist gut, aber Ihr müßt mir auch sagen können, wer Euer Schiffmann sein soll?«

Die Frau sah sehr schlaue aus, als sie das fragte.

»Elias Belcher soll der Schiffmann sein!« entgegnete Rouvroy mit Würde.

»Es ist Alles in Ordnung!« erklärte die Müllerin, »Gott segne meine gnädige Frau! Ihr sollt zur Nacht in Pielenau sein, und der Elias Belcher soll Euch führen. Ihr seid der Erste nicht, Mann, und werdet auch der Letzte nicht sein, den sie schickt, aber nach Pielenau zum gnädigen Herrn Onkel hat sie doch noch Keinen führen lassen.«

Vielleicht hätte Rouvroy doch einige neugierige Fragen gethan, wenn nicht in dem Augenblick hinter ihm ein ganz seltsam ergreifender, wehmüthiger Gesang erklungen wäre. Beinahe erschrocken wendete er sich um und blickte durch die kleinen, runden, in Blei gefaßten

Fensterscheiben hinaus, wo unmittelbar unter dem Fenster das tiefe Mühlwasser im engen Bette mit gewaltiger Geschwindigkeit dahinschoß. Eine starke, aber schmale Bohle führte aus der Sägemühle herüber in das Wohnhaus, ein so gefährlicher Steg, daß dem jungen Mann bei dem Gedanken, ihn betreten zu müssen, schwindelte. Und nun sah er über diesen Steg ein Mädchen mit ganz langsamen Schritten wandeln, ein Mädchen von kleiner Gestalt, schwächlichem Gliederbau mit einem kränklichen, abgemagerten, bleichen, ja fast todtenfahlen Antlitz. Das Mädchen war es, welches mit eigenthümlich starker und ergreifender Stimme sang, während es langsamen Schrittes über die schmale Bohle wandelte. Der Gesang lautete:

Täubchen mit dem weißen Füßchen  
Flog in's Haferfeld am Morgen,  
Flog dem Goldschmied vor das Fenster:  
Ob der Ring schon fertig wäre.  
»Ei der Ring ist längst schon fertig,  
»Doch er ist noch nicht bezahlt!«  
›Zahlen, zahlen will ich gerne,  
›Denn er ist ja für mein Mädchen,  
›Für mein liebes, kleines Mädchen!«  
»Einen Thaler sollst Du zahlen  
»Einen blanken, goldnen Thaler!«  
›Einen Thaler geb' ich gerne  
›Einen blanken, goldnen Thaler,  
›Denn er soll ja für mein Liebchen  
›Auf ihr kleines, weißes Händchen,  
›Auf den kleinen, weißen Finger!«



Das bleiche, singende Mädchen blieb mitten auf der Bohle stehen und neigte, wie lauschend, den Kopf nieder nach dem rauschenden Wasser; es sah wirklich gefährlich aus, und Robert machte eine unwillkürliche Bewegung; da legte die Müllerin ihre Hand auf seine Schulter und sprach mit nassen Augen: »Stört Sie nicht, Mann; es ist meine arme Tochter; sie läuft keine Gefahr, sie ist besprochen und blind seit ihrem zwölften Jahre schon.«

Die Mutter schwieg, die unglückliche Tochter aber sang wieder:

Täubchen hat zwei weiße Füßchen  
Und zwei Liebchen hat der Bursch',  
Wenn er koset mit der Einen  
Weint die And're salz'ge Thränen.  
»Weine nicht die salz'gen Thränen, «  
Tröstet sie der junge Bursche.  
»Bist ja auch mein junges Liebchen,  
»Bist ja auch mein liebes Mädchen!«  
»Nein, ich will Dich ganz alleine,«  
Rief das junge Mädchen zürnend,  
»Nein, ich will Dich ganz alleine,  
»Oder will Dich gar nicht mehr!«  
Nahm er sie an beiden Händen,  
Nahm er sie an beiden Armen,  
Trug sie zärtlich an dem Herzen  
Auf den grünen Wiesenplan.  
Mitten auf der grünen Wiese  
Stauden da zwei weiße Schlösser,  
Waren das zwei Grafenschlösser  
Ganz mit golden Blech gedeckt.

»Sag', in welchem willst Du wohnen?«  
Fragt der junge Bursch' sein Mädchen,  
›Wo Du willst, mein Lieber, Liebster,  
›Wo Du willst, da will ich wohnen,  
»Laß uns in der Mühle wohnen,  
›Laß uns still im Walde hausen,  
›Wo Du willst, da will ich wohnen,  
›Wo Du bist, da will ich sein!  
›Gieb der Andern beide Schlösser,  
›Ei! was frag ich nach den Schlössern,  
›Wenn ich nur den Liebsten habe?  
›Wo Du willst, da will ich wohnen,  
›Wo Du bist, da will ich sein!«

Mit den letzten Strophen trat die Sängerin in das Wohnhaus, Rouvroy wendete sich um, er sah sie durch den Hausflur an der offenen Küchenthür vorüberschreiten, es schien ihm ein Mädchen von dreizehn oder vierzehn Jahren zu sein.

Er sah theilnehmend in das bethrante Antlitz der armen Mutter und wußte jetzt, warum ihm gleich beim Eintritt das traurige Aussehen der Frau so aufgefallen.

»Ja, so ist das Kind nun schon seit acht Jahren,« sagte sie, indem sie sich die Augen mit dem Schürzenzipfel trocknete, »es ist zum Herzbrechen, sie so singen zu hören. Ihr seht es dem armen Kinde gewiß nicht an, daß es auf nächste Martini zwanzig Jahre wird; es ist nicht gewachsen seit dem Unglückstage, da es sein Augenlicht verlor!«

»Wie kam denn das?« fragte der junge Mann mit wirklicher Theilnahme, obwohl er zerstreut war, denn ihn

durchzuckte plötzlich der Gedanke, daß dieses Kind eine gewisse Aehnlichkeit mit Ostertag's Sonnenstrahl habe.

»Ach, die Unglücksgeschichte ist bald erzählt,« antwortete die Müllerin, »das Kind war mit dem Elias auf's Feld gelaufen und hatte sich dann von ihm verloren; wir haben's gesucht unter tausend Angst und Sorge drei Tage und drei Nächte lang; am dritten Tage fanden wir's drüben auf der Wiese in einem Heuhaufen schlafend – barmherziger Gott! wie war das Kind über den Fluß gekommen? Als es erwachte, da sahen wir erst, daß es blind war, aber es sprach kein Wort mit uns, es sprach wochenlang nicht, da merkten wir auch, daß es besprochen war, und nun wußten wir auch wohl, wie es an das andere Ufer der Spree gekommen. Das unglückliche Kind war in einen Eingang zu den unterirdischen Gängen gerathen, welche unter der Spree weg hinüberführen. In den Gängen aber hausen die heidnischen Schlangenjungfrauen, die haben dem Kinde sein Augenlicht genommen, damit es nichts schaue von dem heidnischen Gräuel, der sich da unten begiebt; die haben sich an ihm gemessen, daß es nicht größer werden kann, die haben es angehaucht mit ihrem giftigen Odem, so daß nimmermehr die Röthe der Gesundheit auf seinen Wangen wieder erscheint; dann aber haben sie das Kind auf der anderen Seite der Spree wieder hinaufgeführt an das Tageslicht, und da haben wir's gefunden!«

»Wie aber hat das arme Kind gelebt seitdem?« forschte Rouvroy weiter sehr neugierig, denn es war beinahe das erste Mal, daß ihm der Volksglaube in seiner Einwirkung auf das Volksleben so unmittelbar entgegentrat!

»Man weiß ja,« entgegnete die Müllerin, die gern von ihrem Leiden zu sprechen schien, tief aufseufzend. »Man weiß ja, wie die Besprochenen leben, es ist, als ob sie Alles heimlich thun müßten; wir stellen dem Kinde Milch und Brod, alles Essen, in Winkel und in eine abgelegene Kammer, es ißt nie mit uns; niemals schläft es in seinem Bett, immer an einem anderen Ort; anfänglich sprach die arme Kleine gar nicht, auch jetzt spricht sie selten und nur, wenn sie gefragt wird, giebt sie langsam, leise und zögernd Antwort. Sonst aber hat das Kind einen guten Verstand, es begreift leicht und hat Lesen und Schreiben besser als Andere gelernt, auch ist es fromm, es betet, geht gern in die Kirche und mit besonderer Freude zu Gottes Tisch; sie macht geschickt häusliche Arbeiten, aber allein, am Liebsten aber singt sie, es ist als ob ihr leichter um's Herz würde, wenn sie singt – sie behält augenblicklich fast alle Lieder, die sie hört und die Weise dazu; aber auch dabei ist sie absonderlich, es ist mir immer wenn ich sie höre, als ob sie gar nicht wüßte, was sie singt, oder als ob ein ganz anderer Sinn für sie in dem Liede läge, wie für uns andere Menschen; nun Ihr habt sie ja gehört, habt Ihr das nicht auch bemerkt?«

Rouvroy nickte, das war's ja gerade, was den Gesang so schmerzlich ergreifend machte; er staunte, daß die Müllerin, deren Bildung sonst offenbar nicht über ihren Stand war, daß die das so richtig herausgefunden und so ganz passend bezeichnet hatte; er wußte noch nicht, daß die Mutterliebe, die zuweilen blind macht, zuweilen auch ganz ungewöhnlichen Scharfsinn verleiht.

»Ja, das ist ein schweres Kreuz, Mann,« fuhr die Müllerin fort, »und um so schwerer, als ich nicht darüber

mit dem Müller reden kann, denn dem drückt's das Herz ab; das Kind war sein Stolz, seine Freude, sein Augapfel, es ist sein einzig Kind und er liebt's jetzt vielleicht noch mehr, als früher, bevor es unglücklich wurde; und der Elias erst, mit dem darf ich gar nicht reden, der war sonst der lustigste Jäger im ganzen Lande, und jetzt ist er still und stumm, beinahe wie die Gretha – mein Kind heißt Margaretha wie die gnädige Frau Baronin – nur daß er nicht singt, denn der arme Mensch macht sich ein Gewissen daraus, daß er es gewesen, der das kleine Mädchen mit auf die Wiese genommen, wo es sich verlor und in die unterirdischen Gänge gerieth; der arme Mensch kann nicht dafür, aber es schneidet ihm durch die Seele, daß Gretha Furcht und Scheu vor ihm hat und ihm aus dem Wege geht!«

»Wer ist Elias?« fragte Rouvroy, als die Frau schwieg.

Die Müllerin sah ihm einige Augenblicke lang mit großen Augen in's Gesicht, dann sagte sie ernst: »Ich denke, ich kann's Euch sagen, Mann, denn Sie schickt Euch und es ist mir, als hättet Ihr ein theilnehmend Herz. Elias Belcher ist ein Kind der Sünde, aber dafür kann er nichts, sein Vater war der alte Baron, der Vater meiner gnädigen Frau, und seine Mutter war des Müllers Schwester, die Schwester meines Mannes. Elias Belcher ist ein treuer, fleißiger Mensch, er war der lustigste Jäger im Lande, bevor das Unglück mein armes Kind betraf, jetzt ist er still und stumm geworden, treu und fleißig aber ist er geblieben!«

In diesem Augenblick kam das unglückliche, blinde Mädchen wieder durch den Flurgang zurück und sang mit heller Stimme:

Alle sind hier, der Meine aber nicht,  
Darum soll ich weinen bitterlich!  
Er ist gezogen in fremdes Land aus,  
Ich sitz allein beim Spulrad im Haus!

Schlimm ergeht's dem led'gen Mädchen,  
Das sein Kränzlein trägt mit Ehren,  
Ja, mit Ehren und mit Liebe,  
Ach, mit vieler, vieler Liebe!  
Das sich nimmer läßt verführen  
Von den schlanken, jungen Burschen,  
Ach! die schlanken, jungen Burschen,  
Ach! die haben Schmeichelworte,  
Süße, glatte Schmeichelworte,  
Die in's Herz den Mädchen dringen,  
Aber in den eig'nen Herzen  
Sind die schlanken Burschen falsch.  
Sie bereden leicht ein Mädchen,  
Lenken es nach ihrem Willen,  
Denn die Mädchen sind gelehrig;  
Lenken es nach ihrem Willen,  
Spielen mit ihm ganz vertraulich  
Und verlassen es am Ende,  
Bringen so ein armes Mädchen  
In's Gerede bei den Leuten,  
Bringen es so tief hinein,  
Daß es dann durch's ganze Leben,  
Immer im Gerede bleibt.  
Ach! die schlanken, jungen Burschen,  
Ach! die haben Schmeichelworte,  
Süße, glatte Schmeichelworte!

Alle sind hier, der Meine aber nicht,  
Darum soll ich weinen bitterlich!  
Er ist gezogen in fremdes Land aus,  
Ich sitz allein beim Spinnrad zu Haus!

»Da habt Ihr's,« sagte die Müllerin zu ihrem Gast, »singt das arme Kind nicht so herzbrechend von den Burschen, als ob es Einer betrogen habe, und es nun allein sitze mit seinem Liebesgram? und doch hat sich nie ein Bursch um das unglückliche Geschöpf bekümmert, wie wäre das auch möglich!«

Mit diesen Worten ging die Frau ihren häuslichen Beschäftigungen nach und legte mehr Holz unter den Kessel, welcher über dem Heerdfeuer brodelte und die Abendsuppe für den Müller und seine Mühlknappen enthielt. Rouvroy aber saß auf seinem Schemel am Fenster und blickte durch die kleinen Scheiben hinaus in die raschfließenden Mühlwasserwellen; er konnte das Bild des unglücklichen blinden Kindes nicht loswerden! Welche Fülle von Unheil und Unglück lag zusammengehäuft unter dem niedern Dach dieser Hütte, unter welchem nach Ansicht gewisser Leute nur Glück und Zufriedenheit wohnen! Auch an den Elias Belcher dachte Rouvroy; der Mann, welcher sein Führer nach Schloß Pielenau sein sollte, war also der natürliche Bruder jener hochmüthigen, ahnenstolzen, aber auch festen, energisch klugen und großmüthigen Baronin Seyffertitz, in deren Hause die Freundinnen Robert's Fabiane und Sebastiane verweilten. Die Mutter dieses ungleichen Freiherrnsohnes war des Müllers Schwester?

Da stand wieder ein häusliches Drama vor den Augen unseres Helden! und wer war denn diese Müllerin mit dem klugen, traurigen Gesichte, welche so gewählt zu sprechen wußte? Welche eine so große Verehrung für die Baronin an den Tag legte? War da vielleicht ein drittes Drama? und spielten diese Stücke nicht vielleicht alle zusammen und fanden ihre grausigen Katastrophen in dem geheimnißvollen Unglück, welches die kleine Margaretha betroffen? War denn wirklich in dieser Jammergeschichte Alles so zugegangen, wie ihm die Müllerin gesagt? Es regten sich Zweifel in ihm und Bedenklichkeiten wurden laut. Margaretha war ein Mädchen von zwölf Jahren gewesen, als es sein Augenlicht verlor – ein Mädchen von zwölf Jahren aber mußte doch in irgend einer Weise Nachricht geben können, wo es die drei Tage über geblieben, wie es über den Fluß gekommen? Robert glaubte nicht sehr an unterirdische Gänge, welche unter einem Flußbett wegführen, wenn man weder hüben noch drüben die Eingänge findet; auch behandelte er die heidnischen Schlangenjungfrauen mit viel geringerem Respect, als die Gläubigen der Volkssage, namentlich als die Müllerin, welche die Existenz dieser unliebenswürdigen Damen als etwas gemeinverständliches ausah. Robert wußte allerdings, daß die wendische Bevölkerung dieser Gegend mit großer Hartnäckigkeit an allerlei Dinge glaubte, Reste des alten, heidnischen Götterdiensters wahrscheinlich, dazu mochte beim Tuch das Dasein fabelhafter Schlangenjungfrauen gehören; wirkliche Schlangen kamen übrigens in diesem Theil der Lausitz nicht selten vor; dieser Umstand hielt jedenfalls den Glauben an Schlangenjungfrauen und Schlangenzauber



lebendig im Volke und kam hier nicht vielleicht zu dem allgemeinen Volksglauben ein besonderer Hausglauben? denn er entsann sich jetzt dunkel einer Bezeichnung, welche die Baronin Seyffertitz für die Mühle gebraucht und es war ihm ganz so, als habe sie dieselbe die Schlangemühle genannt.

Dabei gerieth der junge Mann auf einen anderen Gedankengang. Diese Baronin, was hatte sie für eine geheimnißvolle Verbindung mit der Schlangemühle? Die Müllerin hatte gesagt, daß er der Erste Nicht sei, den die Baronin hierher gesendet, und daß er der Letzte nicht sein werde? Welche Männer und zu welchem Zweck wurden von der Baronin hierher geschickt? wohin führte sie der Elias Belcher? Er aber war der Erste, den die Baronin zu dem gnädigen Oheim nach der Pielenau führen ließ – das hatte die Müllerin gesagt, offenbar war ihr das aufgefallen? warum aber? Ueberdem hatte Rouvroy gerade für das Schloß Pielenau ein Paßwort und auch dieses Paßwort bezog sich auf Schlangen und auf ein – Kind!

Es wollte dem jungen Manne peinlich werden unter allen diesen Räthseln in der geheimnißvollen Schlangemühle.

Vielleicht aber waren das Alles gar keine Räthsel, gar keine Geheimnisse? Vielleicht hätte Herr Robert Alles wissen können, wenn er gefragt hätte? Er hatte aber, mit anderen Gedanken, das heißt mit Fräulein Fabiane, angenehmer und ausschließlich beschäftigt, nicht gefragt, und nun war für ihn Alles Geheimniß und Räthsel hier, und das war's, was ihn nicht beunruhigte, wohl aber bedrückte.

Das Geräusch schwerer Schritte weckte ihn aus seinem Sinnen, auf die Schwelle der Küche trat ein starker, gewaltiger Mann, der hatte gebundene Schuhe an den nackten Füßen, Beinkleider von grobem Leinenzeug und eine mehlbestaubte, blaue Jacke, auf dem Kopf aber eine kleine, schwarze Lederkappe. Ein gutmüthiges, breites Gesicht, ein Gesicht, dem man gleich ansah, daß es von Natur heiter war und gern lachte, trug den Stempel nicht sowohl einer Traurigkeit, wie das bei der Müllerin der Fall war, sondern einer tiefen Niedergeschlagenheit.

Dieser Mann sagte im Eintreten mit lauter, fester Stimme: »Guten Abend, Mutter!« dann erst sah er den Gast, ging auf diesen zu, reichte ihm traulich die Hand und sprach: »seid willkommen, Fremder, willkommen in der Nattermühle!«

Nattermühle! da hatte Rouvroy den Namen, auf den er sich nicht besinnen konnte, ja Nattermühle hatte auch die Baronin die Mühle genannt, nicht Schlangemühle.

»Die gnädige Frau Baronin hat den Mann geschickt, Müller,« erklärte die Hausfrau mit dem Schöpflöffel in der Hand herantretend, »Elias soll ihn in der Nacht zum gnädigen Ohm nach der Pielenau führen!«

»Es ist kein Mann, es ist ein Herr,« sprach der Müller bestimmt, der seinen Gast indessen scharf gemustert hatte, »und der Herr ist willkommen in der Nattermühle, auch wenn ihn die gnädige Frau nicht geschickt hätte; der Elias wird ihn zur Nacht in die Pielenau führen!«

»Warum heißt diese Mühle die Nattermühle?« fragte Rouvroy, »giebt es so viele Nattern hier?«

»Es kommen hier auch Nattern vor,« antwortete der Müller, während ein mattes Lächeln auf einen Augenblick

sein gutes Gesicht erhellte. »Doch nicht häufiger als an andern Stellen hier zu Lande; davon aber wird die Mühle schwerlich ihren Namen haben, sondern den hat sie von mir und meinen Vätern vor mir, denn die haben hier seit undenklichen Zeiten auf ihrem freien Erbe gesessen und haben alle Natter geheißt, Natter von Vater auf Sohn, sowie ich denn auch Samuel Natter heiße. Ich denke daher wird die Mühle ihren Namen haben, obgleich Etlliche meinen, die Mühle habe schon in uralten Zeiten gestanden und sei auch damals schon Nattermühle genannt worden, meine Väter und Vorväter aber hätten ihren Namen von der Mühle bekommen. Mag's sein, wie's will, die Nattermüller sind allzeit ordentliche Menschen gewesen, und hat noch Niemand behauptet, daß sie etwas gemein hätten mit dem Schlangengezücht!«

Rouvroy mußte unwillkürlich lächeln, denn der Müller reckte sich auf in seiner ganzen, gewaltigen Gestalt, als wolle er sagen: nun, seht her, sehe ich aus wie eine Schlange?

Das war auch wirklich sein Gedanke gewesen, denn halb vor sich hinsprechend sagte er: »Die Nattermüller sind allzeit dicke, große Kerle gewesen, keine dünne Schlangenbrut!«

Danach aber faßte er mit ganz eigener Art, nicht zudringlich, sondern zutraulich den Arm des Gastes und führte ihn zu dem ungedeckten, aber weißgescheuerten Tisch, an dessen schmaler Oberseite er ruhig Platz nahm, den jungen Mann neben sich zur rechten Hand an die Langseite setzend.

Die Müllerin brachte eine irdene Schüssel von dampfender Suppe, die sie aus dem Kessel gefüllt hatte, setzte sie zwischen beiden Männern nieder und gab jedem einen Löffel, auf daß sie gemeinsam äßen aus einer Schüssel.

Rouvroy langte tapfer zu von der kräftigen Speise, obwohl ihm die Schlangen im Kopf herumspuckten, die Schlangenjungfrauen namentlich, und es ihm durchaus nicht unverfänglich schien, daß die Müllerfamilie Natter hieß.

Die Beiden waren mit ihrer Suppe fertig und arbeiteten bereits tüchtig in Speck und Brod, wozu sie schönes Braunbier tranken, als ein finsterblickender Mühlknappe erschien und mit stummem Gruß Platz nahm; er erhielt seine Suppe von der Müllerin ebenso wie die vierschrötige Magd, deren Bekanntschaft Robert schon beim Eintritt in die Mühle gemacht hatte.

Die Müllerin setzte sich nicht, sie bediente ihren Mann, ihren Gast und auch das Gesinde: das mußte so die Haus-  
sitte sein in der Nattermühle.

Während alle schweigend ihre Abendmahlzeit verzehrten, trat mit leisem Schritt, kaum hörbar, noch ein Mann ein; groß, schlank, beinahe elegant in seinem knappen, grauen Rock, seinen hohen Stiefeln und der grünen Schirmmütze; ohne daß Jemand es ihm sagte, wußte Rouvroy, daß dieser Mann der vielgenannte Elias Belcher sein müsse. Wirklich das Gesicht, in welchem Rouvroy einige Aehnlichkeit mit dem der Baronin finden wollte, war traurig, tief traurig, aber nicht sanft und schwermüthig, sondern hinter dieser Traurigkeit lagerten

offenbar Trotz, Grimm und bitterer Hohn. Das eigentlich hübsche Gesicht hatte einen schlimmen, Unglück verheißenden Ausdruck; Elias Belcher erschien unserem Helden als ein leidenschaftlicher, gefährlicher Mensch; tückisch-lauernd lagen die Augen tief in ihren Höhlen, und die krampfhaft heraufgezogene Oberlippe ließ ungewöhnlich spitze, weiße Zähne sehen.

Mit einem hastig herausgestoßenem, heisern: »Guten Abend, Müllerin! Guten Abend, Alle!« das nur durch ein stummes Kopfnicken erwidert wurde, nahm er Platz am Tisch und nahm sein Abendessen hastig, gierig zu sich, was unserm Freunde darum um so mehr auffiel, weil der Nattermüller und sein Gesinde ganz mit jener anständigen Langsamkeit und dem Ernste aßen, welche den Landleuten im Allgemeinen eigen sind und ihnen so wohl anstehen. In wenigen Minuten war er mit seiner Mahlzeit zu Ende, schob den Teller zurück und zog eine kleine Tabackspfeife mit hölzernem Kopf aus der Tasche, schlug sich Feuer an und begann mit derselben Hast zu rauchen, mit welcher er eben gegessen; in wenigen Augenblicken war sein Kopf, den er mit beiden Händen auf die Tafel stützte, während er die Pfeife nur mit den Zähnen festhielt, in eine dichte Dampfwolke gehüllt.

Schweigend entfernte sich das Gesinde, und nun erst nahm auch die Hausfrau Platz und saß neben ihrem Manne, ohne jedoch zu essen.

»Elias!« sprach sie nach einer Weile.

Der Gerufene erhob sein Haupt aus der Dampfwolke und nahm die Pfeife aus dem Munde.

»Was soll Er?« fragte er heiser.

»Elias,« fuhr die Frau fort, »den Herrn hier hat die gnädige Frau Baronin geschickt!«

»Er hat sich's gedacht, als Er ihn sah!« lautete die wenig verbindliche Antwort, das Haupt sank wieder nieder und neue Tabakswolken wirbelten auf.

»Du sollst den Herrn bei Nacht zu Wasser führen!« setzte die Müllerin ihre Mittheilung fort.

»Wohin?« fragte die heisere Stimme aus der Wolke.

»Nach der Pielenau!« antwortete die Hausfrau, und Rouvroy bemerkte wohl, daß das Ehepaar mit einiger Spannung auf die Erklärung des seltsamen Menschen, der immer nur in der dritten Person von sich sprach, wartete.

Es dauerte eine Weile, endlich sprach Elias Belcher: »Er geht nicht gern nach der Pielenau, Er begegnet dem gnädigen Oheim nicht gern!«

»Ich weiß das,« versetzte die Müllerin beruhigend, »aber unsere Gnädige hat's befohlen und der gnädige Oheim wird bei Nacht nicht am Wasser sein!«

»Gegen Mitternacht geht der Mond auf, Er wird den fremden Herrn nach der Pielenau führen!« sagte Elias nach einigem Besinnen mit großer Bestimmtheit.

Eine ziemliche Weile herrschte ein vollkommenes Schweigen an dem Tisch, welches Rouvroy peinlich empfand, obwohl er trotzdem keinen Versuch machte, es zu unterbrechen; stärker als je zuvor fühlte er sich von dem geheimnißvollen, sonderbaren Wesen, welches in der Nattermühle wohnte, angegriffen; es war nicht zum ersten Male in seinem Leben, daß ihm Etwas nahe kam, was ihn mit dunkeln Ahnungen und seltsamen Gefühlen erfüllte, er hatte schon einmal die Erfahrung gemacht,

daß es doch mancherlei auf Erden giebt, was sich dem grübelnden Verstande entzieht, aber es war ihm dieses Unsagbare, Unbestimmbare noch niemals in so inriger Verbindung mit dem Leben, mit dem Menschen entgegengetreten wie hier. Plötzlich brach gerade der das Schweigen, von dem es Robert am Wenigsten erwartet hatte, denn Elias Belcher sagte noch heiserer als zuvor sprechend: »Lieb Margrethlein ist Ihm begegnet heut Nachmittags um die fünfte Stunde am obern Fließ!«

Mit gespannter Aufmerksamkeit blickten die Aeltern auf den Mann, der von ihrem unglücklichen Kinde sprach.

»Hast Du mit unserm Kinde gesprochen?« fragte der Nattermüller rasch.

»Er sagte zu ihr: guten Tag, lieb Margrethlein!« lautete die Antwort.

»Und was sagte sie?« fragte die Mutter.

»Sie machte große Augen gegen Ihn ganz als ob sie sehen könne,« erzählte Elias, »und fragte Ihn dann, wer Er wäre! Dein Vetter Elias, antwortete Er, da sagte sie, Er wäre nicht ihr Vetter Elias, sondern Er wäre der Teufel, darnach wendete sie sich um, und lief nach der Waldecke zu, Er aber ging seiner Wege!«

Der Mensch sprach das in einem so ergreifenden Tone von Schmerz und Bitterkeit, daß Rouvroy erbebte; der Müller und die Müllerin aber seufzten tief. Sie hofften immer noch, sie hofften seit Jahren und hofften und harrten von Tage zu Tage – es war ja ihr Kind, ihr einziges Kind!

Das frühere Schweigen herrschte wieder; mit einer Nadel putzte die Müllerin die große, rothglühende Schnuppe von dem Docht der kleinen, blechernen Lampe, welche mitten auf dem Tische stand, sonst regte sich nichts in dem einsamen Müllergehöft.

Endlich klopfte Elias seine Pfeife aus, er klopfte die Asche mitten auf die saubere Tischplatte – die Müllerin mußte das gewohnt sein, denn sie achtete nicht darauf – stopfte sich den Kopf wieder, schlug Feuer und begann zu rauchen, dann aber, als die Pfeife in Brand war, stand er auf und sprach: »Er wird den fremden Herrn nach der Pielenau führen! gegen Mitternacht, wenn der Mond herauf ist, wird Er kommen und ihn abholen! Guten Abend, Müllerin! Guten Abend, Alle!«

Mit hastigem, aber leisem Schritt verließ Elias die Küche.

Die Müllerin meinte jetzt, Rouvroy müsse diese Pause benutzen und ein paar Stunden schlafen; ehe dieser nur noch eine Antwort gegeben, ergriff der Müller aufstehend die Lampe und sprach: »Kommt, Herr, kommt, ich will Euch auf die Hofkammer führen, da werdet Ihr ungestört schlafen!«

Robert hielt es für das Beste, dieser dringenden Einladung Folge zu leisten; er nahm seinen Stock, sagte der Müllerin Gute Nacht, schönsten Dank für ihre Gastfreundschaft und Lebewohl, dann folgte er dem voraneilenden Müller über eine unter den Tritten der Männer gewaltig knarrende Treppe in das obere Gestock des Hauses. Am Ende eines schmalen Vorsaals öffnete der Hausherr eine Thür und ließ seinen Gast in eine kleine Kammer treten, in welcher ein Bett und ein Stuhl stand. Er



ließ sich's nicht nehmen, dem jungen Mann die Schuh auszuziehen und ging erst mit seinem freundlichen Gutenachtwunsche davon, als sich Rouvroy auf dem Bett behaglich ausgestreckt hatte. Die Lampe nahm er mit sich; die Treppe knarrte unter seinen schweren Tritten, eine Thür fiel zu, und danach wurde eine tiefe Stille.

Rouvroy befand sich in großer Aufregung und war überzeugt, daß er nicht schlafen werde; dennoch war es ihm lieb, sich allein zu finden, denn er verspürte das Bedürfniß, seine Gedanken zu ordnen. Die Nattermühle hatte ihn wirklich irre gemacht. Er fing seinen Tag noch einmal von vorne an im Geist, er that sich Zwang an, großen Zwang, sich rasch loszureißen von dem Bilde Fabiane's, von der entzückenden Erinnerung an ihren Abschiedskuß; er gelangte wirklich in einiger Ordnung bis zur Nattermühle, dann aber machten die Gedanken einen mächtigen Sprung, er stand dem Elias Belcher gegenüber, es durchzuckte ihn die grausige Ahnung, daß an der unglücklichen Margaretha ein dunkles, schauerliches Verbrechen verübt worden sei; er drohte dem Mann mit der heisern Stimme, und schon flossen all die verschiedenen Gestalten in jene bunten Figuren zusammen, die man beim Einschlafen mit geschlossenen Augen zu sehen glaubt; jene bunten Figuren, deren Farben immer matter werden, der Conturen immer mehr verschwimmen, je mehr deren Schlaf Herr wird über die Sinne. Rouvroy war fest eingeschlafen, aber auch im Schlaf glaubte er träumend, wie aus weiter Ferne zu ihm herüber klingend, die Stimme der blinden Margaretha zu vernehmen, welche rief: »Er ist der Teufel!«

SECHSTES KAPITEL. DAS RENAISSANCE-SCHLOSS.

»Da fiel in Haleb's Felsenthal,  
In düstrer Nacht ein Sonnenstrahl.«

Rouvroy hatte geschlafen, aber er hatte auch in seinem Traum die Nattermühle nicht verlassen, darum war er sofort munter und wacker, als der Nattermüller in die Kammer trat und ihm zurief: »Kommt, Herr, kommt, der Mond ist herauf, und der Elias wartet am Steg mit dem Kahn!«

Robert ließ seine Uhr repetiren, es war halb zwölf Uhr; rasch zog er seine Schuhe an und folgte dann dem Müller, der ihn an der Hand im Finstern über Treppen und Gänge durch das todtenstille Haus führte.

Warum hatte der Nattermüller kein Licht angezündet? War's denn in dieser Mühle in jeder Beziehung absonderlich?

Der junge Mann unterschied deutlich die Mahlmühle von der Schneidemühle, aber nur durch den Geruch. Mehl riecht anders als frischgefügtes Tannenholz. In dem letzten Raume, den sie durchschritten, huschte etwas an ihnen vorüber, Rouvroy fühlte es deutlich: war es das unglückliche, blinde Mädchen?

Endlich stieß der Nattermüller eine kleine, hölzerne Thür auf, kühle, feuchte Luft wehete ihnen erquicklich entgegen, sie traten in's Freie und standen auf einem regelmäßig runden Sandplatz, der dicht von Büschen und hohen Bäumen umhegt und vom fahlen Mondlicht matt beschienen war. Hier erst ließ der Müller Rouvroy's Hand los und schloß die Thür, durch welche sie gekommen, sorgfältig von Außen durch ein Vorsteckholz.

Sie schritten quer über den Platz und traten auf einem schmalen Pfade in das Gebüsch ein; der Pfad führte sie nach wenigen Schritten an das Ufer eines Wassers, welches unter überhängenden Bäumen und Sträuchern geräuschlos und dunkel hinfloß. Hier lag der Kahn, es war aber so dunkel an dieser Stelle, daß Rouvroy nichts zu erkennen vermochte; eine Hand leitete ihn und eine heisere Stimme hieß ihn niedersitzen auf dem flachen Boden des Kahnes.

»Gott behüte Euch, Herr!« sagte der Nattermüller.

Rouvroy wollte danken, bei den ersten Worten aber, welche er sprach, unterbrach ihn Elias indem er sagte: »Der Müller hört Euch nicht mehr, Herr, der ist schon wieder zurück, überdem bedarf's keines Dankes, denn Ihr kommt ja von unserer Gnädigen!«

Damit legte Elias eine rauhe Decke um die Schultern des junges Mannes, und dieser fühlte, daß der Kahn bereits in Bewegung war und ebenso lautlos dahin schwamm, wie die Wasser flossen, die ihn trugen. Dichte Finsterniß umgab sie, denn die Bäume bildeten ein so dichtes Laubgewölbe über dem Wasser, daß nur selten ein schwacher Mondenstrahl durchzudringen vermochte, der dann auf einer Stelle wie verloren in diesem Meere von dichter Finsterniß schwamm.

Rouvroy war nicht furchtsam, aber der Gedanke, sich hier mit einem ihm so gefährlich dünkenden Menschen allein zu befinden, hatte doch etwas unangenehmes für ihn, und unwillkürlich faßte er nach seiner Brusttasche, in welcher er das Terzerol hatte, welches der Amtsrath von Krummensee ihm in den Strickbeutel gesteckt, als er in Weiberkleidern aus Berlin flüchtete; es war ihm ein

Trost, diese kleine Waffe bei sich zu haben, obwohl er sich sagen mußte, daß dieser Elias, welcher hinter ihm saß, ihn mit dem Schläge seines Ruders niederschmettern konnte, bevor er noch eine Bewegung gemacht.

Endlich sah der junge Mann einen hellen Punkt vor sich, welcher an Größe rasch zunahm, und zu gleicher Zeit fast hörte er auch, daß sein Führer die Ruder, die er bis jetzt kaum bewegt hatte, mit stärkerem Druck handhabte, obwohl auch jetzt noch die Handthierung fast geräuschlos war. Er sah, daß er sich dem Ausgang dieser merkwürdigen Wasserstraße näherte, und wirklich schoß der Kahn gleich darauf in eine breite Wasserfläche hinaus, die vom Mondlicht beleuchtet und von verschiedenen bedeutenden Baumgruppen umgeben in wunderbarer Schönheit vor dem Auge lag.

Elias zog jetzt die Ruder ein und ergriff die lange Stange, mit welcher er den Kahn auf rasche und geschickte Weise in den Strom brachte. Rouvroy, der sich der herrlichen Mondscheinlandschaft freute, erkannte nebenher doch auch, daß Elias Belcher mit ganz unnachahmlicher Gewandtheit den Kahn steuerte, welcher mit großer Schnelligkeit in einem breiten Wasser dahinglitt. Bei zunehmendem Mondlicht erschien die Scenerie immer schöner und entfaltete sich immer malerischer. Herrliche Gruppen mächtiger Bäume, deren Blätter im Nachtwind sich regten und im Mondstrahle blinkten, wechselten unaufhörlich mit offenen, grünen Plätzen, auf denen sich Gebüsche anmuthig erhoben; bald verzweigte sich die große Wasserstraße in ein ganzes Netz von kleinern, welche zahlreiche Inseln bildeten, bald floß sie ruhig mit majestätischer Stille breit dahin. Hier stieg ein

mit schönem Nadelholz bestandener Hügel vom Wasserrande sanft aufwärts, dort mündeten drei, vier kleine Wasserstraßen in die größere. Rouvroy war entzückt über das, was er sah und so unvermuthet sah; er gab seinem Erstaunen Worte. Elias antwortete zwar nicht, Robert bemerkte aber wohl, daß er ihm mit einem Gefühle geschmeichelten Stolzes zuhörte.

Keiner, der seine Heimath recht liebt, bleibt unempfindlich bei dem ihr gespendeten Lobe.

Der Mond beschien mit voller Klarheit die herrlichen, alten Bäume, welche ihre Häupter in dem Wasser spiegelten, welche ihre Zweige in die silberschimmernde Fluth tauchten und mit ihrem Schatten rechts und links das Mondenlicht bekämpfend ihm auf dem Wasser nur einen bald mehr bald minder breiten Streifen gestatteten.

Der Kahn kreuzte mehrere Wasserstraßen; Rouvroy begriff, daß es genauer Kunde bedürfe, sich in diesem Labyrinth von Kanälen zurecht zu finden; Elias sprach kein Wort, zuweilen aber berührte er Robert's Arm und deutete auf ein Stück Wild, das äsend heraustrat und schußgerecht kam. Der alte Jäger wurde lebendig in dem Manne. Nur einmal brach er sein Schweigen ganz unaufgefordert. Als der Kahn nämlich wieder einmal auf dunkelm Wasser unter überhängenden Bäume hinschwamm, da begann es unheimlich zu schwirren und zu rauschen um den Kahn, während sich aus dem Walddickicht eine hohle Geisterstimme mit furchtbarem Ruf vernehmen ließ.

»Es ist der große Nachtrabe, der hier umherschwirrt und der Uhu ist's, der ihn ruft, habt Ihr schon den

Nachtraben gesehen, Herr? ist eine seltsame Art von Thier das, hat Borsten am Schnabel, starke Borsten!«

Der Nachtrabe schien dem Jäger ganz besondere Erinnerungen zu wecken, denn er wiederholte nachdenklich ein paarmal: »es hat Borsten am Schnabel, starke Borsten!«

Rouvroy sah wieder blauen Himmel über sich und blauen Himmel, sich im Wasser spiegelnd, unter sich, als sie sich einer großen, kegelförmig aufgethürmten Masse näherten, welche auf den Fluthen zu treiben schien.

»Was ist das?« fragte der junge Mann erstaunt.

»Heu!« antwortete Elias Belcher in jeder Beziehung einsilbig, und trieb seinen Kahn in eine Seitenstraße ein; Rouvroy merkte, daß der Jäger nicht mehr sprechen wollte, er versuchte ihn darum auch nicht mehr durch Frage und Anrede, sondern wendete seine Aufmerksamkeit ungetheilt den Umgebungen zu, die ihn immer mehr interessirten; denn er bemerkte nun auch Häuser, Gebäude, Anlandeplätze mit Kähnen; er hörte in der Ferne Hunde anschlagen und Vieh brüllen. Der Wald und die Wiese wechselten mit Ackerstücken, mit Gärten – der junge Mann hatte keine Ahnung von diesem interessanten Theile der Lausitz gehabt, in den er sich auf so unvermuthete Weise versetzt sah. Er hatte wohl den Spreewald nennen hören, hatte dabei aber immer nur an einen Wald an der Spree, nicht aber an einen Wald in der Spree gedacht.

Elias Belcher berührte wieder den Arm seines Gefährten und deutete auf eine im Mondenlicht hell flimmernde Spitze, welche sich hinter einer grünen Laubwand erhob,

und Rouvroy erkannte ohne Mühe den Knopf eines Thurmes.

»Ein Thurm!« sagte er zu dem Jäger.

»Der Schloßthurm von Pielenau!« antwortete dieser und trieb sein Fahrzeug um die Spitze einer Insel herum; sie fuhren jetzt an einer Reihe von Halbinseln hin, endlich hatten sie die letzte derselben erreicht; ein breiter Wasserspiegel lag vor ihnen und landeinwärts, von einem dunkeln Laubholzwalde rückwärts umgeben, das silberweiß leuchtende Schloß Pielenau, das sich in den edelsten Formen des Renaissancestyls vor ihnen aufbaute. Der Morgenwind kam vom Schlosse her und hauchte stärker herüber, die Bäume neigten ihre rauschenden, grünen Kronen, die Wasser murmelten und schlugen sanft klatschend an die Stufen der großen Anlandetreppe, auf welche Elias Belcher scharf zuhielt.

Ein starker Ruck, der Kahn stieß an die unterste Stufe, Elias sprang hinaus und hielt ihn an der Kette fest, so daß Robert bequem aussteigen konnte; als dieser neben ihm auf die Stufe trat, sprang er sofort wieder in den Kahn und trieb ein Stück ab, dann sagte er: »Verzeiht, Herr, daß Er Euch nicht weiter begleitet, Er will aber dem gnädigen Ohm nicht begegnen, Er kann's nicht vertragen, wenn Ihm der begegnet; Ihr könnt des Wegs nicht fehlen, geht nur auf's Schloß zu und klingelt an der kleinen Thür links neben dem Portal, vor welcher zwei Rüden von schwarzem Stein liegen; da wird der Mohrmann erscheinen, und für den werdet Ihr wohl ein Wort von unserer Gnädigen haben; lebt wohl, Herr, Gott behüt Euch!«

Bevor nun Robert noch irgend im Stande war, auch nur ein Wort zu reden, hatte sich der seltsame Mensch in seinem Kahne entfernt und trieb bereits wieder der nächsten Insel zu; er sah ihm nach, bis der Kahn im Schatten der Bäume auf der Insel verschwunden war, dann wendete er sich um und schritt auf sauberem Pfade durch einen herrlichen Grasgrund dem weißleuchtenden Schlosse zu, welches etwa eine halbe Viertelstunde rückwärts lag.

Er stand endlich vor dem Schlosse und konnte nun gemächlich den wahrhaft edeln Bau mit seinen zahlreichen Giebeln, Spitzen, Thürmchen, Schornsteinen und Vorsprüngen betrachten; Robert erinnerte sich nicht, jemals etwas dem Aehnliches gesehen zu haben; der erste Renaissance-Bau in reinem Styl Primaticcio's wirkte mächtig auf ihn; jetzt erst begriff er, daß ein Bauwerk auch ein Kunstwerk. Alle Schlösser, die er bisher gesehen, waren todtte Steinmassen, regelmäßig aber ohne Leben, oder doch nur von dem Leben beseelt, was ihnen die Bewohner verlieh, oder die Phantasie des Beschauers hineintrag; das Schloß im Spreewalde war das erste Gebäude, welches lebte, welches ein eigenes, individuelles Leben für sich hatte. Hier starrten ihm nicht kahle Flächen entgegen, sondern die Fläche war die Trägerin der Verschiedenheit geworden, die Fenster waren nicht leere Augenhöhlen, sondern wirklich die Augen des Hauses, die Symmetrie diente der Mannichfaltigkeit, und all die tausend verschiedenen Einzelheiten stimmten doch harmonisch zusammen.

Das Schloß im Spreewald war ein Gedicht in Stein.

Robert stand noch entfernt genug, um das Werk in seiner ganzen Fülle auf sich wirken lassen zu können, denn



zwischen ihm und dem Schlosse lag noch ein großartiges grünes Rondel, um das herum dies Wege zu der Rampe vor dem mächtigen Portal des Schlosses führten, deren leuchtende Marmoralustrade reich mit Bildsäulen besetzt war.

Der Rasenfleck war ungemein üppig, die hohen Halme schwankten hin und her, wenn der Morgenhauch darüber strich und breite Furchen hineinzog; es war ein grüner See, der um den wettergrauen Steinblock wogte und schwankte, der gerade in der Mitte lag. Auf diesem Steinblock stand das weiße Colossalbild eines Hirsches.

Langsam ging Robert um den grünen See herum und gelangte so an die Fronte des Schlosses, wo er alsbald die kleine Thür bemerkte, welche ihm Elias bezeichnet hatte; da lagen die beiden großen Hunde von schwarzem Stein, welche der Jäger Rüden genannt hatte; es waren Molosser Hunde, mit denen schon die alten Griechen und Römer jagten, sie gehen laut auf der Wildfährte.

Hier aber war nichts laut, hier herrschte tiefste Stille überall, im Schlosse und ringsum.

Der junge Mann streckte schon die Hand nach dem Klingelgriff aus, der künstlerisch geformt in das Ganze sich passan einfügte, wie jeder einzelne Theil hier bis in's Kleinste hinein – er zog seine Hand zurück, er hatte noch nicht Lust, sich los zu reißen von dem Genuß; langsam wandelnd ging er noch einige Male aus und ab vor dem Schlosse, endlich erinnerte er sich, daß die Baronin Seyfertitz ein Gewicht darauf gelegt, daß er bei Nacht in das Schloß komme, jetzt war es drei Uhr Morgens, und entschlossen trat er zum zweiten Male zur Thüre; ohne diese

Erinnerung würde er den reizenden Platz noch nicht verlassen haben.

Er zog die Klingel und lauschte auf den Schall derselben, aber er vernahm keinen Ton; nach einigen Augenblicken des Harrens wiederholte er seinen Zug stärker, aber es blieb stille wie zuvor. Ungeduldig werdend wollte Robert eben zum dritten Male klingeln, als die Thür sich geräuschlos öffnete, und eine hohe, in einen grauen Mantel gehüllte Gestalt sich mit einem blanken Hirschfänger in der Hand zeigte.

»Wer hat Euch geheißen an dieser Thür zu klingeln?« fragte der im Mantel barsch. »Wer seid Ihr? Was wollt Ihr zu dieser Stunde hier? Drüben an der Straße wohnt der Wirthschafts-Direktor, was habt Ihr hier zu suchen? Woher kommt Ihr, Mann?«

»So viele Fragen kann ich nicht auf einmal beantworten,« entgegnete Rouvroy ruhig, »solltet Ihr aber zufällig ein gewisser Mohrmann sein, so sagt mir doch, was die Schlange im Maul hat?«

»Ich bin der Mohrmann, wenn auch nicht zufällig,« entgegnete der im Mantel jetzt um Vieles artiger und überdem mit einem Anfluge von Humor, »und ich kann Euch auch sagen, daß die Schlange eine Flachsblüthe im Rachen trägt, gefällt Euch das?«

»Nein, es gefällt mir nicht!« entgegnete Robert lächelnd, denn er mußte daran denken, wie oft ihm Fabiane diese Worte vorgesprochen, damit er sie ja nicht vergesse, »nein, es gefällt mir nicht, denn es ist nicht richtig!«

»Dann sagt Ihr mir, was die Schlange im Maule trägt!« versetzte Mohrmann.

»Ein gekröntes Kindlein!« antwortete Rouvroy und dachte an die blinde Margareth in der Nattermühle, welche durch Schlangen unglücklich geworden sein sollte.

»Euch sendet die Baronin von Seyffertitz,« sprach der im Mantel, »gebt mir das Paßwort!«

»Der Flachs blüht, aber aus der Blüthe wird ein Strick!« erwiderte Robert.

»Es ist Alles richtig, was befiehlt die gnädige Frau?«

Mohrmann verbeugte sich.

»Ich heiße Robert von Rouvroy; die Frau Baronin wünscht, daß ich hier einige Wochen versteckt bleibe!«

Auf diese Worte verbeugte sich Mohrmann zum zweiten Male und sagte sehr höflich: »Haben Sie die Gewogenheit, Herr von Rouvroy, mir zu folgen und entschuldigen Sie den Aufenthalt. Die gnädige Frau hat aber all die Fragen vorgeschrieben, weil sie nie etwas Schriftliches giebt!«

Robert trat in das Pielenauer Schloß ein, die Thür fiel hinter ihm zu, Mohrmann öffnete die Blenden einer kleinen Laterne und stieg, dem Gaste leuchtend voran, eine schmale Wendeltreppe aufwärts.

»Darf ich fragen, ob sich die gnädige Frau wohl befindet?« fragte Mohrmann. »Ich habe lange nichts von ihr gehört!«

»Ich habe sie gestern bei vollkommenen Wohlsein verlassen!« entgegnete Robert, dann wagte er von einem unwiderstehlichen Drang getrieben eine allerdings sehr indiscrete Frage.

»Können Sie mir sagen,« fragte er, »warum all dieses Geheimniß, diese verabredeten Paßworte, diese seltsamen Sprüche?«

»Diese Paßworte und Alles, was sonst dazu gehört,« versetzte Mohrmann ohne weiteres Besinnen, »haben vor Jahren für die Frau Baronin eine sehr ernste Bedeutung gehabt; eigentlich haben sie solche noch, in gewisser Beziehung wenigstens; sie sind ihr zur Gewohnheit geworden, und sie bedient sich ihrer jetzt auch zu andern Zwecken, als der ist, zu welchem sie ursprünglich erfunden wurden – die Frau Baronin giebt nie etwas Schriftliches!«

Die Erklärung klang wahrscheinlich, und die Stimme Mohrmann's hatte einen unverkennbaren Ton von Aufrichtigkeit; Robert war überzeugt, daß er Wahrheit vernommen, wenn auch sicherlich nicht die ganze Wahrheit.

Die Beiden hatten jetzt das zweite Stockwerk erreicht und standen auf einem weiten Vorsaal, der noch räumlich genug war, obgleich große Schranke von dunkelbraunem Eichenholz kunstreich geschnitzt, längs den Wänden hinstanden.

»Diese Gemächer betritt Seine Erlaucht niemals,« sprach Mohrmann eine Thür öffnend, »Sie werden hier ganz sicher und unbemerkt sein!«

Sie gingen durch eine Reihe von Zimmern, welche, so weit das Robert bei der geringen Beleuchtung zu erkennen vermochte, mit großer Pracht ausgestattet waren.

»Ich bitte Sie,« sprach der Führer endlich stehen bleibend, »dieses Zimmer zu bewohnen, Herr von Rouvroy, weil es das einzige ist, in welchem Sie, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, die Persienne aufziehen können; doch muß ich Sie ersuchen, sich auch hier nicht am Fenster zu zeigen, bei Tage nicht. Noch weniger aber bei Nacht. Wollen Sie frische Luft schöpfen, so können Sie

das von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang ganz und ohne alle Gefahr, wenn Sie durch den kleinen Gang, auf welchen Sie diese Tapetenthür führt, gehen. Auf diesem schmalen Gange gelangen Sie nämlich zu einem Balkon, auf welchem Sie bei Nacht ganz unbemerkt und sicher sind!«

Während Mohrmann diese Verhaltensregeln gab hatte er sechs Kerzen angezündet, welche aus hohen Guéridons vor dem Pfeilerspiegel standen.

»Nach Einbruch der Nacht, und wenn das nicht möglich, vor Anbruch des Tages,« fuhr der Diener fort, »werde ich mir Ihre Befehle erbitten, in einer Stunde werde ich das Frühstück serviren – hier rechts ist das Schlafzimmer, in welchem Sie eine kleine Büchersammlung finden!«

Mit einer achtungsvollen Verbeugung entfernte sich Mohrmann.

Als sich Robert allein sah, fühlte er zum ersten Male die Folgen der vorangegangenen, körperlichen und geistigen Anstrengungen. Mit einer großen Behaglichkeit streckte er sich auf einem sehr bequemen Lehnstuhl, von welchem aus er das ganze, ziemlich große Zimmer übersehen konnte. Es war ein sehr passend eingerichtetes Wohngemach; die Ausstattung verrieth mehr Geschmack als Pracht, nirgend Ueberladung – Robert sah sich vergeblich nach einem Putz- oder Schmuckstück der Damentoilette um, denn ihm wurde plötzlich klar, daß nur eine Dame dieses Zimmer bewohnt haben könne.

Es war schwer zu sagen, was ihn auf den Gedanken gebracht, was ihm die Gewißheit gegeben, daß eine Dame dieses Zimmer eingerichtet und bewohnt habe; er fand, so scharf er sich umblickte, auch nicht einen Gegenstand,

welcher direkt auf eine Bewohnerin hingedeutet hätte, und Bilder, welche in vergoldeten Ovalrahmen allerlei mythologischen Kram oft in ganz ungezwungener Nacktheit zeigten, hätten eher auf einen Bewohner schließen lassen sollen; aber Robert ließ sich nicht irre machen dadurch, er kannte von der Naivetät der Damen des achtzehnten Jahrhunderts gerade in dieser Beziehung genug, um an diesen Bildern keinen Anstoß zu nehmen. Es war in dem Gemach ein Hauch, ein Duft, der ihm mehr galt, als alle äußeren Zeichen; es umwehete ihn wie *fleurs d'oranger* und wie Puder à la *maréchâle* zugleich.

Er hätte den Mohrmann fragen können, der eben jetzt wieder zurückkam, aber er that es nicht, sondern sah dem Diener zu, welcher einen geräumigen Deckelkorb auspackte, erst ein paar Flaschen Wasser in das Schlafzimmer trug, dann ein Tischchen an den Lehnstuhl schob und ein kaltes Frühstück servirte. Nachdem er eine Flasche Wein entkorkt, zog Mohrmann die Persiennen auf und löschte die Kerzen: es war fast heller Tag.

Als sich der Diener bis zum Abend verabschiedete, sah Robert erst, welch ein stattlicher Mann war; er war groß und mochte der Fülle seines Leibes nach zu schließen gegen fünfzig Jahre alt sein, das Antlitz aber ließ ihn um mehrere Jahre jünger erscheinen. Es war das eins jener feinen, ächt deutschen Gesichter, mäßig voll, von zartem, beinahe rosigem Teint, mit glänzenden, blauen Augen und einer hohen Stirn, die von weichem, leicht gewellten Haar umrahmt war. Es war ein schönes, edles Gesicht mit dem Ausdruck eines wohlwollenden, heitern Lebemanns, ein Eindruck, der eine besondere Unterstützung noch in den vollen, rothen Lippen und dem starken Kinn

fand. Mohrmann hatte auch während der Zeit Toilette gemacht. Er trug weiße Unterkleider, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe, dazu einen grünen, reich mit Silber gestickten Frack, welcher zwar sehr altmodisch im Schnitt war, gerade ihm aber ganz vortrefflich stand: Herr Mohrmann war einer jener unbeschreiblich vornehmen Herrendiener, welche durch ihr ruhiges, würdevolles Benehmen jede Herrschaft, die nicht durchaus ›*grand seigneur*‹ ist, in helle Verzweiflung bringen müssen. Es stehen diese Diener bei aller äußerlichen Differenz auf einem Fuße geistiger Gleichheit mit ihrer Herrschaft und bewahren sich bei der vollkommensten Ausübung ihrer Dienerpflichten eine persönliche Würde, welche ihnen die Achtung ihrer Herrschaften sichert und ihnen oft deren wirkliche Freundschaft erwirbt, eine Freundschaft, die einst oft durch Generationen forterbte. Jetzt sind solche Diener selten, sehr selten geworden; die Menschen sind eben meist nicht mehr vornehm genug, um dergleichen Diener ertragen zu können; sehr zahlreich waren sie nie; den Häusern aber, in denen sie sich fanden, dienten sie nicht nur vorzüglich, sondern sie waren ihnen in Tagen des Glücks eine wirkliche Zierde, in Tagen des Unglücks aber eine unerschütterliche, getreue Stütze.

Ein solcher Diener war Mohrmann; ›Monsieur Mohrmann‹, oder kurz ›Monsieur‹, wie der älteste Bruder des Königs von Frankreich, wurde er im Schloß genannt.

Als Rouvroy noch eine Weile über die feinen weißen Hände Mohrmann's, deren Finger mit mehreren Ringen besteckt waren, und über dessen würdevolle Verneigung zum Abschied nachgedacht, denn er hatte noch nie einen

solchen Diener gesehen – richtete er sich auf und machte sich an sein Frühstück. Er aß mit jugendlichem Appetit, und nachdem er ein paar Gläser von dem lieblich duftenden, alten Rheinwein getrunken, durchströmte ihn jene belebende Gluth, welche der edle deutsche Trank erzeugt.

Der junge Mann legte die Gabel hin – da fiel sein Blick auf den mit einem Wappen geschmückten Griff, es war wieder eine Schlange und zwar eine Schlange, welche ein Kind im Rachen hatte; Robert kannte die heraldischen Schraffirungen, es war in Gold eine blaue Schlange, welche ein rothes Kind im Rachen hielt. Der Schild war mit einer eigenthümlichen Krone besetzt, es bestand dieselbe aus einem einfachen Goldreifen, um die sich eine Schlange ringelte, welche in der Mitte ihren Kopf gerade aufwärts streckte; aus ihrem Rachen wuchs das rothe Kind aus, dessen Haupt hier mit einer alterthümlichen Zackenkrone besetzt erschien.

»Das ist doch merkwürdig,« sagte Robert zu sich selbst, »wieder eine Schlange! ich höre seit gestern nur von Schlangen, Nattern und dergleichen Ungethümen, also das Paßwort der Frau Baronin enthält zunächst eine heraldische Anspielung, was aber weiter?«

Robert erhob sich, er war's überdrüssig, sich mit Vermuthungen über Schlangengezüchte zu plagen; er wollte lieber die Räume näher betrachten, welche er für mehrere Tage doch wenigstens als seine Wohnung, oder wenn man will als sein Gefängniß betrachten mußte. Laut lachte er auf, als er sich in dem bis zur Erde reichenden Pfeilerspiegel sah; er nahm sich wirklich sehr schlecht



in seinem abgerissenen und beschmutzten Schulmeister-Anzuge in diesen Umgebungen aus; er lachte über sich und doch war's ihm lästig; er war ohne Wäsche und Kleider von Berlin weggegangen, aber während der Zeit, da er sich in der Nähe der Geliebten aufgehalten, war immer für diese Bedürfnisse in reichlichster Weise gesorgt worden, was aber wurde hier?

Gern hätte der abenteuernde Held seine Wäsche gewechselt, er wußte aber kein Mittel und trat in das Schlafzimmer, um sich wenigstens zu waschen, denn er erinnerte sich, daß ›Monsieur‹, wir werden dem Manne seinen gebührenden Titel nicht länger vorenthalten! ein paar Flaschen Wasser da hinein getragen.

Das Schlafzimmer bestärkte Robert in dem Glauben, daß eine Dame diese Räume, wenn nicht eingerichtet, so doch vor ihm bewohnt; ein Toilettentisch mit beweglichem Spiegel stand mitten in dem mit verblichener und fleckig gewordener Seide ausgeschlagenen Gemach, das Bett war weit von der Wand abgerückt, der Himmel war ohne Vorhänge, die Betten ohne Ueberzüge; auf einer Console aber lag ein mit Nadeln bestecktes Kissen und ein paar allerliebste, kleine Pantöffelchen von gelber Seide. Die Bilder, welche hier hingen, waren Niederländer, saubere Copieen nach älteren Meistern; an dem Rahmen des einen Bildes war mit einer Nadel ein weißes Stück Papier befestigt, es war das Muster eines Kragens. Wo war, wer war die ehemalige Bewohnerin dieser Räume? wie viel Zeit war verflossen, seit sie jenen Kragenschnitt mit wenig Achtung vor dem Maler an seinem Bilde befestigte?

Robert fühlte sich auf eine ihm unbegreifliche Weise aufgereggt durch diese Fragen, denn was ging ihn denn eigentlich an, wer vor ihm hier gewohnt? Aber es trieb ihn die Neugierde mächtig; er zog die Schubladen einer Commode aus, eine nach der andern, sie waren völlig leer, aber es entströmte ihnen ein starker Geruch von *fleurs d'oranger*; er schloß einen Wandschrank auf, in dessen Schloß der Schlüssel steckte; er war leer, nur in dem mittleren Fach lag eine starke, seidene Schnur mit drei oder vier kleinen Schlüsseln daran und am Boden der untersten Abtheilung ein Bund Fischbein. Auch der Waschtisch, mit kostbarem, alten Meißner Porcellain garnirt, war entschieden der einer Dame gewesen. Kurz, Rouvroy fand durch hundert kleine Dinge bestätigt, was er zuvor vermuthet, aber er fand sich dadurch keineswegs befriedigt; im Gegentheil, je mehr er fand, desto mehr suchte er, und bei diesen Nachforschungen vergaß er ganz, daß er in das Schlafzimmer eigentlich nur, um sich zu waschen, gegangen war.

Den Toilettentisch hatte er sich bis zuletzt verspart, in ihm hoffte er reiche Beute zu machen. Was hoffte er denn eigentlich zu finden? er wußte es selbst nicht. Er setzte sich auf dem Drehstuhl mit ganz niedriger Lehne nieder, der Spiegel gab sein Bild nur undeutlich wieder, denn er war stark erblindet; erwartungsvoll zog er die verschiedenen Kasten und Kästchen auf, Einen nach dem Andern – ärgerlich lehnte er sich zurück, er hatte die größern in verschiedene Fächer abgetheilt gefunden, das war das Ganze, leer, völlig leer waren Alle.

Seine Enttäuschung war ihm selbst lächerlich, aber er fühlte sich wirklich durch dieselbe wie entmuthigt. Er

stand unzufrieden auf und trat an das Fenster, das Schlafgemach hatte nur ein Fenster, es war zwar durch die Persienne geblendet, aber die Sonne schien so hell, daß man selbst im Hintergrunde des ziemlich tiefen Zimmers hätte lesen können. In der Nische dieses Fensters und zwar unter dem breiten Fensterbrett stand ein kleines Bücherbord, in dessen Abtheilungen eine ziemliche Anzahl von Büchern nicht neben einander aufgestellt, sondern über einander in dicken Stößen aufgeschichtet war. Rouvroy griff auf's Gerathewohl einige von den Büchern heraus, die man ersichtlich da ohne alle Ordnung zusammengepackt hatte. Sie waren sämmtlich sehr zierlich in Kalbleder gebunden, der Schnitt stark vergoldet und jeder Oberdeckel mit dem Schlangenwappem ganz, wie er's schon auf dem Löffel gesehen, bezeichnet. Die Bücher, welche Robert herausgenommen, waren einzelne Theile der Werke italienischer und französischer Dichter, lauter schöne holländische Ausgaben; halb mechanisch griff er immer wieder einzelne Bände heraus und stellte sie nach flüchtiger Ansicht wieder hinein; das trieb er eine Weile, bis er's ermüdet aufgab.

Ueber den Büchern auf dem Brett stand ein Vogelbauer von vergoldetem Drath, aber das Thürlein war geöffnet und kein Vogel mehr darin. Rouvroy hätte gern gewußt, was für ein Vogel diesen Käfich bewohnt, und ob er darin gestorben, oder ob man ihn in Freiheit gesetzt, oder was man sonst mit ihm gemacht? Was konnte ihn das kümmern? Es kümmerte ihn aber wirklich und aufmerksam untersuchte er die Näpfchen, in beiden lag Staub, in dem einen aber doch auch noch etliche Hanfkörner. Das war

eine Entdeckung, über welche sich Rouvroy beinahe gefreut hätte.

Es giebt ganz seltsame Stimmungen, ganz unbegreifliche; Jeder begreift nur die, welche solchen ähneln, in denen er sich selbst befunden.

Der junge Mann kehrte in das andere Gemach zurück, er trank den Rest der Flasche aus und legte sich verstimmt auf eine Ruhebänk; er legte sich aber mit seiner inneren Unruhe darauf und anstatt zu schlafen, wie er eigentlich beabsichtigt hatte, ließ er seine Blicke in dem Gemach umher wandern. Unter einem Lehnstuhl, auf welchem er beim Frühstück gesessen, sah er jetzt ein kleines, sauberes Fußbänkchen; er begrüßte es mit überlegenem Lächeln, hatte er nicht gleich gewußt, daß das ein Damenzimmer? In der Wohnung eines Herrn finden sich keine Fußbänkchen, am allerwenigsten aber ein solch zerbrechlich zierliches Dinglein!

Plötzlich sprang Robert auf aus seiner Gleichgültigkeit, auf von der Polsterbank und stand mit zwei Sprüngen an der gegenüber liegenden Wand. Dort war ein Fleck, wo die Tapete um eine Schattirung dunkler war, als ringsum, das hatte sein Falkenauge erspäht; anfänglich war er gleichgültig gegen diese Entdeckung gewesen; es habe wohl an dieser Stelle früher ein Bild gehangen, hatte er sich gesagt; mit einem Male aber war ihm eingefallen, daß dort der Schlüssel zu den Geheimnissen, welche ihn umgaben, zu finden; darum schnellte er auf aus seiner bequemen Lage, darum stand er nun vor der Wand und durchforschte den Fleck mit beinahe ängstlich spähenden Blicken. Es gehörte ein ungewöhnlich scharfes Auge dazu, die Nuance in der Färbung zu erkennen, und in der

Nähe war es fast noch schwieriger, als aus der Ferne; mit klopfendem Herzen – war's nur die Erwartung, welche das Herz klopfen ließ, oder gesellte sich der Erwartung eine Ahnung? – mit klopfendem Herzen untersuchte Rouvroy die Stelle an der Wand Zoll für Zoll, Linie für Linie, lange umsonst, aber endlich blitzte es doch hell auf in seinen Augen, sein Suchen war belohnt, er hatte gefunden. Was aber hatte er gefunden? Eine Stelle, wo die seidene Tapete faserte, und an dieser Stelle zeigte sich eine schmale, ganz enge Querritze, so eng, daß Rouvroy nicht die Spitze seines Federmessers hinein bringen konnte.

»Das ist ganz vorzüglich gearbeitet!« dachte Rouvroy, denn er war überzeugt, daß er an der Thür Eines Schrankes sei; er klopfte ein paar Mal, aber es klang nicht hohl, das entmuthigte ihn nicht, er klopfte eine halbe Armlänge über der Ritze, der hohle Widerklang überzeugte ihn zu seiner unbeschreiblichen Freude, daß er sich wirklich nicht getäuscht, daß ein verborgener Schrank hinter diesem Stück Tapete; jetzt suchte er die Ritze mit seinem Federmesser zu verfolgen, das gelang ihm, sie führte in ungewöhnlicher Breite bis zum nächsten Bilde beinah und hier fand er, unter dem Rahmen des Bildes versteckt, einen kleinen vergoldeten Nagelkopf. Er glaubte schon gesiegt zu haben, er drückte ungeduldig mit aller seiner Kraft auf den Kopf, umsonst! nichts rührte sich, die Thür sprang nicht auf, wie er vermuthet hatte. Er nahm seinen Stock und drückte wieder, aber auch diese Kraftanstrengung blieb ohne den sehnlichst gewünschten Erfolg. Das war störend, Robert war aber nicht der Mann, welcher

sich durch einen Mißerfolg abschrecken ließ; im Gegentheil, er war jetzt nur um so begieriger, seine Nachforschungen zu Ende zu führen. Er sagte sich, daß bei einer Thür an der Stelle, wo die Querritze zu Ende sei, eine Perpendiculairritze beginnen müsse und augenblicklich begann er dieselbe mit seinem Messer zu suchen. Sein Ausgangspunkt dabei war natürlich der vergoldete Nagelkopf und als er diesen dabei näher betrachtete, erkannte er, daß auf demselben mit kleinen Pünktchen der lateinische Buchstabe »r« eingeschlagen war.

Er sann eine Weile – was konnte der Buchstabe »r« an dieser Stelle bedeuten? daß er nicht zufällig und bedeutungslos war, lag auf der Hand, man pflegt für gewöhnlich Nagelköpfe nicht mit Buchstaben zu bezeichnen; er sann hin und her, endlich rief er stolz, »das »r« bedeutet rechts, rechts, es kann nichts anderes heißen!«

Dieses Mal hatte er's getroffen; denn als er den Nagelkopf rechts zu schieben versuchte, fühlte er deutlich, daß dieser sich bei seinem Druck bewegte und daß hinter der Wand etwas klang – er wurde bleich vor Aufregung, er drückte stärker nach Rechts, eine Feder schnappte vernehmbar, die Wand wich, und eine breite Spalte öffnete sich. Jetzt faßte er mit der Hand in diese Spalte und schob mit leichter Mühe das Fach zurück – ein Bild blickte stolz und übermüthig auf ihn nieder; verwundert, aber zugleich auch enttäuscht betrachtete Rouvroy das Bild. Es war das eines jungen Mannes in rother Uniform, in der Uniform der Johanniterritter von der Balley Brandenburg, ein Kniestück und sichtlich von nicht gemeinem Werth. Das Gesicht, es war Rouvroy völlig fremd, war

nicht häßlich, es hatte aber einen unbeschreiblich hochmüthigen Ausdruck, ein leichter Hohn spielte um die etwas dünnen Lippen; das Bild war charakteristisch und gewiß ein sehr ähnliches Portrait. Man sieht das manchen Bildern an, auch wenn man die Originale nicht kennt.

»Ist es das Bild ihres Geliebten?« fragte Rouvroy sich halb laut; er meinte die Dame, welche dieses Zimmer und jenes Schlafgemach bewohnt haben mußte, »und warum hat sie das Bild ihres Geliebten so geheimnißvoll versteckt? eine geheime Liebe kann's doch kaum gewesen sein, denn dabei giebt man wohl ein Bild *en miniature*, *en medaillon*, aber nicht ein Oelgemälde von so großen Verhältnissen! und wer war denn dieser hochmüthige, junge Herr?«

Robert stieg auf einen Stuhl, um vielleicht ein Wapen, die er öfter aus solchen Bildern gefunden hatte, oder sonst ein Zeichen zu entdecken; er fand aber, so aufmerksam er suchte, nichts dergleichen.

Dafür aber fand er an dem sauber schwarz lackirten Rahmen des Bildes, unten in der linken Ecke, wieder einen vergoldeten Nagelkopf, ganz so gestaltet, wie der erste und ebenfalls mit einem lateinischen »r« bezeichnet. Es versteht sich, daß er keinen Augenblick zögerte, den Kopf nach rechts zu schieben; dieser gab sofort dem Drucke nach, er schob das Portrait des Johanniters in die Wand und nun erschien das Bild einer jungen Dame in Weiß.

Rouvroy sprang vom Stuhl, um es von unten bequem zu betrachten; kaum aber hatte er einen Blick darauf geworfen, als er einen lauten Schrei höchster Ueberraschung ausstieß.

Er änderte seine Stellung, sein Staunen wurde immer größer, endlich rief er laut: »bei Gott im Himmel, hier ist keine Täuschung möglich, eine solche Aehnlichkeit ist kaum zwischen Zwillingsschwestern denkbar – nein, nein, es ist keine Täuschung – das ist Ostertag's Sonnenstrahl!«

In seiner Aufregung bemerkte Rouvroy gar nicht, daß sich die Thür hinter ihm geöffnet hatte und daß ein kleiner Greis, gebückt, gekrümmt, auf eine Krücke gestützt und in einen verschabten, schwarzen Sammetmantel gehüllt, hinter der Schwelle stand und ohne dieselbe zu überschreiten, jeder Bewegung Robert's mit scharfem Blick folgte; das Funkeln dieses Blickes allein verrieth die große Theilnahme, die der Greis fühlen mochte, sonst blieb sein Antlitz völlig unbewegt.

Robert fuhr fort, das Bild von allen Seiten zu betrachten, endlich sagte er ganz laut und bestimmt: »es ist mir zwar völlig unerklärlich, wie das Bild hierher kommt, aber es ist Ostertag's Sonnenstrahl. Höchstens zwischen Zwillingsschwestern kann eine solche Aehnlichkeit vorkommen!«

»Oder zwischen Mutter und Tochter!« sprach der Greis mit sonorer Stimme.

Robert drehte sich um und schaute dem Alten fast erschrocken in's Gesicht, der sprach kein Wort – seine Blicke hingen eine Weile an dem Bilde an der Wand und fielen dann auf den jungen Mann.

»Verzeihung,« stammelte der endlich verlegen, »mit wem habe ich die Ehre?«



Es zuckte eine Art von Spott um die schmalen, blutlosen Lippen des greifen Herrn und mit einer arg übertriebenen Feierlichkeit sagte er: »Der Reichsgraf Cajetan Ferdinand Echter von Mespelbrunn, Reichsfreiherr von und zur Pielenau, der Herr dieses Hauses, hat die Ehre, Ihnen sein Compliment zu machen!«

Robert, welcher den Spott fühlte, aber sich auch wehrlos sah, verneigte sich artig und sagte: »Verzeihung, Erlaucht, ich hätte mit meinem Namen anfangen sollen, ich heiße von Rouvroy und in Ihr Schloß –«

»Hat Sie ein Engel Gottes geführt, Herr von Rouvroy, und meine Dankbarkeit kann nicht groß genug sein, wenn Sie das Original dieses Bildes kennen und mir die Wege zu ihm weisen!«

Rouvroy stand staunend bei dieser Unterbrechung.

»Das ist das Bild der Mutter,« fuhr der Greis fort, ohne die Schwelle zu überschreiten, »es muß die Tochter sein, von welcher Sie reden, die Tochter muß jetzt gerade so alt sein, als die Mutter war, da dieses Bild gemalt wurde; Sie haben recht, eine Täuschung kann da nicht obwalten, dieses Gesicht ist so charakteristisch; wenn ein Mädchen diesem Bilde ähnlich sieht, so muß es ihre Tochter sein!«

»Ich kann die Adresse des jungen Mädchens geben, welches diesem Bilde sprechend ähnlich sieht,« rief Rouvroy plötzlich, der sich seines letzten Besuche bei Ostag's Sonnenstrahl erinnerte, dem die Andeutungen, die sie ihm über ihre erste Kindheit gegeben, in's Gedächtniß kamen, »Erlaucht, ich kann Ihnen Mittheilungen machen, Sie werden finden, was Sie vermuthlich schon lange und mit Schmerzen gesucht haben!«

»Lange, lange und mit vielen Schmerzen!« sprach der Greis bedeutsam.

Beide schwiegen einige Augenblicke, dann sagte der Graf: »wollen Sie mir folgen, Herr von Rouvroy, und mir Ihre Mittheilungen gleich machen, ich bin ein alter Mann, ein sehr alter Mann und habe auf Erden nur noch wenig Zeit übrig; Monsieur Mohrmann braucht Sie nicht mehr vor mir zu verstecken, es wird Sie aber außer mir Niemand hier sehen, wenn Sie nicht gesehen sein wollen, denn ich denke mir, daß Sie meine Großnichte, die verhelichte Seyffertitzin hierher in Sicherheit gebracht haben wird, ein kluges Weib, eine ›*maitresse femme*‹, kommen Sie, Herr von Rouvroy!«

Der Reichsgraf warf einen letzten Blick auf das Bild und ging dann, ohne die Schwelle des Zimmers überschritten zu haben. Rouvroy folgte ihm.

#### SIEBENTES KAPITEL. UNTER PFARRERSLEUTEN.

»In alten Truhen begraben  
Liegt manch' Geheimniß tief,  
Was für todt gehalten,  
Doch nur leise schief!«

Das Ländchen Schollähne, in der lieben Churmark gelegen, gehört allerdings nicht zu den fruchtbarsten Landstrichen des Vaterlandes; das zähe, ernste, fleißige Volk dort erwirbt sein täglich Brod so recht im Schweiß seines Angesichts; Schollähne ist eigentlich nur reich an Kieferhaiden, an bruchigen Lanken und quebbigen Stellen. Dennoch läßt sich's lieblich dort wohnen und absonderlich in dem stillen Winkel, wo die älteste Kirche des Ländchens steht.

Diese uralte, dem heiligen Petrus geweihte Kirche liegt mit dem Pfarrhause, der Schule, der Schmiede und der Haidereiterei mitten im Walde, der sie ganz dicht umgiebt. Die beiden Dörfer, deren Bewohner die Gemeinde Sanct Peters bilden, sind fast eine halbe Stunde entfernt, doch hören sie das Geläut der Kirchenglocken, wenn der Wind vom Walde abweht.

Es ist ein lieblicher Morgen, Waldstille ringsum, süßer Waldduft; die Sonnenstrahlen spielen um das leichte Ge-  
zweig und die hellgrünen Blätter der eingesprengten Birken, deren weiße Stämme aus den rothbraunen Kieferstämmen hervorleuchten; roth blüht die wilde Himbeere, gelb blüht der Ginster und geheimnißvoll regt sich's unter den Heidelbeerbüschen, welche den sandigen Boden dicht bedecken. Ein Reh tritt heraus, äugt umher, windet und ist mit einem anmuthigen Sprunge über den Weg in dem Gebüsch verschwunden; kein Geräusch, nur die stärkere Bewegung der weichen Blätter an der Haselnußstaude dort, verräth die Stelle, an welcher das Thier zu Wald gegangen. Darüber aber in den höchsten Zweigen der Birke hängt der Pfingstvogel wie eine goldschimmernde Zauberfrucht und läßt seinen Lockrus ertönen: Pirol! Pirol! Pirol!

Von dem alten Theerofen, der schon lange nicht mehr im Gange ist, sind's nur zwanzig Schritt bis zur Kirchhofsmauer von rauhen Feldsteinen, über welche sich die Waldstille und Grabesstille freundlich die Hand reichen.

Die Kirche, ein Feldsteinbau in den drei Abtheilungen, welche fast alle ältern, märkischen Landkirchen zeigen, ist ein geräumiges und stattliches Gebäude; es es ist größer als die meisten Kirchen in dieser Gegend, man weiß

von seiner ersten Geschichte nichts; das etwas armselige, schwarze Schindeldach ist neuer, erst nach dem dreißigjährigen Kriege aufgesetzt, aber auch der Thurm mit dem spitzen Dach an der Ostseite gehört nicht zu dem ältesten Bau, denn neben der Kirchenthür sieht man ein steinernes Kreuz mit eigenthümlich ausgeschnittenen und verzinten Ecken und Spitzen. Ueber dem Kreuz steht: *Anno Domini 1361 Incepimus struere. J. N. R. J.* Wenn aber der ersichtlich viel neuere Thurm im Jahre des Herrn eintausenddreihundertundeinundsechzig im Bau begonnen ward, dann kann man auf ein sehr hohes Alter der eigentlichen Kirche schließen.

Es ist ein gemeiner Glaube im Ländchen Schollähne, die Peterskirche sei eine Templerkirche gewesen; das eigenthümliche Kreuz neben der Thurmthür sei das Ordenskreuz der Tempelritter, und der letzte Ritter-Comthur von Sanct Peter habe die reiche Commende als ein Erbgut an seine Familie, die von Ihlow, ein Geschlecht, das eigentlich in die Neumark gehört, gebracht.

Das Letztere ist möglich, es ist manches Ordensgut, beim Untergang der Ritterbrüderschaft der Templer, auf solchem Wege in Privatbesitz übergegangen; den Thurm aber haben die Templer nicht gebaut, denn 1361 gab es schon lange keine Templer mehr, also wird auch wohl das eigenthümliche Kreuz etwas anderes bedeuten als das Ordenszeichen der berühmten Miliz des heiligen Tempels aus Zion.

Rechts von der Kirche, halb schon im Holz versteckt, lag die Haidereiterei, die Wohnung des Forstbeamten, den die Herren von Ihlow hier hielten; links aber, der

Haidereiterei gegenüber, die Schmiede, die Schule und dicht an der Kirchhofsmauer die Pfarrei.

Alle diese eben genannten Gebäude waren zwar nicht bedeutend, aber sie waren ganz stattlich und solide erbaut; sie bewiesen, daß die Ihlow'schen Herren am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ihre Peterskirche in Ehren gehalten und die Mittel besessen hatten für die Diener vom Wort und für die Schule zu sorgen.

Namentlich war die Pfarrei ein hübsches, altes Haus; das Schindeldach lag im Lindenschatten, die braunen Balken des Fachwerks nahmen sich gut aus, und an zwei Ecken hatte es recht schöne mit Fenstern versehene Erker, welche auf nettgekerbten Balkenunterlagen ruheten. An der vorderen Thüre befand sich eine mit zwei Bänken bestellte Vorlaube, welche gastlich offen eine Verbindung zwischen der sandigen Straße und dem kühlen, mit Ziegelsteinen gepflasterten Flur bildete.

Es war ein überaus anmuthiger, wenn auch heißer Sommertag, die Waldluft wehete so duftig und mild um Sanct Peter, der Friede lag so geruhsam auf diesem lauschigen Winkel des Ländchens, daß selbst der Taktschlag der Hämmer in der nahen Schmiede die Stille nicht störte, sondern mit seinem unaufhörlichen: Ricke, ticke, tacke, ricke, ticke, tu! nur auf dieselbe hinweisen zu wollen schien.

Vor der Haidereiterei lag ein steinalter Jagdrüde der edeln Herren von Ihlow, der hier das Gnadenbrot fraß; im warmen Sande hatte er die steifen Vorderpfoten über's Kreuz gelegt und das müde Haupt mit den fast ganz erblindeten Augen darauf; so ließ sich das alte Thier von

der Sonne behaglich bescheinen und träumte von den herrlichen Jagden, die es einst gemacht.

Vor der Schmiede stand im Schatten ein Pferd angebunden, das eines neuen Eisenschuhes harrte; es stand ganz stille mit tief herabgesenktem Haupt und regte nur zuweilen den Schweif, um sich die Fliegen abzuwehren.

Auf der Schwelle des Schulhauses saß ein klein weiß Kätzchen mit einer schwarzen Vorderpfote; das mußte wohl Gäste erwarten, denn es putzte sich mit großem Eifer und unterbrach sich in dieser Beschäftigung nur zuweilen, um mit großen, begehrlchen Augen einen Moment nach dem kecken Sperling zu schauen, der gar keine Notiz von ihm zu nehmen schien und an einem im Wege liegenden Holzast pickte. Ein paarmal schien Weißkätzchen sich sogar zu einer Jagd versucht zu fühlen, dann aber setzte es seine Putzarbeit eifrig fort, denn es erkannte, daß der alte Spatz da ein kundiger Bursch, welcher sich schwerlich fangen lassen werde. Dabei nahm das Kätzchen dann, wenn man recht hinsah, eine sehr verächtliche und höchst hochmüthige Miene an, ganz als wolle es sagen: »Pfui! wer kann alte Spatze speisen, das ist nichts für eine anständige Katze!«

Im Schulhause war's ganz stille, denn es war keine Schule heute; die Kinder mußten mit helfen auf dem Felde, und auch der Schulmeister war mit seiner Schulmeisterin und mit seiner alten Magd, welche weit und breit die ›schiele Muthe‹ genannt wurde, weil sie über's Kreuz mit beiden Augen schielte und Erdmuthe hieß, seiner kleinen Feldwirthschaft nachgegangen.

Es gab wohl keinen Fleck auf Erden, und es mag das auch jetzt noch wohl so sein, wo so viele Menschen Erdmann und Erdmuthen getauft wurden, wie das Ländchen Schollähne, denn die Leute glauben dort, daß Kinder, welche diese Namen tragen, viele Krankheiten überstehen, an welchen Andere sterben, daß überhaupt Erdmännern und Erdmuthen ein langes Leben beschieden. Woher dieser Glauben kommt, und was er für Grund, das hat sich nicht erforschen lassen, wenn auch Etliche meinen wollen, daß er einen Zusammenhang mit dem uralten Glauben an die Heilkräfte der Erde habe.

An dem kleinen Teich neben dem Pfarrhause, dem ›Rohrpuhl‹, wie man sagte, hockten die beiden flachshaarigen Jungen des Haidereiters mit ihrem Schwesterchen im Sande und spielten eifrig mit kleinen Steinchen, welche sie abwechselnd in die Höhe warfen.

Auf der Bank in der hölzernen Vorlaube an der Thür der Pfarrei saß ein altes Paar, ein Männlein und ein Weiblein.

Der Greis war klein und hager, ganz zusammengebückt und zusammengedrückt, das Haupt mit dem schwarzen Käpplein und den weißen Locken darunter hatte er auf den Stab gestützt, den er in seinen Händen hielt; der sichtlich hochbetagte Greis war dürftig schwarz gekleidet. Es war der emeritirte Pfarrer von Sanct Peter, hatte aber durchaus kein ehrwürdiges Greisenangesicht, sondern ein klein, zusammengekniffen und vertrocknet Gesichtlein, aus welchem zwei übermäßig große Augen gar unzufrieden blickten. Der arme, alte Mann war unzufrieden mit seinem Alter und seinem gebrechlichen

Leichnam, weil die ihn zur Ruhe zwangen, ihn nöthigten, stille zu sitzen, seine gewohnten Arbeiten Andern, jüngern Menschenkindern zu überlassen und zu sehen, wie sein geistliches Amt durch einen rüstigern Bruder versehen wurde, den ihm das hohe Consistorium und der Kirchenpatron gegen seinen Willen verordnet hatten.

So unzufrieden und finster nun auch das alte Männlein schaute, so glücklich, so freundlich und so zufrieden blickte das alte Mütterlein an seiner Seite; das hatte noch immer schöne, klare, milde, blaue Augen, und auch die vollen Wangen hatten noch eine leichte Röthe. Der stand das schlohweiße, aber reiche Haar gar gut zu Gesicht, und die fleischigen, kleinen Hände regten sich gar wacker an dem langen, wollenen Strickstrumpf mit den hölzernen Nadeln. Die Frau hatte fromme und freundliche Gedanken, darum sah auch ihr Antlitz so freundlich und friedlich aus, und ihre Stimme klang ganz frisch, als sie zu dem Alten sagte: »Ich sage Dir's, Vater, der Haide-reiter bringt uns heut einen Brief von unserm Sohne mit aus der Stadt, zwei Strohhalme lagen heut morgen über's Kreuz vor'm Bett, das bedeutet aber Nachricht vom Liebsten, sagen die Mädchen, nun, uns ist der Karl doch der Liebste, also bekommen wir einen Brief heute!«

»Lächerlicher Aberglaube!« knurrte der Alte.

»Ih! so laß doch, Vater,« fuhr die Frau heiter fort, »ist ja doch keine Sünde dabei, die Leute glauben's eben, und wirklich ist's mir doch selbst schon ein paarmal eingetroffen.«

»Zufall, reiner Zufall!« lautete die mürrische Antwort.

»Nun ja, meinerwegen,« entgegnete die Alte ohne die mindeste Empfindlichkeit zu hegen, »nenne es Zufall,



aber Gott schickt doch Alles, und ich bekomme heut einen Brief!«

»Ich wollte Du bekämst keinen,« erwiderte der mürrische Emeritus, »damit Du nicht in Deinem Aberglauben bestärkt würdest!«

»Das ist nicht Dein Ernst, Vater,« rief die Frau munter, »oder Du hast vergessen, daß, wenn ich keinen Brief erhalte, Du auch die Zeitungen nicht bekommen wirst, welche Dir unser Sohn mitsendet, und ich habe Dich allerdings schon seit einiger Zeit in Verdacht, daß Dir die Zeitungen lieber sind, als der Brief!«

»Es steht wohl so viel Erfreuliches drin, in diesen Zeitungen, he?« fragte der Greis in einem Tone, als wolle er die liebe, alte Frau verantwortlich flir alle schlechten Zeitungsnachrichten machen.

»Ach geh!« fuhr diese ruhig, aber doch mit einem Anfluge von Tadel in der Stimme, fort, »schlechte Nachrichten oder gute, die Zeitung ist Dir doch lieber als des Kindes Brief!«

»Brauchte keine Briefe zu schreiben,« schalt der Alte, »Dein Goldsohn, den Du verzogen hast, Mutter, brauchte gar keine Briefe zu schreiben; könnte hier ruhig bei uns in der Pfarre sitzen und meine Stelle versehen, dann wären keine fremden Leute in's Haus gekommen!«

»Ja, für Dich wäre das sehr angenehm gewesen,« versetzte die Mutter, eifrig ihr Kind vertheidigend, »für Dich und für mich auch, ich gebe es zu! sind denn aber die Kinder da um ihrer Aeltern wegen? Solches Christenthum habe ich Dich nicht predigen hören, und ich habe doch fast sechszig Jahre alle Sonntage, nur sehr wenige ausgenommen, unter Deiner Kanzel gesessen. Laß gut sein,

mein Karl ist ein frommer, treuer Sohn, da er aber einen schweren Kopf zum Lernen hatte, so war's recht verständig, daß er hinging und ein ehrlich Handwerk lernte; ein ordentlicher Bäckermeister ist zehnmal besser als ein ungeschickter Priester, das sag' ich, hörst Du?«

»Wenn nur die hübsche Bäckerstochter nicht gewesen wäre!« grämelte der unverbesserliche Starrkopf weiter.

»Kommst Du mir so?« rief die Frau lebhaft, »nun, mein Alter, dann will ich Dir dienen, denn Milchen ist die beste Tochter von der Welt; siehst Du, Dein Sohn ist vielleicht ein Bäcker geworden um der schönen schwarzen Augen der Bäckerstochter. Ich weiß aber Einen, der studirte die Rechte, als er aber die hübsche Tochter des Pfarrers zu Sanct Peter kennen lernte, da ließ er den Advokaten bei seite und studirte geistlich; das war vielleicht ein größer Unrecht, als Bäcker werden um der Bäckerstochter willen; aber, nein, Gott hat's gnädig gefügt, Du bist mir ein treuer und lieber Mann gewesen mein Leben lang, ich will Dir keinen Vorwurf daraus machen, aber auf Dein Kind darfst Du mir darum nicht schelten, gieb mir die Hand, mein lieber, alter Mann!«

Die alte Pfarrfrau ließ ihr Strickzeug in den Schooß fallen und streckte dem Greis die Hand hin, der nahm sie auch und drückte sie ein wenig, denn er war im Ganzen doch nicht so übel, nur, daß er das Murren nicht lassen konnte.

Jetzt war er sogar ein wenig galant, denn er versicherte, die Pfarrerstochter, um deretwillen er die Dame Justitia treulos verlassen, sei so schmuck gewesen, daß man

selbige gar nicht mit der Bäckerstochter vergleichen könne, wofür ihn dann die gute Frau mit einem kleinen Klaps auf den Arm belohnte.

Gleich darauf aber murrte er doch wieder, daß es hart für ihn sei, einen Bäcker zum Sohne zu haben und fremde Leute im Hause.

»Fremde Leute!« rief die Greisin beinahe unwillig, »das ist auch nicht hübsch von Dir, Vater! Pastor Wallner ist wie ein Sohn gegen Dich und gegen mich auch, und die junge Frau Pastorin – nun, sie sollte nur hören, wie Du von ihr hinter ihrem Rücken sprichst! Warte, ich werde es verrathen, wenn sie dabei ist, dann kannst Du schmeicheln: Liebes Mariechen! mein Töchterchen! oder gar: schöne Frau Collegin! klingt's da, und jetzt lautet es: Fremde Leute! Ei! Alter, sei doch verständig und gieb Dich darein, daß es auch im Leben Abend ist, so wie's alle Tage Abend wird; aber freilich, Du hast Dich nie daran gewöhnen wollen zur rechten Zeit zu Bette zu gehen, sondern hast bis in die Nacht hinein am Schreibtisch gesessen; nun willst Du Dich auch nicht daran gewöhnen, zu ruhen, da der Abend Deines Lebens gekommen ist. Du hast bis auf den späten Abend gearbeitet, Vater, die Nacht ist nahe, gieb Dich zufrieden und gewöhne Dich an's Stillesitzen, denn die Stunde ist nicht mehr fern, da Du stille liegen mußt!«

Die alte Frau sagte das ganz heiter, man hörte recht klar heraus, wie vertraut sie sich mit dem Gedanken an den Tod gemacht hatte, trotz ihrer Frische und Munterkeit; auch für den Greis hatte der Gedanke an den Tod nichts Furchtbares; er lächelte und sprach: »nun ja, im Grabe muß ich schon stille liegen, aber bis dahin hätte

ich doch gerne gearbeitet. Da muß ich doch noch aufschreiben, Jettchen, daß sie uns unter den großen Lärchenbäumen begraben sollen, wo Dein Vater liegt; die Bäume habe ich selbst gepflanzt, es giebt keine solchen hier zu Lande. Es wird schon Platz sein für uns Beide zwischen den Bäumen, wir liegen dann ganz nahe nebeneinander, so wie wir im Leben nebeneinander gegangen sind!«

Die alten Leute gaben sich die Hände.

In demselben Augenblicke fast, als habe sie auf das Stichwort gewartet, sang im Pfarrhause eine frische Sopranstimme, daß es hell durch die offene Hausthür in die Vorderlaube klang:

»Gewesen bin – Theilnehmerin  
Ich hier an Deiner Freud',  
Recht ist's sonach – daß ich auch trag'  
Mein Theil an Deinem Leid.  
Und bleiben muß – mir ein Genuß,  
Ja der, zu jeder Zeit:  
Daß wo Du bist – für mich auch ist  
Die vollste Seligkeit.  
Nichts weiter sprich – ich bitte Dich:  
Laß bald uns fort zu Zwei'n;  
Denn treugesinnt, – Du Menschenkind  
Lieb' ich nur Dich allein!«

»Laß bald uns fort zu Zwei'n!« sprach der Emeritus, die Worte des Liedes wiederholend, und sah sein Weib mit seltsam freundlichen Blicken an.

»Wie Gott will, Vater, wie Gott will!« antwortete sie, und die Augen glänzten ihr. Die Sängerin aber drinnen im

Hause sang Thema und Melodie ändernd in rascherem Tempo weiter:

»Soll verzweifelnd ich vergehn  
Weil ein Weib so wunderschön?  
Bleich mir härmen meine Wangen  
Weil auf ihnen Rosen prangen?  
Mag sie zehnmal schöner sein  
Als die Blumen all' im Mai'n  
Ist sie mir nicht gut, o sprich,  
Ob sie schön ist, kümmert's mich?«

»Soll mein Herz sich schmachtend sehnen  
Nach den Reizen einer Schönen,  
Oder weil Natur ihr neben  
Schönheit Freundlichkeit gegeben?  
Ob ich sanft und hold sie seh'  
Wie ein Täubchen oder Reh,  
Ist sie's gegen mich nicht, sprich,  
Ob sie sanft ist, kümmert's mich?«

»Soll ich in das Grab mich legen  
Eines schönen Weibes wegen?  
Soll von ihres Werthes Scheine  
Ganz verdunkelt sein der Meine?  
Mag sie gut und engelrein  
Auch der Schönsten Schöne sein,  
Ist sie's gegen mich nicht, sprich,  
Ob sie gut ist, kümmert's mich?«

»Soll ich, weil sie hochgeboren,  
Sterbend spielen einen Thoren?  
Adlige Gemüther wissen,  
Daß, die Geld und Güter missen

Und dein Weh doch halten Stand,  
Nicht bedürfen solchen Tand.  
Hat sie solch' Gemüth nicht, sprich,  
Ob sie vornehm, kümmert's mich?«

»Vornehm, sanft, schön oder gut,  
Nie verlier' ich d'rum den Muth,  
Liebt mich Eine, die bedenke,  
Daß ich sterb', eh' ich sie kränke;  
Will mein Werben sie verschmäh'n,  
Dann laß' ich sie lachend geh'n,  
Denn ist sie für mich nicht, sprich,  
Warum doch noch kümmert's mich?«

»Mariechen hat doch eine reizende Stimme!« sprach die Pfarrfrau befriedigt, als die Sängerin schwieg.

»Das hat sie,« gab der Greis zu, »aber was singt sie für unpassende Lieder?«

»Unpassend warum? ich habe nichts Arges darin gefunden!« versetzte die Alte.

»Nun das ganze Lied war doch im Sinne einer Mannsperson?« fragte der Emeritus murrend.

Die Pfarrfrau lachte und meinte, daß das ganz gleichgültig sei.

»Und in ein Pfarrhaus gehören solche Lieder von Liebe gar nicht!« fuhr der Murrkopf fort.

»Vater, Vater,« mahnte die Greisin ernst, »der liebe Gott läßt allerlei Vögel singen unter dem Himmel, jeglichen nach seiner Art; laß Du mein Mariechen auch singen nach ihrer Art, etwas Unrechtes wirst Du nicht hören und etwas Unreines kommt nicht in ihren Mund. In einem rechten Pfarrhause aber, da soll eben wiederklingen

Alles, was das Menschenherz bewegt, der Pastor muß wissen, was in seiner Gemeinde lebt, sonst wird er ihr schlecht rathen und wenig helfen!«

»Der Pfarrer ja, aber die Pfarrerin, das ist ein Unterschied!« meinte der Alte.

»Dazu hat Gott die Ehe eingesetzt,« fuhr die Greisin eifrig fort, »darum steht geschrieben, daß das Weib die Gehülfin eines Mannes sein soll, und daß der Bischof eines Weibes Mann sein soll, die Pfarrfrau gehört auch mit zum geistlichen Amt, das hab' ich mein Lebtag gefühlt und mich auch meinen schwachen Kräften gemäß darnach gehalten!«

»Ei! eine rechte Theologin bist Du mir geworden!« spottete der Greis.

»Spotte Du nur,« meinte die Pfarrfrau ernst, »Du weißt doch, daß ich recht habe und laß mir mein Mariechen singen; sie ist das so gewohnt von ihrem Vaterhause her. Da ist's immer munter, lustig zugegangen unter den vielen Geschwistern oft bei Mangel und Noth aller Art; hörst Du, Vater, munter und lustig, und Du weißt doch, was Mariechens Vater sonst für ein ernster, pflichttreuer Diener des göttlichen Worts ist, und was für eine sanfte, fromme Frau die Mutter. Es hat mir recht wohl gethan Pfarrersleute solcher Art kennen zu lernen. Laß die Jugend singen, Vater, das Singen kommt vom Himmel, wie das Pfeifen aus der Hölle kommt!«

»Es ist aber doch ein gar zu weltlich Singen!« beharrte der Alte eigensinnig.

»Ich weiß gar nicht, was Du hast,« versetzte die greise Pfarrfrau etwas unwillig, »als ich noch sang, das ist freilich lange her, ich hatte damals noch Zähne, da hattest

Du immer Deine Freude dran, und ich habe auch weltliche Lieder gesungen, auch Handwerksburschen- und Jägerlieder, weißt Du?«

Offenbar fühlte sich der Emeritus geschlagen, denn er brach, wie er immer unter solchen Umständen zu thun pflegte, das Gespräch ab und schalt auf die am Rohrpuhl spielenden Kinder, welche allerdings eben in ein gewaltiges Geschrei ausgebrochen waren. So lange der Gesang dauerte, waren sie still gewesen und hatten aufmerksam zugehört; dann aber hatten sie ihr Spiel fortgesetzt und waren darüber in Zank gerathen. Der alte, heftige Mann hatte nicht übel Lust, aufzustehen und auf seine Weise, den Frieden wieder herzustellen; die Frau aber hielt ihn zurück mit den Worten: »Solcher Zank dauert nicht, Vater, ehe Du an den Rohrpuhl kommst, haben sie sich schon wieder versöhnt!«

Und wirklich die Greisin hatte auch hier wieder recht, denn gleich darauf verstummte der Zank; in der nächsten Minute hörte man das heitere, klingende Lachen der Jugend, und die aufmerksam lauschende Hausfrau vernahm die merkwürdig fremd und geheimnißvoll klingenden Ausrufe: »Ausgekneckert!« »verhudelt!« – »Schramme! Popmatz!« u. a. m.

»Hörst Du, Alter,« sprach sie lachend, »sie spielen ›Graspeln‹, ach! was ist das für ein schönes Spiel! Wie oft habe ich das mit unserm Karl spielen müssen, als er Dir kaum bis an's Knie reichte! Jetzt kommt's, hörst Du? ›Miseken Mau – Kätz'ken Klau – Klempken hol – Knutschke buff – uff!‹ ach! was freute sich mein Junge allemal, und wie silberhell pflegte er zu lachen, wenn ich ihm das vormachte. Ganze Haufen von Steinchen hat er mir



zum ›Graspeln‹ zusammengetragen; auf dem Boden steht noch ein Kästchen voller Steine aus jener Zeit her, ich mochte es nicht ausschütten und hab's zur Erinnerung stehen lassen!«

›Graspeln‹ oder ›Fasseln‹ ist übrigens ein uraltes Lieblingsspiel der Kinder in Churmark Brandenburg; es besteht im Aufwerfen, Abfangen und gleichzeitigem Aufnehmen von kleinen Steinchen, nach einer bestimmten Ordnung und verschiedenen Gesetzen, was allerdings eine große Fingerfertigkeit und Geschicklichkeit erfordert. Wie alle Spiele hat auch das ›Graspeln‹ seinen besonderen Jargon, seine Kunstausdrücke und Reimworte. Auch muß das Spiel einer großen Ausbildung fähig sein, denn wir hörten jüngst erst eine berühmte Virtuosin in diesem Spiel von elf Jahren, eine ländliche Milanollo, einigen Stadtkindern sehr ernsthaft die Unterschiede zwischen dem neuen Berliner Fasseln und dem alten Teltow-Fasseln auseinandersetzen, dann aber mit wahrer Begeisterung von dem ›Spring-Graspeln‹ sprechen. Allerdings müssen wir bekennen, daß uns diese feinen Nüancen zwischen den ›Berlinern‹ und den ›Teltowern‹ nicht ganz klar geworden sind, von dem geheimnißvollen ›Spring-Graspeln‹ gar nicht zu reden.

In dem Augenblick, wo die spielenden Kinder an das ›Miseken-Man‹ und ›Kätz'cken-Klau‹ kamen, erschien auf der Schwelle der Hausthür eine große, schmucke, junge Frau in einem dunkelblauen Kattunkleidchen und einem Mützchen mit schmalem, hellblauem Band; diese Frau hatte ein gutes, gesundes, breites Gesicht und herzlich freundliche Augen; sie nickte dem alten Paar lächelnd zu und wollte flüchtigen Fußes die Vorlaube durchschreiten,

die alte Frau aber hielt sie am Rocke fest und fragte: »ei! wohin denn so eilig, mein Mariechen?«

Auch der mürrische Greis rief freundlich: »die Frau Collegin haben's ja recht eilig!«

Die junge Frau war die Pastorin Wallner, die Frau des Geistlichen, welcher dem Emeritus in seinem Amt gefolgt war.

»Lassen Sie mich, liebes Mama'chen,« bat die junge Frau, »ich war am Giebelstubenfenster und habe den Herrn Haidereiter kommen sehen, er muß gleich hier sein und bringt mir gewiß einen Brief von meinem Vater!«

»Und mir einen von meinem Karl!« entgegnete die alte Pfarrfrau lebhaft, »lauf mein Mariechen, lauf und bring mir auch meinen Brief mit!«

»Es ist doch Eine wie die Andere!« murrte der Alte, während die junge Frau davon eilte, »der hochwürdige Herr Probst in Bessin schreibt recht oft an seine Frau Tochter,« setzte er mit einem Anfluge von Tadel hinzu, »sein geistliches Amt muß ihm reichlich Muße lassen, denn er hat viele Kinder und er wird vermuthlich an Alle schreiben!«

»Gewiß, wird er an Alle schreiben, und er thut recht daran,« versetzte die Frau neckend, indem sie immer nach der Haidereiterei hinüberblickte, bei deren Thür, wo der alte Hund lag, die junge Pastorin eben angelangt war, »er hat ja viele Kinder; wenn man nur einen Sohn hat, wie gewisse andere Leute, dann braucht man freilich keine Briefe zu schreiben; es würde sich ja nicht lohnen mit dem Einen, auch ist der Einzige nur ein Bäckermeister, freilich ein frommer, ehrenwerther, tüchtiger Mann, aber

kein studirter Herr, wozu braucht der gelehrte Briefe, für den sind die Kritzeleien des alten dummen Weibes, das er Mutter nennt, gut genug!«

Bei den letzten Worten war die gute Frau, sicherlich ohne es zu wollen, aus dem Tone der Neckerei, in einem schärferen verfallen; man hörte es dem letzten Theil ihrer Rede an, daß die Mutter sich in ihrem Sohne verletzt fühlte.

»Na, meine Alte!« sprach der Emeritus freundlich, als die Frau schwieg, »dieses Mal hast Du mir's ordentlich gegeben, Du hast aber recht, und ich will mich wenigstens in diesem Stück noch in der eilften Stunde bessern, heute Nachmittag noch schreibe ich einen Brief an den Carl, hier meine Hand drauf!«

Glücklich lächelnd hielt die Greisin ihres Mannes Hand fest, sie sah schon im Geist die Freude, mit welcher ihr Sohn einen Brief seines von ihm hochverehrten Vaters empfangen werde, und darum sagte sie mit weicher Stimme: »Du bist ein guter Mann, August, eigentlich bist Du der beste Mann, wenn Du Dich auch mit Deinem Murren oft ganz erschrecklich anstellst – da ist der Haidereiter!«

Der Emeritus richtete seine gebückte Gestalt auf, aber nicht, um nach dem Haidereiter zu sehen, sondern weil ihn seine ›Alte‹ mit dem Taufnamen August angeredet hatte; das that sie nämlich nur, wenn sie ganz zufrieden mit ihm war, sonst pflegte sie ihn ›Vater‹ oder ›Pastor‹ zu nennen.

»Eins, zwei, drei, vier!« zählte die alte Pfarrerrfrau, deren Augen noch ganz wacker waren, sie sah, daß der Haidereiter, der vor der ungeduldigen, jungen Pfarrerin

hielt, dieser vom Pferd herab Briefe in die verlangend angestreckte Hand gab, »vier Briefe, da siehst Du Vater, der Kreuzstrohalm hat doch recht gehabt, denn unter vier Briefen ist Einer von meinem Karl!«

»Da ist wieder mal gar keine Logik darin,« murrte der Emeritus, »warum muß denn bei den vier Briefen nun gerade einer vom Karl sein? Die Frau Pastorin Wallner hat eine große und schriftgelehrte Verwandtschaft, die Briefe sind vielleicht alle vier für sie!«

»Es ist aber Einer von meinem Sohn dabei,« beharrte die Gräfin, »siehst Du, sie zeigt mir ihn schon von weitem, das thäte Mariechen nicht, wenn der Brief nicht für mich wäre. Das liebe Kind weiß, wie ich mich freue und theilt diese Freude, siehst Du, es ist ein dickes Paquet, da werden viele Zeitungen für Dich darin sein, er denkt immer an Dich, der Karl!«

Das Wort Zeitungen hatte mächtig auf den alten Pastor gewirkt: er stellte den Stab neben sich, holte mit zitternder Hand ein abgegriffenes Lederfutteral aus der Tasche, nahm seine Brille auf und wischte die Gläser sorgfältig mit seinem großen, blauen, leinenen Taschentuche ab. Er hatte sie eben auf die Nase gesetzt, als mit hochrothen Wangen die junge Pfarrfrau in die Laube trat und ohne ein einziges Wort zu sagen, aber mit dem glücklichsten Lächeln von der Welt der freundlichen Matrone einen dicken Brief reichte, einen zweiten gab sie dem Emeritus, dann setzte sie sich dem alten Paar gegenüber auf die andere Bank der Vorlaube und begann eifrig in einem langen Briefe zu lesen, den sie bereits geöffnet hatte, während ein anderer noch uneröffnet auf ihrem Schooße lag.

Die Matrone hatte hastig ihres Sohnes Brief, geöffnet, aus dem Umschlag fielen etliche Zeitungsblätter unbeachtet in ihren Schooß, sie las bald eben so eifrig wie die junge Frau, denn sie bedurfte trotz ihres hohen Alters keiner Brille.

Unterdessen drehte der Emeritus den Brief, den ihm Mariechen gebracht, nachdenklich ein paar Mal um und besah ihn von allen Seiten, ei! er kannte die Hand wohl, welche die Aufschrift geschrieben, es waren mächtige, dicke Buchstaben, doch war die Schrift sichtlich mit zitternder Hand geschrieben; er kannte auch das mit Ordenszeichen umgebene Wappen im Siegel wohl; das grüne Kränzlein mit den vier silbernen Rosen gehörte denen von Ihlow, deren gleichnamiges Stammhaus auf dem oberen Barnim liegt, in dessen Besitz sie schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts urkundlich vorkommen. Es ist das dieselbe alte Sippe, zu welcher auch jener tapfere Feldmarschall Christian von Ihlow gehörte, welcher mit dem großen Herzog Waldstein-Friedland in Eger gemordet wurde. Schiller hat, wie Waldstein in Wallenstein, so Ihlow in Illo verwandelt und aus unserem märkischen Junker eine Art von wüstem Kroaten gemacht.

»Des Herrn Generals Excellenz werden auch alt, man sieht's an der Handschrift!« sprach der greise Pfarrer vor sich hin.

Langsam, vorsichtig, ohne das Siegel zu zerbrechen, wie man überhaupt in jener Zeit, wo man vor Siegeln und Briefen noch eine Art von traditioneller Ehrfurcht hatte, Briefe zu öffnen pflegte, machte er den Umschlag auf und entfaltete den Brief. Er las denselben langsam durch, er las ihn wiederholt, er schien den Inhalt nicht

gleich zu fassen, obgleich das Schreiben nur aus wenigen Zeilen bestand. Endlich legte er den Bogen wieder in seine Falten, hielt ihn so und starrte sinnend vor sich nieder.

Das war das Bild eines Mannes, welcher in seinem Gedächtniß nach Etwas sucht, welcher die geheimen Schubfächer, Erinnerung, in denen er das Wichtigste aus seinem Leben sorgfältig aufbewahrt hat, mit einer gewissen Aengstlichkeit durchstöbert. Er weiß wohl, was er sucht, aber er weiß nicht mehr wie es aussieht; es ist zu lange her, er erinnert sich, daß er's sorgfältig aufgehoben hat, aber erinnert sich nicht mehr, an welcher Stelle er's zu suchen hat.

»Gott sei gelobt und gedankt,« rief jetzt die Matrone heiter, »es ist alles wohlauf bei meinem Sohne, meine Schwiegertochter und die Kinder –«

Die Frau unterbrach sich, denn ihr Blick fiel auf die Zeitungen, welche noch in ihrem Schooße lagen; von den Zeitungen blickte sie erstaunt auf ihren Mann, denn es war ja unerhört, daß er die Zeitungen so lange unberührt liegen ließ; da sie aber seine nachdenkliche, sinnende Miene und den Brief in seiner Hand sah, da wußte sie, daß sie ihn nicht stören dürfe und wandte sich nun an die junge Pfarrfrau mit der theilnehmenden Frage, ob auch sie so gute Nachrichten von ihrer Familie erhalten.

Die junge Pfarrfrau nickte der alten höchst vergnüglich zu, dann fragte sie, derselben einen ihrer Briefe hinreichend: »Wollen Sie mal einen Brief von meiner Cousine Ludovike in Berlin lesen, liebes Mamachen? Sie erinnern sich, Ludovike ist die älteste Tochter meines dicken

Oheims Georg, des alten Archivars in Berlin; Cousine Ludovike schreibt mir immer allerlei von dem, was in der Welt vorgeht, denn sie hört viel, weil in meines Oheims Hause viele patriotische Männer zusammenkommen und über die Zeitbegebenheiten sprechen; sie sollten mal sehen, wie das Mädchen da aufpaßt und aufhorcht, sie bekommt dabei immer glänzende Augen und hellrothe Wangen; ich war mal bei meinem Oheim in Berlin vor etlichen Jahren, als das Mädchen noch ganz jung war, sie ging noch in die Schule, aber damals schon war's ihre größte Freude, den Gesprächen der Männer zuhören zu dürfen, und meine gute Tante Elisabeth hatte immer erschreckliche Mühe, das Kind zu Bette zu bringen!«

Die Matrone hatte den Brief aus Berlin genommen und die Tochter des Propstes von Bessin setzte sich behaglich zurecht, um den Brief ihres Vaters noch einmal ganz genau zu lesen: dieses wiederholte Lesen war erst ihre rechte Freude an den Briefen.

Eine Weile herrschte nun die tiefste Stille; selbst die ›Graspeln‹ spielenden Kinder am Rohr-Puhl ließen sich nicht hören, da sagte der Emeritus plötzlich: »Wollen Sie nicht die Güte haben, meine Tochter, Ihren lieben Mann zu mir zu bitten, ich muß auf der Stelle mit ihm reden!«

Augenblicklich sprang Mariechen auf und ging in's Haus, die Matrone aber ließ überrascht den erst halbgelesenen Berliner Brief zu den Zeitungen in den Schooß fallen und sah ihrem Manne in's Gesicht, denn ihr klang dessen Stimme anders als sonst. Sie fragte indessen nicht, weil sie wohl wußte, daß sie im besten Falle eine mürrisch ausweichende Antwort erhalten würde.

Gleich darauf erschien ein etwas blasser junger Mann mit milden, träumerischen Augen in einem abgetragenen schwarzen Röcklein, der Pastor Wallner, an der Hand seine Frau.

»Lieber Herr Amtsbruder,« begann der Alte hastig, »da ist ein Brief von Seiner Excellenz, unserm Herrn Kirchenpatron; setzen Sie sich, lesen Sie diesen Brief, ja, lesen Sie mir denselben laut vor!«

Der jüngere Geistliche setzte sich und las wie folgt: Hochehrwürdiger, andächtiger, lieber Herr Pastor! Euer Hochehrwürden thue ich benachrichtigen, daß sich ein ganz curieuser Casus zugetragen, es ist nämlich ein Schreiben arrivet, welches ich in diesen meinen letzten Lebenstagen nicht mehr erhoffet, weil es sich auf meinen seligen Sohn bezieht; ich vermelde nichts von dessen Inhalt, weil ich den Dessen habe, mit Euer Hochehrwürden nachgehends die Affaire consequent zu tractiren. Ihr wollt Euch erinnern, daß ich Euch *anno. 97 praeteriti saeculi* ein Paquet Schriften, die Unglücksgeschichte meines seligen Sohnes betreffend, zur Aufbewahrung in Eurem Pfarrarchiv übergeben habe; dasselbe muß sich in demselben finden, mit meinem Wappensiegel verschlossen und mit der Aufschrift versehen: ›Dieses sind Schriften, den Tod des seligen Herrn Christian von Ihlow, Seiner Königlichen Majestät in Preußen gewesenen Lieutenants bei den Gardes du Corps, sowie auch des Sanct Johanniter-Ordens Ritter betreffend, und sollen solche nur für den Fall geöffnet werden, daß Jemand Ansprüche an dessen Erbe erheben möchte.‹ Unterzeichnet: ›Franz Christian von Ihlow auf Sanct Peter und Werbel, Seiner Königlichen Majestät in Preußen General von der Cavallerie,



Chef eines Dragoner-Regiments, Ritter des Ordens *pour le mérite* und Domherr zu Havelberg, eigenhändig.« Solches Schriftpaquet muß ich am nächsten Freitag, als den 17ten *hujus*, allhier in meiner Curie haben und es würde mir, da ich einer ganz zuverlässigen Urkundsperson bedarf, am liebsten sein, wenn Euer Hochehrwürden selbst anher zu kommen vermöchten; da Ihr aber solches wegen Beschweruß hohen Alters, denn Ihr seid noch älter als ich selbst, wohl schwerlich werdet prästiren können, so will ich Euch ersucht haben, den Herrn Pastor Wallner an Eurer Stelle mit besagtem Schriften-Paquet anher zu senden. Die ganze Affaire muß firm und secret tractiret werden, darum sorget dafür, daß Herr Pastor Wallner an gedachtem Tage zu früher Stunde bei mir eintreffe. Ich versehe mich des Besten zu Eurem Eifer und Eurer Vigilanz. Grüßet Eure werthe Hausfrau von mir und gedenket in Eurem Gebet mit einer Fürbitte auch Eures alten Patroni, welcher bis an sein nicht fernes Ende fortfahren wird, hochehrwürdiger, andächtiger, lieber Herr Pastor Euch so hoch, wie Ihr meritiret, zu schätzen; von Ihlow, General, Domherr und Ritter, eigenhändig.«

»Was sagen Sie dazu, lieber Bruder?« fragte der Emeritus, als der Pastor gelesen.

»Ich meine,« versetzte der Gefragte mild und freundlich, »daß ich mich morgen in aller Frühe auf den Weg machen muß, wenn ich am Freitag Morgen zur rechten Zeit eintreffen will!«

Der Alte nickte befriedigt, er murrte gar nicht; vielleicht war dieser Augenblick der erste, in welchem es ihn freute, daß er ein Geschäft auf jüngere Schultern legen konnte. Es mußte eine ganz eigene Bewandniß mit dem

Schriftpaquet haben, denn der Greis fühlte sich offenbar sehr erleichtert, seit sich Pastor Wallner so freundlich zur Reise bereit erklärt hatte, was übrigens auch keine besondere Gefälligkeit, da dem jungen Geistlichen eigentlich doch weiter nichts übrig blieb, als sich den Wünschen seines Patrons und seines Amtsvorgängers zu fügen.

»Das Schriftenpaquet,« bemerkte der Emeritus, »finden Sie in der alten Sacristei, in der eisernen Truhe mit den Engelköpfen am Schloß und mit dem Ihlow'schen Kranz und den Rosen auf dem Deckel, es liegt in der Abtheilung zur rechten Hand oben auf. Ich erinnere mich dessen ganz bestimmt; ich habe, um die Aufschrift und das Sigillum zu schützen, einen Bogen starkes Packpapier von einem Zuckerhut darum geschlagen, es mit Bindfaden gebunden und darauf geschrieben: ›Den verewigten Herrn Lieutenant Christian von Ihlow betreffende Geheim-Papiere.‹ Es wird Ihnen nicht schwer werden, das Stück zu finden!«

»Ich werde sogleich hinüber gehen und es holen!« sagte Pastor Wallner, der Alte nickte befriedigt.

Die junge Pfarrfrau, deren breites, frisches Gesicht einen Augenblick trübe geworden war, als von der Reise ihres Mannes zuerst die Rede war, aber nur einen Augenblick, folgte ihrem Gemahl in's Haus; die Matrone aber wendete sich an den Greis und sprach ernst: »Dem armen Pastor wird dieser Auftrag viel Schmerz bereiten, Vater, oder hast Du ganz vergessen, daß Wallner's Vater und Großvater in dem schlimmen Handel mitgespielt haben?«

»Ich habe es nicht vergessen, ich vergesse solche Sachen nicht,« entgegnete der Emeritus, »aber wie soll ich's

ändern? ich bin froh, daß ich diese Unglücksgeschichte nicht noch einmal mit durchmachen muß!«

»Excellenz muß ganz vergessen haben, wer Pastor Wallner ist!« meinte die Matrone.

»Wenn der Herr Patronus Alles vergißt,« versetzte der Greis kopfschüttelnd, »von dem Handel vergißt er kein Wort; aber die Excellenz hat auch keine Wahl und dann, wir wissen ja gar nicht, worum es sich dreht! Wir kennen ja den Brief nicht, der angekommen und das Geheimniß wieder aufgeweckt hat, welches wir für immer in der Sacristei begraben zu haben glaubten. Excellenz aber sind klug und auch freundlich genug, nicht von Wallner's Vater und Großvater zu reden, wenn Sie es irgend vermeiden können!«

»Die gute Excellenz,« fuhr die Frau fort, »hat ein so glückliches und reiches Leben gehabt, um das an dem einzigen Sohne erleben zu müssen; es ist doch ein schweres Schicksal!«

Durch einige unverständliche Worte nur antwortete der Greis, die beiden alten Leute schwiegen und blickten sinnend vor sich hin.

Es mußte in der That ein schwerer Handel sein, daß die Erinnerung daran das helle Antlitz der heitern Greisin so trüben konnte.

DRITTER BAND.

ERSTES KAPITEL. DER LETZTE VOM HAUSE IHLOW.

»Er führt auf stillen Pfaden  
Doch zur Heimath das Kind!«

Wir befinden uns in einem Zimmer der Curie, welcher der General von Ihlow am Dom zu Havelberg bewohnt; es ist ein ächtes Roccocozimmer, um Mitte des abgewichenen Jahrhunderts, zur Blüthezeit des Roccocco, reich decorirt und seitdem sorgfältig im besten Zustande erhalten. Die Decke ist in bunten Farben sichtlich mit mehr gutem Willen als Kunst gemalt und zeigt das Paradies, in welchem es von wilden Thieren aller Art wimmelt; der Baum der Erkenntniß ist mit genau fünf Stück Aepfeln versehen, was kein günstiges Zeugniß für die Fruchtbarkeit des Paradieses, oder die Phantasie des Malers, ablegt; auch »seine Muhme« die Schlange ist zugegen und glotzt ziemlich einfältig aus großen Kalbsaugen auf den glänzenden mit Arabesken in Marqueterie ausgelegten Fußboden nieder. Eva hätte die Ruthe verdient, wenn sie sich von einer so dummen Schlange hätte verführen lassen, zumal die fünf Aepfel da auch nichts besonders einladendes haben.

Die silbergraue Sammettapete mit kleinen, rothen Blümchen, deren Species gewiß auch der scharfsichtigste Botaniker nicht würde bestimmen können, verschwindet theilweise unter einer dreifachen Reihe von Oelgemälden, welche in reichvergoldeten, ovalen Schnörkelrahmen an verblichenen, rothseidenenen Quastenschnüren hängend die Wände bedecken. Alle diese Bilder sind Portraits, die Mehrzahl Soldaten in Königlich Preußischer

Uniform, im ›Rock des Königs‹, wie man damals sagte, die Meisten Offiziere vom Dragonerregiment des Generals. Doch zeigen sich auch Etliche in ständischer, oder in Johanniter-Uniform.

Der Ovalspiegel ist gleich den Bildern an einer dicken, rothseidenen Quastenschnur aufgehängt und zwar über einer Console von schwarzem Marmor, auf welcher eine Statuette des großen Königs Friedrich steht; die Statuette ist ein Geschenk des Einzigen an den General von Ihlow, das besagt die Inschrift am Sockel, sie lautet: ›*Le Roi au vaillant colonel d'Ihlow.*‹ Unter der Console stehen auf einer kleinen Estrade drei gewaltige Porcellaintöpfe, mit längst verwelkten und verstaubten Rosenblättern gefüllt. Auch diese dickbauchigen Gefäße mit ihren engen Hälsen, Erstlingserzeugnisse der Königlichen Porcellainfabrik in Berlin, sind Geschenke des großen Königs. Sie sind mit blaßrothen Schäfern, Schäferinnen, Bäumen, Schafen, Wiesen, Alles blaßroth, recht zierlich bemalt.

Längs den Wänden hin steht, schnurgerade, wie die Fronte eines Gardebataillons, eine Schaar von krummbeinigen Stühlen aufmarschirt, deren runde Sitze und Rückenstücke mit silbergrauem und rothbeblümeltem Stoff bezogen, zu der Wandtapete stimmen. Hier und da unterbricht die Stuhlreihe, wie ein Offizier die Linie der Soldaten, ein sauber rothlackirtes Tischchen, das auf ganz dünnen Rehbeinchen steht.

Dem Spiegel gegenüber befindet sich ein Kamin, und zu dessen rechter Hand das Bett des Generals von einem mächtigen Federbusch überragt ist. Die eine Seite des Betthimmels ist halb zurückgeschlagen, und man sieht das Lager des alten Soldaten, es ist mit einem

großen, weißen Reitermantel bedeckt, unter welchem Ihlow wahrscheinlich auch im Feldlager geschlafen haben mochte.

Auf dem Kamine steht eine Uhr in einem barocken Porcellaingehäuse, welches einen Baum darstellt, auf welchem statt der Vögel Fische nisten; die Uhr steht aber wirklich, sie zeigt schon seit vielen Jahren auf zehn Minuten nach zwei Uhr. Das aber ist die Todesstunde des großen Friedrich; die Uhr war am Todestage, am 17. August 1786 zehn Minuten nach zwei Uhr Morgens stehn geblieben, ganz genau um die Zeit, da Friedrich auf Sanssouci starb. Der General hatte befohlen, daß sie nie wieder aufgezogen werden solle, er freute sich so sehr über diesen Umstand, daß er ihm in seinem Schmerz um den vergötterten König wirklich zu einigem Troste gereichte. Auf beiden Seiten neben der Uhr stand, aber genau nach der Größe geordnet, ein starkes Corps von alterthümlichen, zum Theil sehr schönen Gläsern in fünf Gliedern dicht aufgeschlossen.

Zwischen dem Kamin und dem Fenster saß in einem hochlehnigen Stuhle mit Löwenfüßen der General der Kavallerie von Ihlow selbst. Der einst so unverzagte Reiter konnte schon lange nicht mehr zu Pferd steigen, aber er war noch immer ordonnanzmäßig in die Uniform seines ehemaligen Dragonerregiments gekleidet, gepudert, frisirt und trug auch am rechten Fuße noch immer den gewohnten Reiterstiefel, der linke dagegen, von welchem ein hartnäckiges Podagra für immer Besitz ergriffen, lag, bis über das Knie dick mit Flanell umwickelt, auf einer

Fußbank; auf deren Kissen hatte noch die selige Generalin den grünen Kranz aus dem Ihlow'schen Wappen mit den vier silbernen Rosen gestickt.

Der alte General hatte einen eigenthümlich eckigen Kopf und ein spitzes Gesicht; es war Race in diesem Kopf und Charakter in diesem Gesicht. Schön war's freilich nicht mehr, vielleicht auch nie gewesen; die Augen waren klein, aber sie mußten einst mächtig in ihrem Blick gewesen sein, sie funkelten jetzt noch zuweilen bedeutsam unter den schlohweißen, buschigen Wimpern und Brauen hervor. Und doch lag wieder in diesen Augen gerade eine gewisse Weichheit, ein Zug von Milde und Trauer, welcher dem Antlitz ein humanes Gepräge gab, dessen es ohne diese Augen gerade entbehrt haben würde.

Die Haltung Ihlow's war keine straffe, soldatische mehr, Alter und Leiden mochten die gebrochen haben, aber es war noch immer eine ausgezeichnete.

An dem Stuhle lehnte die hohe Krücke des Podagristen.

Vor dem General stand ein hoher, runder Tisch, der mit einem alten Teppich von grauem Tuch, auf das der Ritter Sanct Georg, den Lindwurm mit der Lanze erlegend, mit rothen Seidenfäden recht kunstreich gestickt war.

An der andern Seite des Tisches, der mit Büchern, Papieren und Schreibgeräthen bedeckt war, saß ein alter, langer, hagerer, schwarzbrauner Bursche in einem fadenscheinigen, blauen Rocke von grobem Tuch und einer steifen, rothen Halsbinde, offenbar auch ein gewesener Soldat; aus Respect vor Seiner Excellenz saß der alte Kerl

nur auf der Kante des Stuhls und referirte mit eintöniger Stimme aus einem dicken Aktenstück, welches er mit steifem Arme vor sich hinhielt.

Der General schien nicht sehr aufmerksam dem Vortrage zu folgen, denn er beschäftigte sich mit zwei sehr hübschen, braunen Windspielen, welche mit drei silbernen Ringen aneinandergekoppelt, neben seinem gesunden Fuß lagen und mit den hellen, klugen Augen munter zu ihm aufblickten und ihm schmeichelnd die Hand zu lecken suchten, die er ihren Liebkosungen immer sehr gewandt zu entziehen wußte.

Aber ganz unaufmerksam war der alte Herr doch nicht, denn plötzlich unterbrach er den Vortrag mit den barschen Worten: »Halt, wie war das? Da hat Er sich verhauen, Rimpler, noch mal von vorn, rechts um kehrt, marsch, trab!«

»Der Herr Kriegs- und Domainenrath von Saurwig,« begann der also Aufgeforderte.

»Was ist das? Kenne den Kerl nicht,« unterbrach der General, »von Saurwig, kein Preußischer Cavalier, kenne den Namen nicht!«

»Herr von Saurwig ist ein Hannoveraner oder ein Braunschweiger glaub' ich,« fuhr des Generals Schreiber, diesen Posten bekleidete und diesen Titel führte Herr Rimpler, fort, »und hat das Rittergut Prödel bei Liegnitz gekauft, welches Euer Excellenz wohlseliger Herr Vater an die von Diebitsch verkaufte, in vorigem Jahre an sich gebracht; das Gut ist durch viele Hände gegangen, bevor es an ihn kam!«



»Kann ich mir denken,« fuhr der General auf, »aber warum erzählt Er mir das? Was geht mich Prödel und sein Besitzer an?«

»Der Herr von Saurwig,« nahm Rimpler ganz geduldig seinen Vortrag wieder auf, »ersucht Euer Excellenz geziemend –«

»Das wollte ich ihm auch gerathen haben!« schob der General ein.

»– geziemend, ihm doch durch Dero geneigtes Zeugniß in einem Proceß zu Hülfe zu kommen, den er mit seinem Pastor hat!«

»Ist denn der Kerl des Teufels? Ich werde den Teufel thun!« fluchte Ihlow.

»Der Pastor hat nämlich in frühern Zeiten sich stets gegen das Kirchenstübchen der Gutsherrschaft verneigt, wenn er die Kanzel betrat –«

»Das ist wahr,« rief der General dazwischen, »ich erinnere mich dessen noch ganz deutlich, obgleich ich noch ein kleiner Junge war, als ich in Prödel bei meinem Großohm zu Besuch war, es fiel mir auf, weil das bei uns nicht Sitte ist.«

»– der Pastor weigert sich nun, das zu thun,« fuhr Rimpler fort.

»Weigert sich?« lachte der General, »Unsinn! muß es thun, alte Sitte, steht fest, da kann ich dem Kerl, dem Saurwig, oder Traurig, oder wie er sonst heißt, mein Zeugniß nicht versagen!«

»– der Pastor führt an –«

»Hat nichts anzuführen,« schalt der Ihlow grimmig, »soll das Maul halten und sich hübsch verbeugen, wie's alte, gute Sitte gewesen ist dort!«

»– der Pastor habe sich vor dem Kirchstuhl der Gutsherrschaft verneigt, so lange die von Ihlow darinnen gesessen, denn die von Ihlow hätten zu Zeiten der grausamen Protestantenvorfolgungen in Schlesien treulich zu der Gemeinde Prödel gehalten, hätten sie geschützt gegen die Pfaffheit in Wien und die Kaiserlichen Executions-Drögoner, so lange das möglich gewesen mit Daransetzung eigenen Gutes und Blutes; hätten dann mit der protestantischen Gemeinde all die schweren Vorfolgungen ausgehalten, oftmals ohne Murren für die Gemeinde mit gelitten unter des Kaisers Zorn und endlich muthvoll die versperrte Kirche der Gemeinde zuerst wieder geöffnet. Darum, um diese Verdienste des edlen Geschlechts derer von Ihlow dankbarlichst anzuerkennen, habe sich der Pastor im Namen der ganzen Gemeinde jedesmal beim Betreten der Kanzel gegen den Kirchenstuhl der Gutsherrschaft verbeugt. Herr von Saurwig aber, dessen Namen in Schlesien kein Mensch kenne, der das Gut heute gekauft habe und es morgen vielleicht wieder verkaufe, habe kein Recht solchen Respect und Gruß von Pastor und Gemeinde zu Prödel zu fordern, zumal da er sich von vornherein hart und feindselig gegen die Gemeinde gestellt, auch mit ihr schon in Proceß gerathen, weil er das von Ihlow'sche Wappen an der Brüstung des Kirchenstuhls entfernen wolle, wozu er nicht berechtigt sei, denn die Bühne gehöre der Kirche, also auch das daran befindliche Wappen, und die Gemeinde wolle das Wappen zum Gedächtniß der frommen, treuen Herren von Ihlow behalten!«

»Und sie soll es behalten,« donnerte der General, »will der Gemeinde Prödel ein Legat aussetzen, weil sie so auf

die Ihlow hält, das will ich, der Teufel soll mich holen, wenn ich's nicht thue, und Er erinnert mich morgen dran, Rimpler hört Er? die Gemeinde Prödel bekommt tausend Thaler, Zinsen für die Pfarre und die Schule zu gleichen Theilen, setze Er das auf, aber reinlich und mit graden Buchstaben, hört Er! Und dem Kerl, dem Laurwig, oder wie er heißt, dem vermelde Er, daß der Pastor von Prödel ganz recht hätte, er aber solle mich ungeschoren lassen!«

»Zu Befehl, Excellenz!« erwiderte Rimpler sich seine Notate machend.

»Hat Er noch was anzubringen?« fragte der General, »kein Brief von dem Pastor in Sanct Peter?«

Des Generals Schreiber verneinte.

»Desto besser,« sprach dieser vor sich hin, »dann kommt der junge Pastor gewiß, muß mich da in Acht nehmen, daß der brave Junge nicht allzuviel von seinem schlimmen Vater und seinem noch schlimmern Großvater erfährt, ganz ohne Klecks wird's so nicht abgehen, hätte es ihm gern erspart, aber ich habe keine Lust, noch einen Menschen mehr in das Geheimniß zu ziehen. Na, was steht Er noch da, Rimpler? rechts um kehrt! marsch!«

Der Schreiber, welcher aufgestanden war, schwenkte und marschirte zur Thür.

»Rimpler!«

»Zu Befehl, Excellenz?« sagte der Soldat und machte auf der Stelle kehrt.

»Wenn der Herr Pastor Wallner von Sanct Peter kommt, so wird er augenblicklich hierher escortirt, auch wenn die fremden Herren bei mir sein sollten!«

»Zu Befehl, Excellenz!« entgegnete der Schreiber, schwenkte und marschirte weiter.

»Rimpler!« kommandirte der General wieder.

»Befehlen, Excellenz?« fragte der Gerufene, kehrt machend, er war's schon gewohnt, in dieser Weise alt gewohnte Exercier-Uebungen zu machen.

»Rimpler, im blauen Zimmer Frühstück bereit halten für fünf Personen,« befahl Ihlow, »drei Flaschen Rheinwein, drei Flaschen von dem neuen Burgunder, rechts um, vorwärts marsch!«

Dieses Mal kam der Schreiber wirklich bis zur Thüre hinaus.

Die alte Excellenz saß eine ziemliche Weile, die gefalteten Hände auf's Knie gelegt, sinnend allein, etliche Male neigte sich der weiße Kopf, aber die Miene drückte Zweifel aus, und endlich sprach der Greis unwillig zu sich selbst: alter Narr, noch ein paar Stunden und Du wirst wissen, was du davon zu halten hast; wahrscheinlich schreibt der Kerl selbst, also ist's doch nur eine Wahrscheinlichkeit, und du wirst sehr gut thun, dich nicht auf eine Hoffnung einzurichten, deren Fehlschlag dich nachher doch noch höllisch ärgern würde. Zum Teufel, alter Narr, halt dein Herz im Zaum, sonst nimmt's das Gebiß zwischen die Zähne und geht mit dir durch!«

»Der Herr Pastor Wallner aus Sanct Peter wünscht Seiner Excellenz aufzuwarten!« meldete ein Diener, welcher offenbar auch ein alter Dragoner war.

»Eintreten lassen!« befahl Ihlow barsch und um so barscher, weil er durch den harten Ton seine Weichheit maskiren wollte.

Pastor Wallner trat ein.

»Guten Morgen, Herr Pastor,« rief der General ihm entgegen, »kommen Sie näher, geben Sie mir Ihre Hand; ich

bin leider durch Leibesschwachheit auf meinen Stuhl gefesselt; so, freut mich Sie zu sehen, Sie haben ein gutes Gesicht, ganz das Gesicht Ihrer frommen Mutter, auf welche die selige Generalin große Stücke gehalten, nehmen Sie sich einen Stuhl, müssen sich schon selbst bemühen, so, Platz genommen, Ihre selige Mutter war eine liebe, fromme Frau, die hätte, wenn er nicht zu früh verstorben wäre auch noch Ihren Vater fromm gemacht. Ihr Vater, lieber Herr Pastor, war ein tüchtiger Soldat, ein ausgezeichneter und meinem Sohne ein treueregebener Diener, zu treu, zu treu! Ihr Großvater aber, das war ein Mordkerl, ein Himmeltausendsakramenter, na, der liebe Gott hat allerlei Kostgänger!«

Diese Auslassungen des Generals, die freilich dem jungen Geistlichen nicht ganz sanft thaten, gingen gleichwohl aus seiner großen Menschenfreundlichkeit hervor, er wollte den armen Wallner, der im Laufe der bevorstehenden Verhandlungen allerlei unliebes, schlimmes von seinem Vater und seinem Großvater hören mußte, darauf vorbereiten, und das that er denn redlich auf seine Weise. Uebrigens war er sehr froh, als er damit zu Ende war, änderte dann auch den Ton und fragte, nachdem ihm der Pastor das Schriftpaquet, in Zuckerpapier eingeschlagen, übergeben hatte, mit wirklicher Theilnahme nach dessen junger Frau, nach dem Emeritus und dessen Frau, von welcher letztern er rühmte, daß sie in ihrer Jugend ein ganz ausbündig schönes, immer aber ein sehr gutes und anständiges Frauenzimmer gewesen, so daß er, die selige Generalin ausgenommen, in seinem ganzen, langen

Leben kein Weibsen gekannt, welches ihm lieber gewesen wäre, als die Frau Pastorin von Sanct Peter. Uebrigens fragte der General auch nach seinem Haidereiter, nach dem Schulmeister, nach dem Schmied und seiner Frau, kurz, nach einer Menge von Leuten, welche zu der großen Gemeinde von Sanct Peter gehörten. Die Excellenz war als ein rechter, märkischer Junker trotz längerer Abwesenheit noch immer ganz vortrefflich bekannt mit den Leuten auf seiner Besizung im Ländchen Schollähne und freute sich herzlich, daß der junge Geistliche, trotzdem, daß er noch kein Jahr auf der Stelle, schon so gut bekannt war in der Familie. Er reichte demselben ein paarmal sehr befriedigt die Hand, denn der graue Kriegsmann hatte das dunkle Gefühl, daß das geistliche Amt darin mit dem Amt des Gutsherrn überein komme, daß es eine ganz genaue Personalkenntniß erfordere, wenn es segensreich verwaltet werden sollte. Er konnte die ›vornehmen Predigers‹ nicht leiden, welche die ganze Woche auf ihre Predigt studiren, sich aber sonst nicht mit den Leuten einlassen. Wenn er von einem Landgeistlichen sagte: ›ist ein Stadtprediger!‹ so war das sein schärfster Tadel, so wie sein höchstes Lob für einen Landgeistlichen war: ›das ist ein Paster!‹ Er sagte nicht Pastor, sondern Paster, und ein Paster war für ihn eine Respectperson, mit einem Prediger aber machte er ganz, aber auch ganz wenig Umstände.

Als er noch zu Felde zog, hatte er einen ganz vorzüglichen Feldprediger, der mit einer kleinen Bibel in der Tasche auch im Gefecht hinter der Fronte des Regiments hielt und furchtlos neben den verwundeten Soldaten niederkniete, um sie mit Gottes Wort zu stärken;

das war ein Mann nach Ihlow's Herzen, und den nannte er nie anders als seinen lieben Feldpaster, oder auch ›unseres Herrgott's liebster, schwarzer Dragoner‹. Verschiedene Aussprüche dieses trefflichen Mannes pflegte der General auch noch immer mit dem Zusatz ›sagte unser Feldpaster‹ als höchste Autorität zu citiren. Aussprüche des gelehrtesten Theologen, ja, ganzer Concile, würden gegen den Feldpaster bei Excellenz Ihlow gar kein Gewicht gehabt haben, nicht das geringste Gewicht, denn der Feldpaster war ›daran gestorben‹, wie sich der General ausdrückte; der Geistliche war nämlich wirklich vor dem Feind geblieben. Er lag auf den Knien neben einem Sterbenden, dem er eifrig zusprach, da traf ihn eine Kugel an der Schläfe, er sank auf der Stelle todt nieder über dem Soldaten und im Tode noch hielt er seine kleine Bibel fest in der Hand. So hatte ihn der General selbst liegen sehen und bitterlich geklagt um den treuen Seelsorger, dessen kleine Bibel er noch immer als ein theures Andenken bewahrte.

»Herr Hoffiscal Müller und Herr Kämmerier Mohrmann aus Berlin!« meldete der Diener.

»Eintreten!« befahl der General. »Rimpler soll sogleich kommen!«

Jetzt erst bemerkte Pastor Wallner die fast fieberhafte Aufregung, in welcher sich der General befand; er wußte, daß es sich um eine wichtige Familien-Angelegenheit handeln sollte, hatte aber allerdings nicht ahnen können, daß dieselbe seinem Patron so nahe gehen werde.

Die beiden Herren traten ein, der Hoffiscal Müller, eine kurze gedrungene Gestalt mit einem dicken, rothen, gutmüthigen Gesichte, nahm seine Brille ab, verbeugte sich

und sprach: »Excellenz, ich bin der Justizcommissarius und Hoffiscal Müller, August Müller, aus Berlin –«

»Der Herr Hoffiscal ist mir als ein braver, preußischer Patriot schon lange bekannt,« unterbrach der General, »bitte, nehmen Sie Platz, meine Herren!«

»– und habe die Ehre,« fuhr der Hoffiscal, der sich durch die Erklärung des Generals sehr geschmeichelt fühlte, langathmend fort, »Eurer Excellenz in meinem Begleiter hier Herrn Mohrmann, den Kämmerier und Generalbevollmächtigten Seiner Erlaucht des Herrn Reichsgrafen Echter von Mespelbrunn, Freiherrn von und zu Pielenau vorzustellen!«

Monsieur Mohrmann, den wir einige Wochen vor dieser Zusammenkunft in dem Renaissance-Schloß im Spreewalde gesehen, verbeugte sich mit großer Würde gegen den General, der leise die Namen und Titel des Reichsgrafen wiederholte, doch raffte er sich rasch zusammen und stellte den Pastor Wallner und seinen unterdessen eingetretenen getreuen Rimpler den beiden andern Herren vor.

Die fünf Männer saßen um den Tisch; Hoffiscal Müller hatte wieder seine Brille abgenommen, putzte sie mit seinem blauen Taschentuch, lächelte und blickte mit seinen blöden Augen die Anwesenden der Reihe nach an; endlich setzte er entschlossen die Brille auf, warf einen raschen Blick auf den General und fragte: »Befehlen Eurer Excellenz, daß ich die Verhandlung beginne!«

»Marsch, trab, marsch! marsch!« befahl der alte Reitergeneral mit rauher Stimme und freute sich, daß er dadurch seinem gepreßten Herzen Luft machen konnte.



»Eure Excellenz haben von mir in voriger Woche ein Schreiben erhalten,« begann der Hoffiscal, und der General zeigte auf ein vor ihm liegendes Papier, »in welchem ich mir erlaubte, Ihnen anzuzeigen, daß ich mit einem andern Herrn heute hier vor Eurer Excellenz erscheinen würde, um mit deroselben über eine Angelegenheit zu verhandeln, welche den verewigten Herrn Sohn, den wohlseligen Herrn Lieutenant und Johanniter-Ritter Christian von Ihlow betrifft, *in specie* dessen gemuthmaaßte Ehe und das in derselben erzeugte Kind, welches letztere wahrscheinlich gefunden worden sei. Dieser Anzeige hatte ich die Ehre die Bitte beizufügen, Eure Excellenz möchten alle Schriftstücke, welche etwa geeignet, ein Licht auf diese Angelegenheit zu werfen, zur Stelle schaffen lassen –«

Der Hoffiscal hielt einen Augenblick inne, der General deutete auf das Paquet, welches Pastor Wallner gebracht, Rimpler lös'te den Bindfaden, den Umschlag, zeigte dem General das unverletzte Siegel und übergab es dem Hoffiscal, welcher sehr befriedigt nickte, als er die Aufschrift gelesen.

»Ich danke Eurer Excellenz,« fuhr der Rechtsmann fort, seine Brille abnehmend und abwischend, »ich danke Eurer Excellenz, obgleich wir dieser Papiere wahrscheinlich nicht mehr bedürfen werden, da sich in letzter Zeit Umstände ergeben haben, welche keinen Zweifel mehr daran lassen; für's Erste, daß der verewigte hochwohlgeborene Herr Christian Friedrich Ludwig von Ihlow in einer rechtmäßigen Ehe gelebt mit der ebenfalls verewigten, hochgeborenen Dame Sophie Marie Clothilde Agnes Reichsgräfin Echter von Mespelbrunn, Freiin von und zu

Pielenau; für's Zweite, daß in solcher Ehe eine Tochter erzeugt worden, welche in der heiligen Taufe die Namen Sophie Franziska Christiane erhalten, und für's Dritte endlich, daß das Fräulein Sophie Franziska Christiane von Ihlow, die Enkeltochter Eurer Excellenz, gefunden worden ist!«

Der Hoffiscal hielt einen Augenblick inne, da er aber sah, daß der General mit gefalteten Händen da saß und heftig zitterte, hielt er es für's Beste, weiter zu reden. Er nahm darum wieder einmal seine Brille ab und fuhr fort: »Da nun das Fräulein von Ihlow als eine ächte Erbin Ansprüche an das Erbe ihres Herrn Vaters erhebt, so wären wir berechtigt, durch die Aufschrift dieses Schriftpaquets von der Handschrift des Herrn Großvaters, dasselbe zu eröffnen, auch wenn Seine Excellenz, welche jetzt Ihre Einwilligung bei Lebzeiten ertheilt, bereits mit Tode abgegangen wären.«

Diese weitschweifige Bemerkung war eigentlich völlig überflüssig, der Rechtsmann hatte selbige auch nur gemacht, um dem General Zeit zu geben, sich zu fassen; alle Anwesenden erkannten diese Absicht, auch der alte Kriegsmann, der sich nun zusammennahm und mit bebender Stimme erklärte, daß er mit großer Freude und tiefer Bewegung bestimmte Nachricht von dem Dasein einer Enkeltochter, das er immer vermuthet, wie auch die Aufschrift dieser Schriften zeige, empfangen habe, daß er die Herren bitte, ihm das Nähere mitzutheilen, und daß er endlich begierig sei, die Tochter seines Sohnes aufzunehmen und in alle ihre Rechte einzusetzen, dafern diese nicht etwa –

Der General schwieg und blickte ängstlich fragend auf den Hoffiscal.

»Ich weiß, was Euer Excellenz meinen,« rief dieser hastig, »aber dieselben haben keine Ursache zu fürchten, so wahr ich August Müller heiße, Königlicher Justiz-Commissarius, Hoffiscal und ein ehrlicher Mann bin. Das Fräulein von Ihlow ist sowohl durch ihre Sitten, als auch durch ihre geistige und leibliche Bildung vollkommen würdig, von Euer Excellenz angenommen zu werden, obwohl dieselbe in Kreisen gelebt, welche allerdings nicht zur höheren Gesellschaft, wie man zu sagen pflegt, gehören!«

»Ich danke Ihnen, Herr Hoffiscal!« sprach der General mit strahlenden Augen und hob sein Haupt.

»Jetzt,« begann der Rechtsmann wieder, »muß ich den Herrn Kämmerier ersuchen, Seiner Excellenz die Geschichte der Entdeckung mitzutheilen; alsdann werde ich die Ehre haben, die betreffenden Beweisstücke darzulegen!«

Damit schlug er auf eine vor ihm liegende rothe Mappe.

»Euer Excellenz,« begann Monsieur Mohrmann, sich mit höchstem Anstande verneigend, »haben die hohe Gnade gehabt, uns mitzutheilen, daß dieselben stets die Vermuthung gehegt haben, daß ein Kind des seligen Herrn Sohnes noch am Leben; ganz dasselbe ist der Fall gewesen bei Seiner hochreichsgräflichen Erlaucht, meinem gnädigen Herrn, als dessen General-Bevollmächtigter ich hier erscheine; Seine Erlaucht haben immer die Vermuthung gehegt, daß ein Kind der seligen Comtesse Sophie am Leben. Es war dieses bei uns

sogar mehr als Vermuthung, denn es sind uns Briefe der seligen Comtesse zugekommen, freilich sehr verspätet, welche auf das Dasein einer Tochter mit Bestimmtheit schließen lassen, Briefe, aus denen aber auch hervorging, daß sie von ihrem Kinde getrennt sei; diese Andeutungen aber waren so unvollkommen, weil sie sich immer auf frühere, verloren gegangene Briefe bezogen, daß darauf hin keine Nachforschungen angestellt werden konnten. Längst schon war der Zorn Seiner Erlaucht wegen der Flucht vergangen, dieselbe fühlte nur noch Schmerz und Trauer um die verlorene Enkeltochter und gaben die Hoffnung nicht auf, wenn auch nicht mehr die geliebte Enkelin, so doch deren Tochter wieder zu finden. Zumal, da von Zeit zu Zeit Nachrichten an Seine Erlaucht kamen – wir wissen jetzt, daß ein Diener des seligen Herrn von Ihlow, Namens Wallner, sie geschrieben, welche das Wohlsein des Kindes meldeten; diese Briefe gaben auch Andeutungen, dieselben aber waren so unklar, daß sie wiederum keinen Anhalt für Nachforschungen boten, obwohl man deutlich erkannte, daß es des Schreibers Absicht gewesen, Nachforschungen hervorzurufen!«

»Ganz ebensolche Notizen habe ich auch erhalten,« sagte der General halblaut, »also der Wallner war der Schreiber derselben, was kann er damit bezweckt haben?«

»Das will ich Euer Excellenz sagen,« nahm der Hof-fiscal das Wort, »Wallner war der vertraute Diener des verewigten Herrn Sohnes, ihm hatte derselbe das Kind in England anvertraut, um es nach Deutschland zu führen und es hier in der Verborgenheit unterzubringen. Der

Diener aber hatte seinem Herrn einen theuren Eid schwören müssen, Niemandem zu verrathen, wo das Kind sei. Als nun Vater und Mutter des Kindes todt waren, faßte den Menschen, der wild und leichtsinnig, im Grunde aber ein ehrlicher Kerl gewesen sein muß –«

Pastor Wallner warf dem Sprecher einen rührenden Dankblick zu, den zwar nicht der Hoffiscal, wohl aber der General bemerkte, der dem jungen Geistlichen die Hand reichte.

»– die Gewissensangst; er sagte sich, daß das Kind seines Herrn um seinen ehrlichen, adligen Namen, seinen Stand und sein Vermögen komme; gleichwohl aber wagte er nicht, seinen Eid zu brechen. Da schrieb er jene anonymen Briefe sowohl an die Familie des Vaters, als an die der Mutter und hoffte, dieselben würden zu Nachforschungen und zur Entdeckung des Kindes führen. Er erreichte damit nichts, weil er sich, durch seinen Eid gebunden, zu unbestimmt ausdrückte. Seit Jahren haben diese Briefe aufgehört; wir wissen, daß Wallner den letzten derselben wenige Tage vor seinem Tode geschrieben!«

Auf einen Wink des Hoffiscals nahm jetzt der Kämmerier des Grafen von Mespelbrunn den Faden seiner Mittheilungen wieder auf: »Vor etlichen Wochen nun kam auf Veranlassung der Frau Baronin von Seyffertitz ein junger Cavalier zu uns in die Pielenu, der sollte dort einige Zeit sich versteckt halten, weil die Franzosen hinter ihm her waren und ihn als einen Patrioten verfolgten. Die Frau Baronin von Seyffertitz ist eine Großnichte Sr. Erlaucht, und ich nahm den von ihr gesendeten Cavalier auf, quartirte ihn aber in die Wohnung ein, welche

die selige Comtesse, die nachmalige Frau von Ihlow, zuletzt vor ihrer Flucht bewohnt hatte, weil diese Zimmer dem Flüchtling völlige Verborgenheit sicherten. Hier entdeckte der fremde Cavalier einen uns völlig unbekanntem Schrank in der Wandvertäfelung und in diesem ein Bild des seligen Herrn von Ihlow und seiner Gemahlin. Dieses letztere Bild nun, der Seligen in ihrer Jugend sprechend ähnlich, wurde die Veranlassung zur Entdeckung; denn jener fremde Cavalier erklärte mit größter Bestimmtheit, daß er das Original des Bildes kenne. Da es nun die Mutter nicht sein konnte, so mußte es deren Tochter sein; denn die Eigenthümlichkeiten des Gesichts schlossen von vornherein die Aehnlichkeit mit einer andern Person aus. Da der Entdecker des Bildes Seiner Erlaucht mit großer Freude die Adresse der jungen Dame gab, welche er für das Original des Bildes hielt, so ertheilten mir Seine Erlaucht Befehl und Vollmacht, mich nach Berlin zu verfügen und dort weitere Nachforschungen anzustellen. Ich wendete mich zunächst an den Herrn Hoffiscal, welcher mehrere Prozesse für das reichsgräfliche Haus geführt hat und bei Seiner Erlaucht in hoher Achtung steht; wir fanden denn auch sehr bald die Adresse des fremden Cavaliers richtig, aber die Dame, welche wir suchten, hatte die Hauptstadt, in welcher sie sich nur vorübergehend, um Unterricht zu nehmen, aufgehalten, einige Tage zuvor wieder verlassen und sich zu ihrem Pflegevater auf's Land zurück begeben. Da man uns den Wohnort deutlich bezeichnete, so reisten wir dorthin über das, was wir daselbst gefunden, wird der Herr Hoffiscal die Güte haben, zu sprechen!«

Monsieur Mohrmann verneigte sich und Herr August Müller fuhr, seine Brille abwischend, fort: »Nun wir kamen nach der Pfaffenschenke, einem einsamen Gehöft auf dem Barnim –«

»Ich danke es dem Wallner im Grabe,« sagte hier der General mit lauter Stimme, »daß er das Kind meines Sohnes auf den Barnim gebracht hat, dort ist die alte Heimath der Ihlow's, dort liegt unser altes Stammhaus, es freut mich, daß die letzte, die den Namen Ihlow trägt, auf dem Barnim groß geworden ist.«

Der General sagte das zunächst allerdings aus Freundlichkeit für den Pastor von Sanct Peter, aber es war doch keine leere Redensart, denn es freute ihn wirklich, daß seine Enkelin auf dem Barnim aufgewachsen war.

»– Dieses Gehöft gehört der jungen Dame eigen,« bemerkte der Hoffiscal, »es ist aus einer Geldsumme erkaufte, welche Wallner von seinem Herrn in den Händen hatte; in dieser Beziehung hat er sehr treulich gehandelt, denn er konnte das Geld behalten, aber er sicherte damit dem ihm anvertrauten Kinde doch ein sicheres Eigenthum, eine feste Stätte, für den Fall der Nichtentdeckung. Nun, als wir auf die Schwelle der Thür traten, blieb der Herr Kämmerier plötzlich stehen und flüsterte mir zu: es ist gar kein Zweifel mehr, daß sie es ist! Herr Mohrmann hat die Mutter in dem Alter, in welchem jetzt die Tochter steht, ganz genau gekannt, er fand und findet die Aehnlichkeit zum Verwechseln. Auch ich erkannte die junge Dame, welche da mitten im Zimmer stand, augenblicklich, denn man hatte das Bild der Mutter mit nach Berlin

geschickt, und wir hatten es mit uns nach der Pfaffenschenke gebracht. Während sich nun der Herr Kämmerier mit der jungen Dame unterhielt, ließ ich mir Herrn Ostertag, den Pflegevater, in ein besonderes Zimmer rufen, in welches ich auch das Bild hatte bringen lassen. Ich fragte den Mann nach der Herkunft seiner Pflögetochter und fand ihn sofort sehr bewegt, wenn auch zurückhaltend; er sagte mir, daß er des Kindes Herkunft nicht kenne, es sei ihm von einem Diener, der sein Freund gewesen, anvertraut worden zugleich mit einer Geldsumme, für welche die Pfaffenschenke von dem Herrn von Redern erkannt worden, daß jener Diener aber gestorben, ohne ihm das Geheimniß mitzutheilen. Darauf zeigte ich ihm das Bild der Comtesse; auch er war höchst betroffen von der Aehnlichkeit, und als ich ihm nun sagte, daß das seiner Pflögetochter Mutter, und daß ich von der Familie der Mutter, von des Kindes noch lebendem Urgroßvater mit den Nachforschungen beauftragt sei, da rief er erschüttert: ›So ist denn doch des armen, geplagten Mannes Wunsch in Erfüllung gegangen, die Familie sucht und findet das Kind!‹ Ich wies mich nun gegen den Mann, der sich bei all seiner Erregtheit, sehr klug benahm, über meinen Stand und meinen Charakter aus, worauf er mich fragte: ob ich ihm nicht bestimmte Zeichen geben könne? er sei allerdings beauftragt, das Kind gegen gewisse Zeichen zu übergeben. Solche Zeichen nun hatte ich nicht, der Mann schüttelte den Kopf, er mißtraute mir nicht, aber erklärte fest, daß er als ein ehrlicher Mann sein Versprechen halten und die Zeichen verlangen müsse. Ich erzählte ihm die Geschichte der Entdeckung des



Bildes, ich theilte ihm allerlei mit, er glaubte mir vollkommen, aber er verlangte mit märkischer Hartnäckigkeit seine Zeichen. Verdrießlich fragte ich ihn endlich, was er denn eigentlich für Zeichen wolle, da überlegte er eine Weile, dann fragte er dagegen: von welcher Farbe sind die Rosen und wie viel sind es? Ich sah ihn erstaunt an, da fiel's mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, ich begriff und sagte ihm, daß ich ihm seine Frage beantworten wolle, wenn er mir sagen könne, von welcher Farbe die Schlange sei und was sie im Rachen trage. Da platzte er heraus: es ist eine blaue Schlange, und sie trägt ein rothes Kind im Rachen! Lächelnd entgegnete ich ihm nun, es sei ein grüner Kranz, an welchem vier weiße Rosen. Darauf erklärte er mit großen Augen, die Zeichen wären richtig, seine Sophie habe ihre Familie gefunden, er habe schon vorher nicht gezweifelt; dem Wallner aber habe er versprechen müssen, das Kind nur dem zu lassen, welcher ihm die Zeichen geben könne. Und das war doch recht fein ausgedacht von dem Wallner, denn allerdings konnte er für gewiß annehmen, daß Jeder, welcher nach dem Kinde forsche, bei den Fragen nach Schlange und Rosen sofort auf die Wappenbilder der Mespelbrunn und der Ihlow fallen müsse. Jetzt nahm der Mann nicht den geringsten Anstand mehr, mir ein Convolut von Schriften und Briefen zu überreichen, welche ebenfalls Wallner bei ihm und zwar versiegelt zurückgelassen; sie waren überschrieben an die, welche Sophie Ostertag wieder zu ihrem Recht helfen! Hier fanden wir denn eine Reihe ganz authentischer Documente, welche die Geburt und die ersten Lebensjahre des Fräuleins von Ihlow betreffen, ich

übergehe selbige zu Eurer Excellenz Händen und geneigter Prüfung!«

Der Hoffiscal übergab dem General die rothe Mappe.

Jetzt verneigte sich aus einen einladenden Wink des Rechtsmannes der gräfliche Kämmerier wieder und sprach: »Gräfliche Erlaucht hatten befohlen, daß für den Fall der Bestätigung wir der jungen Dame keine Mittheilung machen, sondern dieselbe sofort mit ihrem Pflegevater noch in die Pielenau bringen sollten. Wir hatten wenig Mühe, die junge Dame und den Herrn Ostertag zu dieser Reise zu bewegen. Nach einigen Tagen kamen wir glücklich in der Pielenau an; auch Seine Erlaucht zweifelten, nachdem er das Fräulein gesehen, keinen Augenblick mehr, daß Sie ihre Urenkelin, die Tochter der soviel beklagten Comtesse Sophie endlich gefunden und behielten sie bei sich, obwohl eine Declarirung der Herkunft noch verschoben wurde, bis in der andern Woche der Herr Hoffiscal von Berlin kam und nun durch die Briefe und Documente gerichtlich den Beweis führen konnte, daß die fremde junge Dame ein wirkliches, rechtes Fräulein von Ihlow und von Mutterseite die Urenkelin Seiner Erlaucht sei. Da erst wurde dem gnädigen Fräulein dies Geheimniß seiner vornehmen Abkunft kund gegeben und die Frau Baronin von Seyffertitz ist zur Gesellschaft für Fräulein von Ihlow in die Pielenau gekommen. Unterdessen war schon an Eure Excellenz geschrieben worden, und das gnädige Fräulein zeigt die größte Ungeduld, auch von des Herrn Großvaters Excellenz väterlicherseits sich anerkannt zu sehen, wie das bereits von Seiten des Herrn Urgroßvaters Erlaucht geschehen. Zu diesem Zwecke sind wir heute hier erschienen und

habe ich nun die Ehre, Eurer Excellenz dieses Schreiben meiner Erlauchten Herrschaft zu präsentiren!«

Der Kämmerier war aufgestanden, er überreichte das Schreiben seines Grafen mit der Würde des Gesandten einer Großmacht, welcher einem Souverain sein Credenzschreiben übergibt. Der General öffnete den Brief und las: »Herr General, vor langen Jahren hat uns ein schweres Verhängniß, bei welchem ich nicht ohne Schuld war, wie ich reumüthig bekenne, nicht zusammen kommen lassen, jetzt führt uns ein liebes Mädchen in Liebe zusammen, welches Ihren edeln Namen trägt, welches zugleich Ihre Enkelin und meine Urenkelin ist; wir sind Verwandte: mein liebstes Enkelkind, meine Sophie, war die Gemahlin Ihres Sohnes. In diesem Leben werden wir uns schwerlich sehen, drüben aber bei unsern Kindern, werden wir uns die Hand reichen. Alles, was ich Ihnen noch liebes und freundliches schreiben möchte, wird meine, Ihre, unsere Sophie lieber und freundlicher sagen, als ich's könnte. In herzlicher Neigung der Ihrige Cajetan Ferdinand Echter von Mespelbrunn.«

»Das Kind meines Sohnes ist also hier?« fragte der General, den Brief vor sich niederlegend.

»Zu Eurer Excellenz Befehl,« entgegnete Monsieur Mohrmann, »Seine Erlaucht hielten es für passend, daß das gnädige Fräulein sich Eurer Excellenz sofort vorstelle, die Frau Baronin von Seyffertitz hat das gnädige Fräulein hierher begleitet!«

»Warum bringt man sie nicht hierher?« befahl der General, »ich will meine Enkelin sehen!«

»Wollen Eure Excellenz nicht die Gnade haben, vorher diese Documente zu prüfen?« wendete der Hoffiscal ein und deutete auf die rothe Mappe.

»Es ist wahr, es darf nicht der geringste Zweifel bleiben!« rief die alte Excellenz lebhaft, »Herr Pastor Wallner, wir wollen diese Papiere prüfen; Rimpler, er notirt dieselben nach der Nummer, es darf kein Zweifel bleiben da, wo es sich um die Letzte handelt, welche den Namen Ihlow trägt!«

Mit dem solennen: »Zu Befehl, Excellenz!« setzte sich Rimpler zum Schreiben zurecht, der General nahm die Papiere einzeln, Stück für Stück, aus der Mappe, prüfte sie sorgsam und reichte sie dem jungen Geistlichen, der diese Prüfung ebenfalls vornahm und sie dann dem Secretair hingab, welcher sie numerirte und notirte. Bei einigen Nummern, welche seinen Vater und seinen Großvater betrafen, wurde der Pastor sehr bleich, es hatte aber Niemand darauf Acht, selbst die Excellenz nicht. Endlich war die Prüfung der Papiere beendet, der General band die Mappe zu, legte noch mehrere Hefte dazu und sagte zu dem Rechtsmanne: »Es bleibt nicht der geringste Zweifel, daß ich meines Sohnes Tochter, daß ich meine Enkelin gefunden habe; Herr Hoffiscal Müller nehmen Sie gefälligst diese sämtlichen Schriften, auch das Paquet aus Sanct Peter, an sich und fassen Sie mir eine ausführliche Relation des ganzen Handels ab!«

Der Hoffiscal verbeugte sich zum Zeichen seiner Zustimmung.

»Rimpler!« befahl der General.

»Zu Befehl, Excellenz!«

»Die Herren zum Frühstück führen, ich will eine Viertelstunde allein sein, dann bringt Er mir meine Enkelin hierher, versteht Er?«

»Zu Befehl, Excellenz!«

»Vorwärts marsch!« klang das Commando.

»Bitte die Herren, mir zu folgen!« lud des Generals Secretair ein, voran in das Nebenzimmer marschierend, wo ein Frühstück servirt war.

Der General zog seine Uhr aus der Tasche und legte sie auf den Tisch vor sich hin, dann nahm er aus einer Schublade eine kleine Bibel mit abgegriffenem Deckel; es war das die Bibel, welche sein ›lieber Feldpaster‹ in der Hand gehalten, als ihn die Todeskugel traf; die pflegte er stets in die gefalteten Hände zu nehmen, wenn er betete.

Als der graue Kriegsmann sein Gebet beendet hatte, sah er auf die Uhr, es fehlten noch zwei Minuten an der Viertelstunde, er legte die kleine Bibel wieder an ihre Stelle, dann lehnte er sich zurück in seinem Stuhl und blickte mit hellen Augen und leuchtender Stirne nach der Thür, durch welche seine Enkelin eintreten mußte.

Genau mit Ablauf der letzten Minute öffnete sich dieselbe und Rimpler rief mit einer Stimme, die vor Aufregung so hohl klang, als ob er in einen Ton hinein rufe: »Fräulein von Ihlow!«

Eine weißgekleidete Gestalt erschien auf der Schwelle, der General breitete seine Arme aus, blitzschnell: wie ein leuchtender Strahl, flog das Mädchen durch das Gemach und lag an der Brust des greisen Mannes.

## ZWEITES KAPITEL. EIN ALTER LIEBESHANDEL.

(Auszugsweise aus der Relation des Hoffiscals Müller.)

»Die Nacht, sie war so dunkel,  
Das Licht war gar zu klein!«

Christian von Ihlow war schon in ganz jungen Jahren vom großen Friedrich in die Gardes du Corps aufgenommen und von dem greisen Monarchen, um seines Vaters willen zuerst, dann aber seines eigenen Geistes wegen, sehr bevorzugt worden. Der junge Garde du Corps Offizier war nicht beliebt unter seinen Kameraden, er litt an der Krankheit starker Seelen, dem Stolz, welcher sich leider auch in einem hochmüthigen Wesen und einer höhnischen Zurückhaltung kundgab. Der junge Mann war von seinem Großvater mütterlicherseits ganz philosophisch, wie man das damals nannte, erzogen worden. Mit Verachtung blickte er auf alle Dinge, die nur dem Luxus und der Bequemlichkeit dienen; er konnte seinem starken Leibe viel zumuthen, und er muthete ihm viel zu, verächtlich war ihm jede Weichlichkeit. Sein Stolz gefiel sich in einer starren Gleichgiltigkeit gegen alle Vorzüge des Rangs, des Standes, und auf ein beinah krankhaftes Gerechtigkeitsgefühl that er sich viel zu Gute. Meister in der Führung der Waffen, ausgezeichnet in allen Leibesübungen, voll unbezwinglicher Energie und einer Bravour, die mit Tod und Gefahr zu spielen liebte, verband er mit diesen Vorzügen einen scharfen Blick für die Schwächen Anderer und beißenden Witz; wengleich nur oberflächlich gebildet und mäßig unterrichtet besaß er doch eine große Belesenheit, und so gefiel er dem großen Friedrich ebenso sehr, wie er seinen Kameraden imponirte und mißfiel: Ohne jeden religiösen Glauben, von unklaren Philosophemen, die er seine Principien nannte, geleitet, von einer wahren Wuth beseelt, immer consequent zu

handeln, war er durchaus inconsequent. Der adlige Offizier der prächtigen Leibwache eines absoluten Königs nannte sich mit großer Ostentation einen Republikaner und schrieb einem Bekannten mit den mächtigen Zügen seiner Handschrift in's Stammbuch: *Manus inimica tyrannis!* was ihn aber gar nicht abhielt, mit dieser den Tyrannen feindlichen Hand tapfer das Schwert gegen die neue Republik in Frankreich zu ziehen, welche doch die Könige, die er Tyrannen schalt, verjagen und köpfen wollte!

Es gab, in Folge der Philosophie des 18. Jahrhunderts, damals mehrere solcher edelgesinnten Querköpfe in der preußischen Armee, und leider auch in einflußreichen Stellungen; dieser Umstand sollte bei der Beurtheilung der Ereignisse, wie sie sich bis 1806 entwickelten, mehr in Betracht gezogen werden, als das im Allgemeinen bisher geschehen ist.

Von den Gardes du Corps schied Ihlow in den ersten Jahren der Regierung König Friedrich Wilhelms II. aus, weil er sich bei einem Avancement verkürzt glaubte und trat bei dem Dragoner-Regiment seines Vaters ein. Er zeichnete sich in den Feldzügen gegen Frankreich zu Anfang der neunziger Jahre sehr aus und erhielt nach einem mit großer Umsicht und glänzender Bravour ausgeführten Coup den Orden *pour le mérite*. Hier zeigte sich nun sein starres, krampfhaftes Gerechtigkeitsgefühl. Er verlangte nämlich diesen Orden auch für den Cornet, der unter ihm commandirt hatte, weil derselbe eben so viel Umsicht als Bravour, wie er selbst, an den Tag gelegt, also den Orden in gleicher Weise, wie er, verdient hätte.

Der König, von dem Styl dieses Briefes frappirt, nahm sich die Mühe, die Begriffe des jungen Mannes zu corrigiren; er machte ihn in freundlichster und huldvollster Weise darauf aufmerksam, daß er den Verdienstorden nicht wegen seiner Bravour und Umsicht an sich, sondern für die in seiner Eigenschaft als commandirender Offizier bewiesene Bravour und Umsicht erhalten habe, daß also sein Cornet auf gleiche Auszeichnung keine Ansprüche habe. Schließlich bemerkte der König noch, daß es endlich nicht ihm, sondern dem commandirenden General, zukomme, Offiziere zum Orden vorzuschlagen.

Dieser überaus gütige königliche Brief entflammte den Querkopf im höchsten Grade; zum höchsten Kummer seines alten Vaters gab er den ihm verliehenen Orden zurück und nahm den Abschied.

So hatte er seiner Meinung nach ein leuchtendes Beispiel antiker Selbstverleugung und antiker Gerechtigkeit gegeben, denn der Cornet, um dessen willen er das Alles that, war sein Feind und Gegner, und darum eben zeigte er sich so starr. Er glaubte damit der ganzen Armee zu imponiren; er fand aber nur wenige Bewunderer seiner Consequenz, Viele zuckten gleichgültig nur die Achseln, Wenige beklagten und die Meisten verurtheilten ihn hart.

Den schwersten Kummer verursachte dieser Schritt seinem alten Vater, dem General; derselbe hatte von Anfang an wenig Einfluß auf den vom Großvater mütterlicherseits erzogenen Sohn gehabt, überdem war derselbe jetzt majorenn und Herr eines eigenen, von eben diesem Großvater ererbten, Vermögens.

Es war ganz im Styl der vielgerühmten philosophischen Consequenz, daß sich Christian von Ihlow stets



einen gewesenen Garde du Corps Offizier des gewesenen Königs nannte, womit er den großen Friedrich meinte, welcher vermuthlich ein sehr seltsames Gesicht zu dieser Benennung geschnitten haben würde. Außerdem legte der junge Mann, der nun mit seinen Studien beschäftigt, als Philosoph in Berlin, lebte, einen ganz besonderen Werth darauf, daß er Ritter des Johanniter-Ordens war, eine Würde, welche ihm Prinz Ferdinand, der Herrenmeister der Balley Brandenburg, dessen Oberhofmeister Ihlow's Großvater mütterlicherseits gewesen, schon sehr frühe ertheilt hatte. Er mochte dabei an die Ordensgeheimnisse denken, an philosophische Traditionen, Geheimlehren rationalistischer Art, wie solche Veranlassung, vielleicht auch nur den Vorwand, zur Vernichtung des Templerordens boten. Uebrigens war der märkische Junker mit allen seinen guten und bösen Seiten doch immer noch sehr mächtig neben dem Philosophen in Christian von Ihlow.

Er besuchte natürlich sehr fleißig die damals wegen ihres Geistes berühmten jüdischen Salons in Berlin. Als Philosoph mußte er sie schon besuchen, mit den geistreichen Jüdinnen Conversation machen, ästhetische Gegenstände besprechen, in allerlei Modewissenschaftchen dilettiren und die Maske des genialen Wüstlings, wie sie damals ›*de riguer*‹ in jenen Kreisen war, anlegen. Das gelang ihm nicht ganz übel, aber es wurde ihm doch sehr sauer, denn der junge Herr war im Grunde eine stiernackig eigensinnige, hausbackene und nur durch eine verdrehte Erziehung mißleitete Natur, die kein Fäserchen und kein Aederchen vom genialen Wüstling hatte. Im Ganzen

befand sich der märkische Junker immer sehr schlecht unter den geistreichen Jüdinnen und deren Genossen.

Er beging in jener Zeit eine ganz erkleckliche Anzahl von Thorheiten, um nicht mehr zu sagen, aber er beging sie nicht aus Uebermuth, oder von Lust am wilden Treiben fortgerissen, sondern von dem Gedanken gespornt, daß er als Philosoph liederlich genial sein müsse. In solchem Treiben unterstützte ihn lebhaft der alte Wallner, ein schlauer, gewissenloser Patron, ein wüster Geselle, guter Leute Kind, den seine Leidenschaft für Spiel und Weiber von der Universität versprengt und in's Feldlager verschlagen hatte. Der alte Wallner hatte es bis zum Wachtmeister unter des Generals von Ihlow Dragoner-Regiment gebracht; dort lernte ihn Christian von Ihlow kennen und nahm bei seinem Austritt den schlauen, welterfahrenen Kerl, weil er noch immer einen gewissen literarischen Anstrich hatte, als vertrauten Diener zu seinem großen Schaden mit sich. Der jüngere Wallner, des nachmaligen Pastors von Sanct Peter Vater, war damals noch nicht bei dem jungen Herrn, sondern stand noch im Regiment.

Lange hielt's übrigens der Johanniter-Ritter von Ihlow doch bei dem geistreichen Krimskrams nicht aus, dazu war seine Natur trotz aller Verkehrtheiten der Erziehung doch zu gesund; er begann Lust am Umherstreifen zu finden und zog immer von dem alten Wallner, wie seinem bösen Genius geleitet, kreuz und quer durch die Marien, die Lausitzen und Schlesien.

Auf einer dieser Fahrten lernte er den alten Grafen Echter von Mespelbrunn kennen, mit welchem er, da beide eifrige Freimaurer waren, sehr bald intim wurde, denn

Beide fühlten sich, wie das mit der Philosophie des vorigen Jahrhunderts so häufig Hand in Hand ging, von einer wahren Gier nach Geheimnissen, nach geheimer Ordenswissenschaft, nach der Kenntniß der übernatürlichen Kräfte, die sie im Besitz von einzelnen Mitgliedern oder ganzer Grade der höhern Maurerei wähten, beseelt und gestachelt.

Der flache Rationalismus befriedigt eben Niemanden, und da er den Weg zur rechten Befriedigung abschneidet, so führt er ganz von selbst auf die dunkle Bahn des Aberglaubens.

So kam Christian von Ihlow in das Renaissance-Schloß Pielenau.

Hier lernte er die Enkelin des Grafen kennen, eine strahlende Schönheit von neunzehn Jahren, deren unverwüstliche Heiterkeit einen tiefen, aber anfänglich beinahe peinlichen Eindruck auf den stockernsthaften Johanner machte.

Es ließ sich kaum ein stärkerer Gegensatz denken, als der, welcher zwischen dem offenen, großmüthigen, naiven und heitern, aber auch wieder eiteln und selbstsüchtigen Wesen der Comtesse und dem beinahe mürrischen, hochmüthigen, spottsüchtigen, gekünstelten Auftreten Ihlow's stattfand; dennoch, oder vielmehr gerade deßhalb, fühlten sich Beide nach längerer Bekanntschaft immer mehr zu einander hingezogen.

Comtesse Sophie war ein ächtes Weib und mit weiblichem Instinct erkannte sie, daß Ihlow im Grunde durch und durch ein Mann, daß all die Verkehrtheiten nur die Hülle, unter welcher sich ein stolzer, kräftiger und ehrenhafter Charakter bewege; Ihlow dagegen fühlte, und

zwar von Tage zu Tage mehr, daß ihn in Sophien's Gegenwart eigentlich erst die wahre Lebensluft umwehe; ihr immer heiteres, sonnenhelles Wesen leuchtete mildwärmend hinein in seine hochmüthige Verschlossenheit, der gefrorene Philosoph thaute auf in ihrer Augen lichtem Strahl; endlich schmolz der Philosoph ganz, und Ihlow wurde beinahe liebenswürdig.

Selbstverständlich geschah diese Umwandlung nicht plötzlich, nicht rasch, sondern sehr langsam und fast ganz unmerklich; Sophie liebte den Mann um so mehr, als sie diese Verwandlung als ihr Werk betrachten durfte; glücklich waren Beide, als sie sich endlich ihre Neigung gestanden. Daran erst, als sie ihrer gegenseitigen Liebe sicher waren, gedachten sie der Schwierigkeiten, die ihren weitem Wünschen, einander ganz zu gehören, sich zu vermählen, entgegenstanden. Zwar konnte der Reichsgraf gegen Alter und Adel des Ihlow'schen Geschlechts unmöglich etwas inzuwenden haben, auch war Christian beinahe reich zu nennen, aber es fand ein schlimmer Umstand statt; die Comtesse war in der Wiege schon mit einem Rheinischen Vetter verlobt worden, und die Familie war seit Jahren erfreut darüber, daß durch diese Ehe einst aller Besitz der Echter von Mespelbrunn wieder in einer Hand vereinigt sein würde. Sophie hatte den Vetter, der ihr Gatte werden sollte, im Lauf der Jahre zwar öfter gesehen, sie war aber eigentlich noch ein Kind gewesen und hatte mit ihm gelacht und gespielt. Ihr Bräutigam stand in den Militairdiensten und zugleich in einer hohen Hofcharge bei einem süddeutschen Hofe und sehnte sich sehr nach der Vermählung mit der schönen Cousine, die indessen nach den für gut befundenen

Bestimmungen erst nach dem Eintritt der Comtesse in das zwanzigste Jahr stattfinden sollte.

Sophie hatte ihren Geliebten von diesen Umständen selbst in Kenntniß gesetzt, doch hielten Beide dafür, daß es vielleicht schwer, aber doch nicht unmöglich sein dürfte, den Großvater zur Aufhebung eines Verlöbnisses und zur Einwilligung zu ihrer Verbindung zu bewegen; denn der alte Reichsgraf liebte die Enkelin wie seinen Augapfel, und Christian von Ihlow war mehr und mehr sein besonderer Günstling geworden. Ihlow wagte guten Muthes die Werbung, sah dieselbe aber mit einer so schneidenden Kälte und solcher Entschiedenheit zurückgewiesen, daß er sich verletzt fühlte und zu einem heftigen Zanke mit dem Reichsgrafen kam, in Folge dessen er Schloß Pielenau verließ, ohne auch nur Abschied von der Geliebten zu nehmen.

Dennoch hätte er nicht nöthig gehabt, alle Hoffnung, die Einwilligung des alten Herrn zu gewinnen, aufzugeben, wie sie denn Comtesse Sophie, welche ihre Macht über den Großvater kannte, in der That nicht aufgab. Er hatte aber in der ersten Aufregung und in seinem verletzten Stolz den alten Wallner von seinem Streit mit dem Reichsgrafen unterrichtet, dieser nun stachelte seinen Herrn zu einer That der Rache, zu einer That, bei welcher die Liebe zu der Enkelin und der Groll gegen den Großvater in gleicher Weise Befriedigung fanden, nämlich zur Entführung der Comtesse.

Die Gräfin ging durchaus nicht gleich auf diesen Plan ein, vielmehr weigerte sie sich ziemlich lange; sie setzte dem Geliebten ihre Hoffnungen auseinander und ihr verständiges Zureden würde denselben sicher zur Geduld

und zum Abwarten bewogen haben, wenn nicht der alte Wallner fortwährend gestachelt hätte. Endlich in einer Stunde der Niedergeschlagenheit, kurz nachdem ihr der Großvater bestimmt erklärt hatte, er könne nicht wortbrüchig werden, sie müsse den Vetter zur bestimmten Zeit heirathen, gab sie dem Andringen Ihlow's nach und ließ sich von ihm aus Schloß Pielenau entführen, während ihr Großvater mit dem getreuen Mohrmann auf einige Tage nach Dresden gegangen war.

Der Zorn des alten Herrn war außerordentlich, als er die Entführung erfuhr; er begnügte sich aber nicht mit Flüchen und unfruchtbaren Drohungen, sondern ordnete die umfassendsten Maaßregeln zur Verfolgung an, während der um die Braut betrogene Vetter die Verfolgung mit einem Eifer leitete, welcher Zeugniß für die leidenschaftliche Zuneigung ablegte, mit welcher er an seiner Verlobten gehangen. Er war entschlossen, dem Entführer seine schöne Beute zu entreißen und blutige Rache an ihm zu nehmen.

Der ganze Handel machte begreiflicher Weise das größte Aufsehen; die Familien-Verbindungen der Echter von Mespelbrunn reichten weit, und schwerlich würde das flüchtige Paar den Verfolgern entronnen sein, wenn nicht der alte Wallner, dessen Sohn übrigens kurz vor der Flucht ebenfalls in die Dienste Christian von Ihlow's getreten war, die Flucht mit einer ganz unübertrefflichen Geschicklichkeit geleitet hätte. Er hatte dafür gesorgt, daß falsche Spuren die Verfolger nach Hamburg leiteten, während er das junge Paar gerade in das Land führte; in welchem der betrogene Bräutigam eine hohe Stellung

bekleidete. Dieser kühne Schritt hatte die erwarteten Folgen: Graf Echter von Mespelbrunn, der Jüngere, verfolgte die falschen Spuren bis nach England, während keine Seele daran dachte die Verfolgten in Württemberg zu suchen.

Als der erste Sturm vorüber war und die allgemeine Aufmerksamkeit nachgelassen hatte, kamen die Flüchtigen glücklich durch die Schweiz nach Italien, wo, des Krieges wegen, jede regelmäßige Verfolgung von selbst aufhören mußte, wo aber das junge Paar sonst Gefahren aller Art lief. Man hielt sich in verschiedenen Städten bald längere und bald kürzere Zeit auf, überall verlangte Gräfin Sophie mit Entschiedenheit eine Einsegnung ihrer Ehe durch Priesterhand; Ihlow war immer bereit dazu, doch fand sich niemals ein Geistlicher, und es konnte sich keiner finden, weil der alte Wallner keinen finden wollte.

Dieser alte Sünder hatte nämlich mit Schrecken den Einfluß bemerkt, den die Comtesse auf seinen Herrn übte, sie hatte ihm auch ihre Abneigung gegen ihn nicht verhehlt; aus Rache und Eigennutz hatte er nun beschlossen, die Trauung zu hintertreiben, denn er wollte um jeden Preis der Herr seines Herrn bleiben.

Von Neapel und mehreren andern Orten aus schrieb Sophie an ihren Großvater, eine ganze Reihe von Briefen schrieb sie, aber größtentheils wurden dieselben gleich von dem alten Wallner unterschlagen, einige gingen verloren und nur ein paar gelangten in die Heimath, die dann aber nur die Folge hatten, die Verfolgung auf's Neue zu wecken, wie die Flüchtlinge bald inne wurden. Christian von Ihlow seinerseits mußte die Verfolgung um so mehr fürchten, als er eben immer noch nicht mit Sophie

vermählt war, sie also von ihm getrennt werden konnte. Es begreift sich, daß er einen tiefen Groll gegen die Familie Echter von Mespelbrunn faßte.

Auf einem englischen Schiffe kamen die Flüchtlinge von Neapel nach Gibraltar; auf der Reise dahin machte die Gräfin die Bekanntschaft einer sehr liebenswürdigen Engländerin, der Braut eines nach Gibraltar versetzten Geistlichen; sie ging dort hin, um dort dessen Frau zu werden, und zum größten Verdruß des alten Wallner erteilte dieser Geistliche gleich nach seiner eigenen Trauung dem Bunde Ihlow's und der Gräfin Sophie die kirchliche Sanction.

Jetzt fühlte sich Ihlow sicherer im Besitz seines vergötterten Weibes; er beschloß, sich an seinen Vater zu wenden, um den zu bitten, die Vermittelung zu übernehmen und ihn mit der Familie seiner Frau auszusöhnen, während Frau von Ihlow fortfuhr von Zeit zu Zeit an ihren Großvater die rührendsten Briefe zu schreiben, denn sie war sich des begangenen Unrechtes tief bewußt und verlor im Kummer um den greisen Großvater nach und nach immer mehr von ihrer strahlenden Heiterkeit.

Von Gibraltar aus ging Ihlow nach England und sendete den alten Wallner mit Briefen an seinen Vater, den General; der alte Mensch nahm diese Mission mit Freuden an, denn ihm war der Dienst unerträglich geworden, seit seines Herrn Gemahlin ihn mit der ihr eigenen, ruhigen Klarheit in die Schranken seiner Stellung zurückgewiesen. Der alte Wallner haßte die Frau von Ihlow tödtlich; um Rache an ihr zu nehmen unterschlug er die Briefe, denn er wußte, wie tief sie das Zerwürfniß mit ihrem Großvater schmerzte. In seiner Art aber war er wieder



seinem Herrn treu, er verrieth dessen Aufenthalt nicht an die Echter von Mespelbrunn und ließ auch dem General wissen, daß sein Sohn lebe und glücklich verheirathet sei. Der General konnte also unmöglich eine Vermittlung übernehmen und auch die Briefe des Sohnes, die er nie erhalten, nicht beantworten. Christian von Ihlow übertrug den bitteren Groll über die Unversöhnlichkeit der Echter von Mespelbrunn, welche seiner Gemahlin so tiefen Kummer bereitete, nun auch auf seine Familie, seinen Vater, der keine Schritte für ihn that und auch keinen Brief beantwortete. Er mußte freilich auch an den unversöhnlichen Zorn seines Vaters glauben, da ihm der alte Wallner meldete, daß er seine Aufträge pünktlich besorgt habe.

Eben um dieselbe Zeit hatte der Obristtruchseß Graf Echter von Mespelbrunn durch irgend einen Umstand Nachricht von dem Aufenthalt seiner noch immer geliebten Cousine in England bekommen und ließ sofort neue Nachforschungen anstellen; Ihlow aber wurde gewarnt und ging nach Portugal, wo er beschlossen hatte zu leben, denn er hatte die Hoffnung aufgegeben, nach Deutschland zurückkehren zu können, ohne mit der Familie seiner Gemahlin in blutige Händel zu gerathen, die er freilich nicht fürchtete, sondern eher wünschte, welche er aber um Sophien's Willen vermeiden mußte.

In einer lieblichen Zurückgezogenheit in Portugal gebar Frau von Ihlow ihrem Gemahl eine Tochter, welche nach ihr Sophie genannt wurde; und vielleicht hätten die hart Verfolgten hier noch Jahre lang ruhig gelebt, wenn nicht die plötzlich ganz ausbleibenden Geldzahlungen aus Deutschland Ihlow genöthigt hätten nach England zu

gehen, um von dort aus die nöthigen Schritte zur Hebung dieser Stockung zu thun.

Uebrigens war an dieser Stockung nicht etwa der alte Wallner schuld, denn dieser war schon einige Wochen früher zu Hamburg in Folge seines wüsten Lebens gestorben und hatte noch von seinem Sterbebette aus dem General von Ihlow ein reumüthiges Bekenntniß seiner Briefunterschlagung zugehen lassen. Das kam freilich zu spät, auch vermochte der General die confusen Mittheilungen des sterbenden Wüstlings nicht vollständig zu entziffern. Er entnahm aus denselben nur, daß sein Sohn vor länger als Jahresfrist mit der Frau, welche er entführt, in England gelebt habe.

Ihlow reuissirte in England, es gelang ihm seine Rentenrückstände zu erhalten und das ganze Geschäft bequemer zu ordnen; er verfiel aber, wohl in Folge verschiedener Aufregungen, in eine schwere Krankheit, und der jüngere Wallner, welcher bei ihm war, glaubte seine Pflicht zu thun, wenn er Frau von Ihlow davon in Kenntniß setze; er schrieb ihr, daß er die Krankheit für gefährlich halte, und das treffliche Weib eilte, ihr Kind unter treuer Obhut einer portugiesischen Amme lassend, auf der Stelle an das Krankenbett des Gemahls.

Sie legte die Seereise sehr glücklich und rasch zurück und kam an einem Tage nach London, an welchem die Aerzte ihren Gemahl nach einem zweiten gefährlichen Rückfall aufgegeben und erklärt hatten, daß er die Nacht nicht überleben werde. Die plötzliche Erscheinung der geliebten Gemahlin rettete dem Kranken das Leben, und ihre treue Pflege gab ihm, nach Wochen, Gesundheit und Kräfte wieder.

In dieser Zeit schrieb Frau von Ihlow wieder mehrere Briefe an ihren Großvater; sie hatte erfahren, daß er noch am Leben sei, aber nur zwei derselben kamen glücklich im Spreewalde an; sie konnten aber keinen Erfolg haben, da sich die Schreiberin in denselben, auf die früheren Briefe Bezug nehmend, undeutlich ausdrückte, vielleicht auch nicht wagte, sich ganz klar auszusprechen, da sie ja die Gesinnungen des Großvaters nicht kannte. Dessen Zorn aber war längst verraucht, zwar gestand er sich's damals wohl selbst noch nicht ein, aber wenn seine Enkelin vor ihn getreten wäre, er hätte sie mit offenen Armen empfangen, er hätte auch Ihlow gern die Hand gereicht.

Die arme Frau von Ihlow sollte weder ihren alten Großvater, noch ihr Vaterland, noch ihr kleines Mädchen wiedersehen. Das Nervenfieber, welches ihren Gemahl so hart angegriffen, überfiel sie und nach wenigen Tagen erlag sie der Krankheit.

Trostlos stand Christian von Ihlow neben der Leiche.

Da kam finstere Schwermuth mit Macht über den unglücklichen Mann, er wurde einsam und menschenfeindlich; fast zwei Jahre lang sah er nur seinen Diener, den Wallner, besuchte nur das Grab seiner heimgegangenen Geliebten. Seine Papiere zeigen, daß er vielfach mit Selbstmordgedanken umgegangen, doch gedachte er seines Kindes, weil es ihr Kind war, und entschloß sich denn endlich auch, nach Portugal zu reisen und es zu sich zu nehmen.

Er gedachte mit dem Kinde nach Deutschland zu gehen, denn tief in seiner Seele lebte trotz Allem eine leise

mahnende Sehnsucht nach der brandenburgischen Heimath, nach der Neumark und dem Barnim; die Sehnsucht wird kein märkischer Junker los, so lange das Herz noch schlägt!

Seit dem Tode seiner Gemahlin fürchtete er auch ein Zusammentreffen mit dem Grafen von Mespelbrunn nicht mehr; im Gegentheil, mit dem Degen, oder mit der Pistole in der Hand wäre er dem gern entgegengetreten; denn hatte der nicht seiner Sophie bei Lebzeiten viel Kummer bereitet? war der nicht eigentlich an dem frühen Tode der Geliebten schuld?

Groll und Schmerz haben eine ganz eigenthümliche Logik.

In einem Briefe Christan's von Ihlow, welcher nicht abgegangen ist, von dem man auch nicht weiß, an wen er geschrieben wurde, findet sich eine Beschreibung des Besuchs, den er in Portugal machte, um sein Kind von dort zu holen, die wir hier folgen lassen, weil sie Einblicke in die eigenthümliche Seelenstimmung des unglücklichen Mannes, der trotz aller Philosophie jeden Halt mit seiner Gemahlin verloren zu haben schien und unklar über seine Ziele, zuweilen selbst über die nächsten, fortwährend in qualvoller Ungewißheit hin und her schwankte. Und er war doch sonst ein Mann voll Muth und Energie!

In der Nähe wurde eine Romaria, das Fest irgend Eines von ihren lächerlichen Heiligen gefeiert; von allen Seiten her zog das in blindem Aberglauben befangene Volk herbei, um auf einem freien Platz vor der Dorfkirche gebratene Fische zu schmausen, süßen Kuchen zu essen und seine Hüte mit dem Bilde des gefeierten Heiligen zu decoriren. Alle waren lustig und guter Dinge, ich

sah nur heitere Gesichter. Macht Unwissenheit heiter? Sicher ist's, daß das Wissen allein nicht glücklich macht. Ein schöner Menschenschlag hier – die jungen Männer mit ihren flachköpfigen, breitrandigen Hüten, die keck auf einer Seite sitzen, mit ihrer Jacke, welche sie, ausgezogen, lose über den Schultern tragen, um die bunten Westen und die saubern weißen Hemdsärmeln zu zeigen. Die Weiber sollen weit eitler sein wie die Männer, Unsinn! die Männer sind ebenso eitel, sie haben nur in unserem armen, fleißigen Norddeutschland nicht soviel Zeit wie die Frauen, um sich zu putzen, sich zu zeigen wie in diesem sonnigen, faulen Portugal. Die jungen Mädchen sahen nicht hübscher, nur bunter aus wie die Burschen. Einige mit einem weißen Tuche über dem Kopf und einem dunkelrothen um den Hals, was ihnen sehr gut ließ, mit und ohne Mantel, andere in Männerhüten, unter deren breiten Rändern die verbuhltesten Locken hervorhingen, und wieder Andere in hochköpfigen schwarzen Hüten, mit Blumen und Bändern bedeckt, und einem Tuch mit schreienden Farben um die Schultern. Am Besten gefielen mir die stattlichen Pächterfrauen mit einem vollen Kranz um den schwarzen Männerhut, mit blauen Reitkleidern und den schweren goldenen Ketten, welche den fleischigen Hals wirklich bedecken; sie haben auch in den Ohren große goldene Ringe von durchbrochener Arbeit hängen. Diese Pächterfrauen reiten immer; sie erscheinen meist zu Pferde, während ihre Ehemänner auf Maulthieren oder Eseln hinter ihnen her reiten. In meiner Heimath sehen die Edelfrauen nicht so stolz aus wie diese Pächterinnen, wenn sie zu einer ›Romaria‹ reiten. Dagegen sehen die ältern Landleute hier fast ganz so aus,

wie bei uns in Churmark Brandenburg, dieselben langen, blauen Röcke, dieselben breiten Schuhe, dieselben schwarzen Hüte. Ist das Zufall, oder hat's eine tiefere Bedeutung, ich möchte das wohl wissen! Ja, wissen, was möchte der Mensch nicht Alles wissen? Und was weiß er denn eigentlich? Ist es denn so ganz sicher, daß nicht Alles ganz falsch ist, was er zu wissen glaubt? Nun bei einer solchen Romaria wird ein wenig, aber gar nicht viel gebetet, viel gegessen und getrunken, aber noch mehr getanzt, gesungen und gelacht. Die Portugiesen sind übrigens ein sanftes, freundliches Volk. So viel Wein getrunken wird, ich bemerkte nie Trunkene, nie Zänkereien und Raufereien, wie bei uns. Die Tänze sind sehr ehrbar, sie bestehen in einer nicht sehr raschen Bewegung, welche mit einigen Sprüngen verbunden, in der Gestalt einer Acht ausgeführt wird, die Melodie ist beinahe feierlich. Die Tänzerinnen nehmen dabei stets eine sehr ernste Miene an, wenn aber Einer der Tänzer eine gefällige Bemerkung macht, dann klatschen die Mädchen in die Hände und lachen in herzlichster Weise; was mag hier für Witz gelten? Vielleicht wird auf einer einzigen Romaria mehr wirklicher Witz ausgegeben, wie in allen jüdischen Salons in Berlin, während eines ganzen Jahres! Ich erwartete die Castagnetten, aber ich habe in ganz Portugal keine gesehen. Wir haben von fremden Völkern im Einzelnen, von kleinen Dingen, so viel falsche Vorstellungen, daß unsere Anschauung auch im Ganzen und Großen nicht richtig sein kann. Die Portugiesen tanzen nach der Guitarre mit drei Saiten, welche die Tänzer mit ihrem Gesang begleiten. Es ist höchst ergötzlich einer Gesellschaft zu folgen, welche zu einer Romaria zieht, oder von

einer solchen kommt. Ein Dutzend Männer, oder noch mehr gehen mit einander und lassen ihre Stimme zum Spiel ertönen, indem Einer nach dem Andern aus dem Stegreif ein Liedchen singt, bald ernst, bald lustig, wie es die Stimmung mit sich bringt. Die Schaar der Mädchen beantwortet dann diese Liedchen, deren Refrain im Chore wiederholt wird. Die Gesänge sind etwas eintönig und können mit der Zeit das Ohr ermüden, aber es ist merkwürdig, welche schönen Bilder diese ländlichen Poeten zu finden wissen. Sie sind Zöglinge der Natur, der großen Meisterin – und der prächtige Himmel des Tages und die funkelnden Sterne der Nacht, der reine Luftkreis der lieblichen Zone, ihre grünen Thäler, ihre seltsam geformten Berge und die rauschenden Ströme, besonders aber ihre schwarzäugigen Mädchen, Lusitanien's tapfere Söhne und ihre Liebe zu Freiheit und Vaterland sind abwechselnd die Gegenstände ihrer Improvisationen. Seltsam, ein Volk von Freiheit singen zu hören, das in der tiefsten Knechtschaft der Priester liegt! Freiheit ist auch nur ein Wort, mit welchem Jeder einen anderen Begriff verbindet. Ich muß diesem portugiesischen Volke das Zeugniß geben, daß es sich in seinen Dorfschenken selbst mit einem Anstand bewegt, der auch den ekelstolzesten Menschen befriedigen muß. Doch genug! es hat ja doch das Alles keinen Werth! Was aber hat denn Werth? Mein ganzes Leben besteht nur noch aus Fragen, auf welche keine Antwort zu bekommen. Der Mund ist verstummt, der mir auf Fragen zu antworten wußte; Sie wußte fast immer zu antworten. Je näher ich Salamonde kam, je mehr ich mich dem Orte näherte, in welchem ich so unendlich glücklich gewesen einst, desto langsamer

ließ ich mein Roß gehen. Ich gestehe, ich fürchtete mich, ihr Kind, mein Kind zu sehen. Warum ich mich fürchtete, ich weiß es nicht! Mitunter ist mir zu Muth, als hätte ich noch das Nervenfieber, oder als wäre ich in Gefahr, bald wahnsinnig zu werden, ich kann nicht sagen, daß ich große Furcht davor hätte. Der Weg war größtentheils ein guter Reitweg, an vielen Stellen aber kaum so breit, daß man an einem Ochsenkarren hätte vorüberkommen können, ohne an der steilen Bergwand aufwärts zu klimmen, oder Gefahr zu laufen, an der andern Seite in den Abgrund zu stürzen. Der ganze Weg bot eine Reihe von wahrhaft entzückenden Aussichten. Hoch über mir zur Rechten stieg die südliche Wand eines tiefen Thales empor, und die prächtigen Bäume, mit welchen sie besetzt war, hingen an vielen Stellen über den Weg nieder, während ihn an andern Stellen die zarten Ranken des Weinstocks überlaubten, oder spitze Felsenzacken soweit vorsprangen, daß man sie nur mit Gefahr umreiten konnte. Unter uns zur Linken funkelten die Wasser der Cavado hell und klar aus dem felsigen Bette heraus. Der Wasserstand war gerade ein sehr niedriger, man sieht es aber an den ausgespülten Klippen über dem Spiegel, zu welchem machtvollen Strom er durch den Winterregen anschwellen muß. Jenseits starrten die hohen und jähren Zacken des Geras-Gebirges, über das die an vielen Stellen noch ganz wohl erhaltene alte Römerstraße führt, auf welcher ich einst mit meiner Sophie nach Salamonde gezogen bin. Dieses Mal habe ich geflissentlich einen anderen Weg gewählt. Ich weiß es nicht warum, ich bin wohl eigentlich schon ein Narr? Auf der andern Seite waren die Gebirge, in Schluchten und kleine Thäler gespalten, welche



eine anmuthige Abwechslung in die Landschaft brachten und trotz der Trockenheit und Hitze sah ich mehrere Bergwasser sich in schäumenden Cascaden von den Bergen niederstürzen. Da wo sich mein Weg mit der alten Römerstraße, welche über eine hohe Brücke kommt, vereinigt, steht ein Steingebäude, fast ganz verfallen; ich erinnerte mich, daß meine Sophie, als wir damals daran vorüber kamen, in ihrer heitern und hellen Weise allerlei Vermuthungen über den Zweck anstellte, dem dieses einsame Gebäude gedient haben konnte – ich erinnerte mich und fühlte meine Augen naß werden, ich erinnerte mich fast jedes Wortes, welches sie damals gesprochen, ich sah ihr liebes, helles Gesichtchen, ich vernahm ihr helles klingendes Lachen! Unglückseliges Gedächtniß! sie ist mir entrissen und wer kann mir Gewißheit geben, daß ich sie wiedersehe? Niemand, denn Niemand weiß zu sagen, was Tod ist, was Unsterblichkeit ist! Narren Alle, die's zu wissen glauben, ich habe seit Jahren Tag und Nacht darüber gegrübelt und habe es nicht gefunden. Als ich den Berg hinunter kam, saß ein junges Mädchen an dem Brunnen und bot mir höflich einen Trunk aus ihrem Krüge an. Es ist das frischeste und klarste Wasser, welches ich getrunken und das artige Kind sagte mir, diese kostbare Quelle bleibe niemals aus, sie sei im Sommer stets so kalt wie Eis, im Winter aber wärmer als jede andere. Als ich der freundlichen Spenderin eine kleine Silbermünze anbot, weigerte sie sich erröthend, sie anzunehmen, ich aber wagte nicht weiter in sie zu dringen, denn sie sah so vornehm in ihrer Weigerung aus. So kam ich nach Salamonde, ich ließ die Rosse durch Wallner in das Estalagem führen und begab mich nach dem Hause, in welchem ich

mit meiner Sophie gewohnt; der Weg führte am See hin, an dem See, auf welchem ich sie gerudert und auf dem wir deutsche Lieder gesungen! Dort schautelte sich ein Kahn auf der blau und goldenen Fluth, war es der Kahn, der sie einst getragen? ich sah über die Decke in einen Garten, es war der des freundlichen, englischen Advokaten, mit dessen Familie wir befreundet gewesen; dort auf den Stufen, die zur Verandah hinaufführen, dort sah ich Sophie eines Abends mit den beiden Engländerinnen stehen, es waren schöne Frauengestalten, liebliche Erscheinungen, aber wie nichtig nahmen sie sich neben Sophie aus? Jetzt war die Verandah leer. Da stand ich endlich auf dem Sandplatz zwischen dem See und der Thür, die in dem Garten führte, in welchem sie gewohnt, wo ich mit ihr gewohnt, sie war geöffnet, ich trat ein und stieg mit klopfendem Herzen die mit Feigenbäumen und Weinstöcken bepflanzten Terrasse herauf – ich stand vor der Schwelle, die Sophie zum letzten Male überschritten, als sie an mein Krankenbett eilte, jenseits der Schwelle ließ sie aus Liebe zu mir ihr Kind zurück, sie hat die Schwelle nicht wieder betreten und ihr Kind nicht wieder gesehen! Das Fenster war geöffnet hinter dem hölzernen Schattengitter, ich hörte eine helle Kinderstinime, es war die Stimme meines Kindes, aber sie that mir weh diese Stimme, das Kind war verwaist wie ich, das Kind aber lachte heiter und jubelte, während ich vor Jammer hätte laut aufschreien mögen. Als ich eintrat, empfing mich die portugiesische Amme mit einem Freudengeschrei, es war ein treues, anhängliches Geschöpf, Sophie liebte und schätzte sie sehr. Sie brachte mir die kleine Sophie, ich

mußte mir Gewalt anthun, um das Kind nicht zu verschüchtern und die Amme nicht zu kränken, aber das waren schwere Augenblicke! Ich fürchtete, ja, was fürchtete ich denn? ich fürchtete mich vor dem Kinde. Das war wohl das helle Angesicht meiner Sophie, täuschend ähnlich schon trotz des zarten Alters, selbst die Wangenrübchen fehlten nicht, das waren auch die strahlenden Augen meiner Sophie, so blickte sie zu mir auf – das Kind war das kleine Ebenbild seiner Mutter und es war doch so ganz anders, es fehlte ihm doch etwas, um seiner Mutter gleich zu sein, es fehlte ihm die Seele – ja, die Seele; ich bemerkte auf der Stelle, daß das Kind keine Seele hatte und mir graute vor diesem lieblichen, aber seelenlosen Lächeln. Ein Mensch ohne Seele ist schrecklich und doch, was fangen die meisten Menschen mit ihrer Seele an? Ja, das Kind wird vielleicht einst sehr glücklich im Leben, es kann ein Vortheil sein, keine Seele zu haben! Wer weiß? wer weiß? und doch habe ich an jenem Abend weinen müssen, weil die kleine Sophie keine Seele hatte. Das Kind war so freundlich zu mir, so lieblich, ich hätte es vor Zärtlichkeit erdrücken mögen, dann fiel mir plötzlich wieder ein, daß es keine Seele habe und schauernd wendete ich mich ab von dem seelenlosen Wesen. Am andern Morgen schon verließ ich Salamonde wieder, ich jagte davon, als wären die Erynnien hinter mir; wie ich nach Oporto zurückgekommen, das weiß ich nicht. Am andern Tage brachten mir Wallner und die Amme das Kind nach und am dritten Tage gingen wir nach England unter Segel; die Amme verließ ihr Vaterland wirklich aus Liebe zu dem Kinde, wie kann man ein seelenloses Wesen so lieben? Wir hatte glückliche Fahrt, ich gewöhnte mich

etwas an das Kind, es ist sehr lieblich, wenn es nur eine Seele hätte! Ich ließ es mit der Amme in Bride-Cottage und ging nach London . . . «

So weit der Brief des unglücklichen Mannes, der Rest bezieht sich auf Geschäftsangelegenheiten, ist aber vollkommen unverständlich.

Man wird aus dem mitgetheilten Fragment erkennen, in welchem traurigen Seelenzustande sich Christian von Ihlow befand; noch angegriffen von dem Nervenfieber hatte den sonst so kräftigen Mann der Tod der geliebten Frau wie ein Schlag getroffen, er fürchtete, wie er selbst schreibt, zuweilen, daß er wahnsinnig werden würde, diese Furcht war unnöthig, denn er war bereits wahnsinnig. Man wird die Spuren dieses Wahnsinnes mit leichter Mühe in seinen Briefen verfolgen können. Freilich war er nicht in dem Grade seinem Leiden erlegen, daß er völlig unzurechnungsfähig geworden, im Gegentheil zeigte er in vielen Dingen sich vollständig überlegt; es scheint nach einigen andern Schriften allerdings, als ob die Reise nach Portugal, vielleicht die Hitze dort, sein Leiden noch bedeutend gesteigert hätte.

Gewiß führte der Unglückliche ein äußerst qualvolles Leben, er sehnte sich stets nach seinem Kinde, und wenn er es bei sich hatte, fürchtete er sich vor ihm; endlich schickte er's mit einer Summe von zwölftausend Thalern durch den getreuen Knecht Wallner nach Deutschland, in die heimische Mark Brandenburg, die portugiesische Amme aber kehrte in ihr Vaterland zurück, sie vermochte nicht ohne den leuchtenden Sonnenschein Lusitanien's zu leben.

Vor der Abreise Wallner's mit dem Kinde nahm nun Herr von Ihlow seinem Diener einen furchtbaren Eid ab, den Aufenthalt des Kindes den Familien Ihlow und Mespelbrunn nicht zu verrathen; es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, aus welchem Grunde er das that, ob nur aus Haß gegen die Verwandtschaft, oder ob er irgend etwas für das Kind von Seiten der Familie fürchte. Jedenfalls beschäftigte er sich lange und lebhaft mit dem Eide, den er von Wallner heischte, es finden sich in seinen Papieren einige zwanzig Entwürfe dazu; dunkle Erinnerungen an den alten Freimaurereid sind in diesen Schriftstücken leicht zu erkennen.

Er beschleunigte die Abreise Wallner's nach Deutschland mit einer fieberhaften Hast und als dieselbe erfolgt war, verfiel er vor Sehnsucht nach seinem Kinde in eine tiefe Lethargie – Wallner meldete seine glückliche Ankunft in Hamburg, er meldete, daß er ein Asyl für die kleine Sophie gefunden, er schrieb wiederholt und fragte an, ob er die Pfaffenschenke kaufen solle; Ihlow antwortete auf alle diese Briefe nicht, ja, er las sie zum Theil gar nicht, da sich mehrere derselben unerbrochen unter seinen Papieren befinden. Alle diese Briefe legen in ihrer ungekünstelten Ausdrucksweise an den Tag, daß der Wallner ein treuer Meisch war, welcher sich in herzlicher Liebe für seinen unglücklichen Herrn und dessen Kind mühete. Eidlich schrieb er, daß er die Pfaffenschenke gekauft habe und daß der Kauf gültig werde, wenn ihm sein Herr nicht innerhalb der nächsten Monate Gegenbefehl ertheile. Keine Antwort, die Pfaffenschenke war Sophien's Eigenthum.

Als Wallner so für das Kind gesorgt, kehrte er nach England zurück, er fand seinen armen Herrn in dem traurigsten Zustande und hielt getreulich bei ihm aus bis an's Ende.

Wie Christian von Ihlow gestorben, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen – wir können nur vermuthen, daß er doch durch Selbstmord endete, vielleicht aber war's doch nur ein unglücklicher Zufall, eine Unvorsichtigkeit; jedenfalls hat sich der Selbstmord nicht constatiren lassen, die englische Todtenschau-Jury gab ein Verdict mit der für solche Fälle herkömmlichen Formel: ›gestorben durch Gottes Zulassung‹ und Wallner sorgte dafür, daß sein Herr an der Seite seiner Gemahlin beerdigt wurde.

Die Papiere und Kleider Ihlow's gab man dem Diener; wohin der noch immer beträchtliche Rest des Ihlow'schen Vermögen gekommen, ist für jetzt nicht klar, doch müßten Nachforschungen in England ein Resultat gewähren, wenn sie in geschickte Hand gelegt würden – in Deutschland ist davon nichts geblieben, Ihlow hatte sein Geld in England angelegt. Wallner befand sich begreiflicher Weise nicht in der Lage, Schritte zur Sicherung dieser Summe thun zu können. Er hatte keinen Begriff von Geschäften der Art, auch fehlte ihm jede Vollmacht. Er kehrte nach Deutschland zurück, aber nicht zu seinem Weibe und Sohne, er fürchtete wohl Nachforschungen nach seinem Herrn und nach dessen Kinde, die ihn wegen des furchtbaren Eides, den er geschworen, in Schrecken setzten. Doch scheint es, als ob er sein Weib ein paar Mal im tiefsten Geheimniß besucht habe. Viel öfter kam er nach der Pfaffenschenke, ließ sich aber vor dem größer werdenden Kinde nicht sehen; es sieht fast

aus, als habe er sich, wie sein unglücklicher Herr, vor Sophie gefürchtet, auch bekundet der Pflegevater Oster-tag, daß Wallner mehrmals mit geheimnißvoller Miene zu ihm gesagt habe: »Das Kind hat keine Seele!« Dieses Wort mochte er oft genug von dem Vater Sophien's gehört haben, er mochte es zuletzt selbst glauben. Das hielt ihn indessen nicht ab, immer für das kleine Mädchen zu sorgen und er that, stets in tiefer Scheu vor dem geleisteten Eide, allerlei sehr ungeschickte, aber ersichtlich sehr wohl gemeinte Schritte, um die Familien Ihlow und Mespelbrunn auf Sophie aufmerksam zu machen und so eine Entdeckung herbeizuführen. Wir wissen, daß alle diese Bemühungen zunächst allerdings ohne Erfolg blieben, daß sie ihn aber doch vorbereiten halfen, indem sie den Glauben an die Existenz und das Leben des Kindes in beiden Familien aufrecht und rege erhielten.

Dafür gebührt dem treuen Mann um so größerer Dank, als ihn lange allerlei böser Verdacht getroffen; man glaubte sogar, daß er sich mit dem Eigenthum seines Herrn flüchtig gemacht nach dessen Tode, denn dieser wurde in der Heimath bald bekannt. Einer von Burgstal, ein Verwandter der Ihlow's, reiste in England, um die englische Landwirthschaft kennen zu lernen; er befand sich an dem Ort, wo Ihlow gestorben und erregte durch einige deutsche Worte, die er zufällig sprach, die Aufmerksamkeit eines Pächters, dieser erzählte ihm von dem deutschen Landsmanne, der hier gestorben und nannte Ihlow's Namen dazu. Herr von Burgstal hatte seinen Vetter zwar persönlich gekannt, doch kannte er dessen Geschichte nur ganz oberflächlich; er hätte können nähere Nachrichten einziehen, da er aber glaubte, daß der

Vater des Verstorbenen, der General von Ihlow, bereits ganz genau unterrichtet sei, so begnügte er sich mit den Mittheilungen des Freeholders, die ihm allerdings nicht den geringsten Zweifel ließen, daß der hier verstorbene Herr von Ihlow sein Vetter gewesen, daß er auch seine Frau hier verloren, und daß er ein Kind bei sich gehabt, von dem man nicht wisse, wohin er's geschickt. Nach der Relation des Pächters hatte Ihlow durch Selbstmord geendet und sein Diener war mit der Nachlassenschaft verschwunden.

Der General von Ihlow erfuhr den Tod seines Sohnes erst durch den von Burgstal, der ihn nach seiner Rückkehr aus England besuchte; freilich schrieb derselbe nun mehrfach nach England, es waren aber unruhige, kriegerische Zeiten, er erhielt keinen Todtenschein, keine Antwort, denn der in unsern Papieren befindliche ist uns durch Wallner zugekommen. Der General mußte sich damals begnügen, die Aussagen Burgstal's aufzeichnen und von diesem unterschreiben und untersiegeln zu lassen. Dieses Schriftstück fügte er den Personalien seines Sohnes bei, welche er, des Kindes wegen, obgleich man über das Leben desselben kaum mehr als Vermuthungen hatte, in der Sacristei von Sanct Peter niederlegte.

Wallner ist, wie sein Vater, in Hamburg gestorben, nachdem er noch kurz zuvor wieder anonyme Briefe an die Ihlow's und die Mespelbrunn gerichtet und die Pfaffenschenke besucht hatte. Seinem alten Freunde OSTERTAG, dem er mit rührenden Worten das Kind empfahl, den er vorsichtig mit Papieren und Zeichen für den Fall der Entdeckung versah, war er bei diesem letzten Besuch krank und niedergeschlagen erschienen.



Schließlich gab der Hoffiscal eben diesem Ostertag das Zeugniß, daß er mit großer Treue und Umsicht für das ihm anvertraute Kind wie ein rechter Pflegevater gesorgt habe und der ihm von den Familien, Ihlow und Mespelbrunn zugedachten Belohnung höchst würdig sei.

Das ist im Wesentlichen der Inhalt der Relation, welche der Hoffiscal August Müller im Auftrage des Generals von Ihlow über diesen traurigen Handel ausarbeitete.

### DRITTES KAPITEL. DIE DAME VON WELT.

»Lieben hieß kennen  
Und kennen hieß lieben,  
Sie haßten sich  
Wären sie fremd sich geblieben!

An der Gartenseite eines bescheidenen, alten Herrenhauses in der sächsischen Lausitz finden wir, etwa acht Tage nach der ersten Zusammenkunft des Fräuleins Sophie von Ihlow mit ihrem Großvater, dem alten General, drei junge Damen, welche auf dem mit einer Zeltleinwand gedeckten und mit Blumengestellen verzierten Perron im eifrigsten Gespräch sitzen. Zwei von diesen Damen, die Gräfin von Kalnein und Fräulein von Perbandt, sind uns bekannt, die Dritte ist die Schloßfrau, eine Verwandtin, bei welcher die Damen ihren Sommer zubringen; es ist das eine vortreffliche Frau, sehr geliebt, wenn auch mit äußeren Reizen wenigstens nicht überflüssig reichlich ausgestattet.

Das Gespräch der drei Damen wird durch eine harte, rauhe Stimme unterbrochen, welche einem Manne mit einem braunen Gesicht angehört, der dort über den Zaun

schaut und aus Leibeskräften ruft: »Minna! Minna! liebe Minna!«

»Aber so schreie doch nicht so entsetzlich, lieber Doll,« antwortete die Schloßfrau mit großer Ruhe, »was wünschest Du denn?«

»Ich wünsche gar nichts,« entgegnete der Braungesichtige lachend, »aber da war eben der theure Elias Belcher hier, Deiner Tante Leibknappe, und meldete, daß seine hochgeborene Dame hierher unterwegs ist, sich nur in der Nattermühle etwas aufgehalten hat, und deshalb jeden Augenblick hier sein kann. Ich komme nur, damit Du wegen des Diners nicht in Verlegenheit kommst; Du weißt ja, wie sie ›ist‹ und – wie sie ›ißt‹ – Ja, ja! na, es ist Alles nur ein Uebergang, wie der Fuchs sagte, als ihm das Fell abgezogen wurde!«

Damit verschwand das braune Gesicht des Herrn Adolar von der Duba, welcher in der Familie mit einer kühnen Verkürzung von Adolar, kurzweg Vetter Doll genannt wurde. Man hörte, wie er seinen Hunden pfiß und er dann, einen Vers aus irgend einem Liede singend, davon ging.

Die Gräfin Sebastiane sah ihrer Cousine mit einem kleinen, verlegenen Lächeln, welches ihr sehr gut ließ, in's Gesicht, dann sagte sie: »mit unserm friedlich stillen Beisammensein wird es wohl nun vorüber sein!«

»Das kannst Du nicht wissen, liebe Basta,« entgegnete die Schloßfrau ruhig, »die Tante ist oft wochenlang hier und verkehrt gar nicht mit uns, Ihr kennt sie Beide noch gar nicht; sie, welche während des Winters die erste Modedame in Dresden ist, und in den höchsten Kreisen als das Muster einer Dame von Welt gilt, sieht im Sommer

hier oft lange Zeit hindurch Niemanden als Leute wie diesen abscheulichen Elias oder den Nattermüller, und Keiner weiß, was sie mit ihnen vorhat. Mein Mann kann die Tante nicht leiden, und doch ist sie sehr gütig und großmüthig grade gegen ihn gewesen und ist es noch. Er versteht sie aber auch gar nicht; ich werde mich auch wohl hüten, ihretwegen meinen Küchenzettel zu ändern, sie würde an jedem andern ebenso viel zu tadeln finden, und der arme Doll merkt gar nicht, glaubt's auch nicht, wenn ich's ihm sage, daß es der Tante viel mehr Vergnügen macht, ein mäßiges Diner zu tadeln, als ein feines Diner wirklich zu genießen!«

So sprach die verständige Minna.

»Die Baronin ist doch gegen uns sehr freundlich gewesen,« bemerkte Fabiane, »und hat sich gegen Herrn von Rouvroy sehr hülfreich gezeigt!«

»Dafür müssen wir ihr allerdings sehr dankbar sein!« entgegnete die Gräfin mit einem Anfluge von Spott.

»Ich bin neugierig die nähern Umstände über die Wiederauffindung der Urenkelin des Grafen Mespelbrunn zu erfahren!« sagte die Schloßfrau.

»Und wir,« setzte die Gräfin neckend hinzu, »sind noch viel neugieriger, zu erfahren, ob Herr von Rouvroy glücklich nach Rußland gekommen ist, denn darüber wird sie doch nun endlich Nachricht haben!«

»Verlaß Dich darauf, daß sie Nachricht hat,« versetzte Minna lachend, »Tante käme gar nicht, wenn sie nicht Nachricht hätte, denn immer und überall Nachrichten zu haben, das ist ja ihr höchster Stolz, sie macht ordentlich ein Metier daraus!«

»Die gnädige Frau Tante sind so eben angekommen,« meldete die Wirthschafterin auf die Schwelle der Thür tretend, »die gnädige Frau lassen ersuchen, sich nicht zu stören, sie sind in ihr Zimmer gegangen, um sich umzukleiden, werden aber gleich hier sein!«

»Ich habe doch keinen Wagen gehört?« bemerkte die Schloßfrau fragend.

»Die gnädige Frau Tante kamen ganz allein und zu Fuß an!« antwortete die Wirthschafterin und zog sich zurück.

»Es ist eine merkwürdige Frau,« sagte Frau Minna von der Duba ruhig, »in Dresden machen die Leute Alles, wie sie's vormacht, jede Dame, welche sich nicht in Kleidung und Benehmen nach der Tante richtet, gilt für unfein, und hier macht sie Alles so, daß ihr's kein Mensch nachmachen könnte, auch wenn's Einer wollte!«

»Ich verspüre diesen Nachahmungstrieb nicht in mir!« rief die schöne Gräfin lachend.

»Ich auch nicht,« meinte Fabiane ernsthaft, »aber ich begreife recht wohl, daß für die Baronin ein großer Reiz in dem Gegensatz ihres Lebens hier und in Dresden liegen muß!«

»Wahrscheinlich hat sie sich zur Nacht von der Pielenu nach der Nattermühle rudern lassen,« sprach die Schloßfrau überlegend, »und ist dann über den Woyberg herüber zu Fuß gekommen, das ist ein Marsch von beinahe drei Meilen, und Ihr werdet sehen, daß sie sich nicht im Mindesten ermüdet zeigt. Es ist allerdings nicht leicht, ihr das nachzumachen!«

Man hörte der vortrefflichen Dame an, daß sie die Baronin eigentlich bewunderte, freilich ohne alle Aufregung in der ihr eigenen ruhig kühlen Weise.

Einige Augenblicke später betrat die Baronin mit festem Schritt den Perron.

Diese Tante hatte eine wahrhaft fürstliche Haltung, sie war schön, wenigstens sah man noch recht deutlich, daß sie einst schön gewesen war, denn sie war vielleicht nicht weit mehr vom fünfzigsten Lebensjahre und zeigte eine Neigung zum stark werden; aber ihre Augen waren noch immer voll Feuer und Geist, ihr Mienenspiel lebhaft und das kleine, zierliche Haupt wurde so stolz getragen, daß der vergoldete Kamm wie eine kleine Krone über dem weichen und dunkeln Haar funkelte.

Der Dame war sehr einfach in staubfarbene Seide gekleidet und trug gar keinen Schmuck, nicht einmal Ringe an den Fingern.

Sie grüßte mit einem freundlichen ›*bon jour!*‹ reichte den Damen die Hand und setzte sich zwischen sie; alle ihre Bewegungen waren leicht, ungezwungen und voll stolzer Anmuth.

»Es ist Ihnen immer gut gegangen, liebe Tante?« fragte die Schloßfrau.

»Sie sind von Ihrer Reise nicht ermüdet, liebe Baronin?« forschte die Gräfin.

Nur Fabiane forschte und fragte nicht, sah aber die Dame erwartungsvoll an.

»Auf dem Lande und im Sommer bin ich nie ermüdet, liebe Gräfin,« entgegnete die Baronin heiter, »das bin ich nur im Winter zuweilen in Gesellschaften und auf Bällen; es ist mir leidlich gut gegangen, liebste Minna, ich habe mich dieses Mal sogar in Pielenau nicht gelangweilt, was sonst immer in einem so hohen Grade der Fall war, daß ich stets das Gähnen unterdrücken mußte, wenn ich

nur an Pielenau, an den alten Ohm und seinen unverzeihlich würdevollen Monsieur Mohrmann dachte. Uebrigens habe ich Doll schon gesehen, liebe Minna, und auch Deine beiden, reizenden Kleinen; sie lagen in ihren Bettchen und schliessen sich hochrothe Wangen; sie sahen so hübsch aus, daß ich sie küssen mußte; zu Doll sagte ich, um ihm gleich beim Anfang einen guten Eindruck zu machen, daß sich sein Teint sehr verbessert habe!«

Die drei Damen lachten laut und die Gemahlin des Braungesichtigen fragte in ihrer gründlichen Weise: »Und was antwortete Ihnen Doll auf diese nette Bosheit, liebste Tante?«

»Oh, er zog sich sehr gut aus der Sache,« entgegnete die Baronin lächelnd, »natürlich mit einem Sprüchwort, wie immer, er antwortete: Sie machen mich schaamroth, wie der Krebs zur Köchin sagte, als sie ihn in das heiße Wasser warf! Ist das nicht hübsch?«

»Das war wirklich sehr gut geantwortet!« lobte die Gräfin.

Minna aber nickte, sehr befriedigt von der Anerkennung, welche ihr Gemahl erhielt. Sie fand nämlich nicht nur den braunen Teint ihres Gemahls sehr hübsch, sondern auch dessen Art, immer mit Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten um sich zu werfen, wenn auch nicht gerade geistreich, so doch ganz artig und sehr unterhaltend. Es war ein guter Mann, und sie hatte ihn herzlich lieb, wenn sie sich dabei auch eben nicht sehr echauffirte, sondern in ihrer Ruhe blieb.

»Und was erzählen Sie uns von Ihrer wiedergefundenen Verwandtin, liebe Baronin?« fragte die Gräfin.

»Ei! das ist eine kurze Frage,« erwiderte die Tante, »aber sie läßt sich nicht kurz beantworten, jedenfalls ist Fräulein Sophie von Ihlow ein höchst interessantes und sehr eigenthümliches Wesen. Ihr Großvater, vom Vater her, ein alter General, in den ich mich beinahe verliebt hätte, denn er ist ein vollkommenes Original, vergöttert das kleine Mädchen beinahe eben so sehr, wie ihr Urgroßvater, von der Mutter her! Ich bin gestern allein von Havelberg nach Pielenu zurückgekommen, es war keine Möglichkeit dem General seine Enkelin zu entführen; alle meine Finessen scheiterten an dem starren Willen des Großvaters, ich mußte es als einen großen Erfolg feiern, daß er mir endlich sein Wort gab, das Mädchen nach vierzehn Tagen zu dem Urgroßvater zurückkehren zu lassen. Ihr habt keine Vorstellung, welchen liebenswürdigen Empfang ich bei dem Grafen fand, als ich gestern ohne sein Urenkelkind zurückkehrte. Er behandelte mich, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte, und ich bin überzeugt, daß er jede Stunde bis zur Ankunft der kleinen, hübschen Person zählt. Sophie ist übrigens wirklich eine kleine, hübsche Person; man hat sie früher nach ihrem Pflegevater Ostertag, und wegen ihres unveränderlich heitern, freundlichen Wesens den Sonnenstrahl genannt, woraus dann ganz ungezwungen die poetische Benennung: ›Ostertag's Sonnenstrahl‹ entstanden ist. Es kann keine bezeichnendere Benennung für das Fräulein gefunden werden, sie ist wirklich wie ein Sonnenstrahl am Ostertag!«

»Die Cousine Ihlow ist also entschieden eine große Schönheit?« fragte Minna.

»Das eben grade nicht,« erwiderte die Baronin, »sie wäre eigentlich nett und unbedeutend, wie so viele Hundert sind, wenn sie nicht eben so strahlend hell wäre. In der Helligkeit, ich weiß nicht, wie ich's anders nennen soll? liegt der ganze Reiz ihrer Erscheinung, sie hat keinen Andern, aber dieser ist so groß, daß er, in der That, wie ein Zauber wirkt!«

»Ich wäre doch sehr neugierig, diese Dame zu sehen!« meinte Fabiane, und die beiden Andern stimmten ein.

»Nun,« entgegnete die Baronin, »Sophie wird nach ihrer Rückkehr hier zuerst ihren Besuch machen, Großvater und Urgroßvater haben schon, um sich nicht von dem geliebten Kinde zu trennen, bestimmt, daß der General im Sommer mit ihr in Pielenu bei meinem Oheim wohnt, während der Urgroßvater für den Winter mit ihr zu dem General nach Havelberg zieht. Die alten Leute sind rührend in ihrem Benehmen gegen das Kind!«

»Wie wird das aber werden, wenn die Cousine Ihlow heirathet?« fragte die Schloßfrau überlegend. Die drei andern Damen lachten.

»Nun, ist meine Frage so albern? ich dünkte doch nicht!« sprach Minna etwas verwundert.

»Liebe Minna,« entgegnete die Baronin, »der Ohm ist achtzig Jahre alt, der General neunundsiebenzig, so lange die beiden Greise leben, kann dieser Sonnenstrahl recht gut unvermählt bleiben!«

»Und wenn's ganz unmöglich ist,« scherzte die Gräfin, »so muß der, welcher diesen Sonnenstrahl heirathet, den Urgroßvater und den Großvater mit heirathen!«



»Es wird eben keine Noth mit dem Heirathen haben,« erklärte sich die Baronin weiter und schaute nachdenklich drein, »ich glaube überhaupt nicht, daß dieses Mädchen jemals heirathen wird!«

Befremdet blickten die drei Damen auf.

»Ja, es klingt das wohl seltsam,« fuhr die Tante fort, »aber ich bin überzeugt, daß Sie Alle denselben Eindruck haben werden, wenn Sie dieses merkwürdige Mädchen schärfer beobachten; denn auch ich habe mit der kleinen Cousine nicht vom Heirathen gesprochen, mein Urtheil, oder meine Ansicht gründet sich eben nur auf den Eindruck, den sie mir gemacht hat!«

»Das klingt immer räthselhafter, liebste Tante!« sagte die verständige Minna, ein wenig unzufrieden, sie liebte Räthsel und räthselhafte Dinge gar nicht, es war nicht ihr *genre*, wie sie zu sagen pflegte.

Dagegen war Alles, was räthselhaft, geheimnißvoll, so recht das *genre* der Baronin und Minna hatte die Tante schon stark im Verdacht, daß sie das Seltsame und Eigenthümliche an der wiedergefundenen Cousine stark übertreibe, lediglich aus Lust am *genre*.

Die Baronin mochte eine Ahnung davon haben, denn sie sagte mit großer Aufrichtigkeit: »ich hätte davon nicht sprechen sollen, denn Niemand, der die Cousine Sophie nicht gesehen, kann mich darin verstehen; ich werde in den Verdacht der Uebertreibung fallen, wirklich, ich hätte besser geschwiegen, aber ich konnte nicht, denn das seltsame Wesen beschäftigt mich so unausgesetzt und so lebhaft, daß ich von ihr reden muß!«

»Ist's eine Zauberin, liebste Baronin? Sie machen mir wirklich bange!« rief die schöne Gräfin, welche durchaus den leichtern Ton der Unterhaltung festhalten wollte, aber doch zugleich auch vor Begierde brannte, mehr von einem Mädchen zu hören, dessen Erscheinung so tiefen Eindruck auf eine Weltdame, wie die Baronin gemacht.

»Können Sie uns wirklich nicht sagen,« fragte Fabiane die Baronin, »warum Sie so bestimmt glauben, daß dieses Fräulein von Ihlow nicht heirathen werde?«

»Ich kann es mit zwei Worten sagen,« erwiderte die Tante mit einem raschen Seitenblick auf Fabiane, »aber Sie werden mich wieder mißverstehen!«

»Wagen Sie es darauf!« bat Sebastiane.

»Nun, mir kommt es so vor, als ob Fräulein von Ihlow keine Seele habe!« sprach die Baronin leise und langsam. Verwundert wandte sich Fabiane der Sprecherin zu.

»Oh!« rief die Gräfin staunend.

»Unsinn!« setzte Minna etwas unhöflich, aber sehr offenerherzig hinzu.

»Ich sagte es ja!« sagte die Baronin sehr gelassen.

»Aber, liebste, beste Tante!« drängte Minna, »es hat doch jeder Mensch eine Seele!«

»Und wenn das auch nicht der Fall sein sollte, man braucht ja zum Heirathen nicht durchaus eine Seele!« scherzte die Gräfin, welche durchaus den Ernst nicht aufkommen lassen wollte.

Fabiane sprach nicht, ihre Theilnahme aber war am Meisten erregt.

»Man braucht,« entgegnete die Baronin, welche Sebastianen's Wünsche errieth und gefällig darauf einging, »zum Heirathen allerdings nicht nothwendig eine Seele,

aber, wenn man ohne Seele ist, dann kann man's recht gut auch ganz lassen und jedenfalls so lange warten, bis ein Paar hochbetagte Greise gestorben sind!«

Damit kam sie aber nicht los, denn die sonst so ruhige Minna nahm jetzt beinahe heftig das Wort und heischte eine Erklärung; die Seele habe auch mit der Liebe nichts zu thun, meinte sie, denn oft genug hätten sich Elfen, Nixen, Schlangenjungfrauen und ähnliche weibliche Wesen in Männer verliebt, und diese Wesen hätten allerdings keine Seele!

Mit großen Angen, starr, blickte die Baronin der Schloßfrau in's Gesicht, dann fragte sie mit einem Anfluge von stolzem Hohn: »Was wissen Sie denn von Elfen, Nixen, Schlangenjungfrauen und ähnlichen weiblichen Wesen, liebe Minna? ich denke, Sie glauben an all diesen Kram nicht? so haben Sie mir wenigstens noch vor Kurzem einmal erklärt!«

»Nun,« rief Minna verdrießlich, »ich glaube allerdings nicht, daß es jetzt noch Elfen und ähnliche Wesen giebt, aber das ist doch wohl ausgemacht, daß es in der Vorzeit solche Wesen gegeben hat, und daß sie mit den Menschen Verkehr gehabt haben, ich habe es wenigstens in mehreren Büchern gelesen!«

Gräfin Sebastiane lachte laut über dieses naive Geständniß der guten Frau, und Fabiane würde wahrscheinlich mit eingestimmt haben in dieses Lachen, wenn sie nicht den eigenthümlichen Ernst bemerkt hätte, der sich auf dem Gesicht der Baronin zeigte.

Uebrigens schnitt die geschickte Weltdame jedes weitere Gespäch mit einer merkbaren Geflissentlichkeit sofort dadurch ab, daß sie sagte: »Ich werde mich erklären, ich werde Ihnen eine Reihe von Beobachtungen mittheilen, dann werden Sie, meine Damen, wenigstens wissen, was ich sagen will, wenn ich meiner jungen Cousine die Seele abspreche, mögen Sie dann meine Meinung theilen oder nicht. Als ich durch meinen lieben, wunderlichen Großohm in die Pielenau gerufen wurde, um Fräulein von Ihlow ein wenig zu chaperonniren, obgleich sie dessen wahrlich nicht bedurfte, wußte sie noch nicht, daß sie unsere Verwandte war, denn der Ohm wollte erst die unumstößliche Gewißheit haben, bevor er ihr die Eröffnung machte. Nun würde doch sicherlich jedes junge Mädchen, welches sich plötzlich aus der Pfaffenschenke im Lande Barnim in das Renaissance-Schloß der Pielenau versetzt sieht, sich von ihr bis dahin völlig fremden Menschen in ganz veränderten Verhältnissen umgeben sieht und mit Aufmerksamkeit überhäuft wird, in eine gewisse Verlegenheit gerathen, oder doch neugierig sein und den Grund dieser Veränderung zu errathen suchen! Von alledem war bei Cousine Sophie keine Spur, sie war weder verlegen noch neugierig, auch nicht eine Frage hat sie an uns gerichtet und zwar nicht aus Indolenz, durchaus nicht, sondern sie war heiter, fröhlich, lebhaft, freute sich an eleganten Kleinigkeiten, die ihr bis dahin fremd waren, machte ganz entzückend Toilette, fand mit einer Sicherheit ohne Gleichen Alles, was ihr gut stand und entzückte alle Welt durch ihr naives Geplauder, am meisten natürlich ihren Urgroßvater. Endlich hatten des erlauchten Herrn Reichsgrafen Kronjuristen entschieden,

daß nicht der mindeste Zweifel mehr daran sein könne, daß Sophie seine Urenkelin aus rechtmäßiger Ehe seiner Enkelin mit dem verewigten Lieutenant von Ihlow sei, und nun bat mich der Ohm, ich möge das Kind darauf vorbereiten!«

»Das war ein schwieriges Stück, liebste Tante, nicht?« fragte Minna.

»Wenigstens machte ich mir's sehr schwierig,« entgegnete die Baronin lachend, »ich ließ ein gutes Bild der seligen Frau von Ihlow, welche allerdings ihrer Tochter sprechend ähnlich war, und das Portrait des Herrn von Ihlow in einem Gemach neben einander aufstellen und führte Sophie dahin; sie erkannte das Bild ihrer Mutter sofort an der Aehnlichkeit und stutzte einen Augenblick: ›Das sieht aus wie ein Bild von mir,‹ rief sie, ›aber so war ich nie gekleidet, seltsame Kleidung! aber es steht mir gut!‹ Ich sagte ihr jetzt, was sie selbst hätte erkennen müssen, es sei das Portrait ihrer Mutter.«

»Und das erschütterte sie nicht?« fragte Minna neugierig dazwischen.

»Sie lächelte,« fuhr die Baronin fort, »sie lächelte, sie freute sich, daß sie ihrer Mutter so ähnlich sah, sie drehte das Bild herum, so daß sie sich und das Bild der Mutter zugleich in den Spiegel sehen konnte, sie war entzückt, sie klatschte in die Hände, sie lachte hell auf, aber Alles galt nur der wirklich erstaunlichen Aehnlichkeit, von einer tiefern Bewegung, von Rührung keine Spur!«

»Erstaunlich!« rief Minna.

»Dem Bilde des Vaters,« erzählte die Baronin weiter, »schenkte die kleine Cousine viel geringere Aufmerksamkeit, er war ihr ja nicht ähnlich, sie bemerkte nur, daß

ihr Vater ein schöner Mann gewesen sein müsse, daß er aber nicht glücklich, nicht heiter aussehe, das war Alles. Es gab auch durchaus keine rührende Scene, als ich sie nun zu dem greisen Großvater ihrer Mutter führte und er sie als sein Urenkelkind umarmte; sie küßte ihm lächelnd die Thränen von den Wimpern, sie fragte, warum er weine? ob er sich nicht freue, sie gefunden zu haben? sie freue sich sehr, einen so lieben alten Urgroßvater zu haben, kurz sie plauderte ganz allerliebste und mein guter Großohm war entzückt, war ganz hingerissen. Daß man aus einem anderen Grunde als vor Schmerz weinen könne, davon schien das seltsame Mädchen gar keine Ahnung zu haben!«

Immer lauter gaben die Gräfin und Minna ihrer Verwunderung Worte, auch Fabiane fühlte sich auf's Lebhafteste angeregt, wenn sie auch nicht sprach.

»Mit dem ewigen sonnenhellen Lächeln,« fuhr die Baronin fort, »das mir zuweilen völlig unheimlich wurde, mit welchem sie den Urgroßvater begrüßt, entließ sie ihren bisherigen Pflegevater, obgleich der gute, alte Mensch in Thränen zerfloß; in der nächsten Minute spielte sie Clavier und dann tanzte sie; es war ein Regentag und nach ihrem Ausspruch muß man bei schlechtem Wetter doppelt heiter sein; ich kann Ihnen versichern meine Damen, daß ich die Heiterkeit hassen lernen würde, wenn ich längere Zeit um die kleine Cousine sein müßte. Dasselbe heitere Lächeln hatte sie für uns Alle, sie ist wirklich wie der Sonnenstrahl, gleich hell und glänzend für Alle, sie strahlte uns Alle, den Ohm, mich, den Monsieur Mohrmann, der sich jetzt mit dem Titel eines gräflichen geheimen Kämmeriers noch würdevoller als sonst

benimmt, aber gleich seinem Herrn völlig verliebt in das Mädchen ist, alle Diener und Dienerinnen, in gleich sonziger Herrlichkeit an. Eine Ausnahme aber machte sie doch –«

»Wirklich!« rief Sebastiane spöttisch, und von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, schaute Fabiane auf.

»Diese Ausnahme machte sie mit Herrn von Rouvroy!«

Sebastiane und Minna konnten sich nicht enthalten, aus wirklicher Theilnahme und Neugierde zugleich einen raschen Blick auf die erbleichende Fabiane zu werfen; die Baronin, als eine wirkliche Dame von Welt, sah schonend nicht auf das preußische Fräulein, sondern zerpfückte eine Blume.

»Gegen Herrn von Rouvroy, welcher übrigens glücklich, wenn auch nach mannigfachen Abenteuern im russischen Hauptquartier angekommen ist und bei einem mit ihm verwandten General sehr gute Aufnahme gefunden,« schaltete die Baronin ein und setzte dann ihre Mittheilungen fort: »Gegen Herrn von Rouvroy war diese merkwürdige Cousine doch etwas anders, sie war mit ihm schon früher bekannt, ich beobachtete öfter, daß sie ihn wie fragend ansah, zuweilen war mir's, als ob ein Geheimniß, oder ein Verständniß zwischen beiden schwebte, aber es war auch nichts, wie ich mich bald zu überzeugen Gelegenheit hatte; denn durch einen Zufall, den ich, wie ich nicht läugne gern benutzte, kam ich öfter in die Lage, ihre Gespräche zu hören, wenn sie sich allein glaubten; sie sprachen meist von Personen ihrer gemeinsamen Bekanntschaft, namentlich von einem Herrn von Burgstal und einem Herrn von Krummensee, vielleicht hatte die

Cousine mit diesem Letztern ein Verhältniß – dessen Vertrauter Herr von Rouvroy gewesen!«

Sebastiane brach in ein ganz allerliebstes, helles Lachen aus, und auch Fabiane konnte nicht umhin zu lächeln.

Befremdet schaute die Baronin auf.

»Wir kennen Herrn von Krummensee,« erklärte die liebenswürdige Gräfin, »es ist ein trefflicher Mensch, ein rechter Ehrenmann, ein treueifriger Patriot, aber ein Fünfziger etwa!«

»So, dann habe ich mich getäuscht,« gab die Baronin ruhig zu, »es ist doch merkwürdig, daß ich bei allem, was diese neue Cousine betrifft, nie zu einem auch nur einigermaßen festen Anhalt kommen kann; vielleicht geht es Herrn von Rouvroy ebenso, denn der zeigte sich ihr gegenüber auffallend befangen, oft gezwungen.«

Es war Etwas in diesen Andeutungen über das Benehmen des Fräuleins von Ihlow gegen Herrn von Rouvroy, was Fabiane nicht gefiel und sie mit einer Art von banger Ahnung erfüllte; sie sagte sich, daß Etwas zwischen Beiden sein müsse, sie fühlte, daß sie sich nicht in dem Grade beunruhigt fühlen würde, selbst wenn sie erfahren hätte, daß Rouvroy dem Sonnenstrahl eifrig den Hof gemacht hätte.

»Das sind meine Beobachtungen,« schloß die Baronin ihren Vortrag, »ich wüßte nun aber auch durch keine Erklärung deutlicher zu machen, was ich meine, wenn ich sage, daß die neue Cousine von Ihlow keine Seele hat.«

»Ich verstehe,« nahm Fabiane ernsthaft das Wort, »die Frau Baronin ganz vollkommen, ›keine Seele‹ ist vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck für den Mangel



im Wesen des Fräuleins von Ihlow, aber er deutet doch den Mangel an, und ich glaube nicht, daß sich eine bessere, treffendere Bezeichnung für etwas, was eigentlich unsagbar ist, finden läßt.«

»Ich würde lieber sagen,« rief Sebastiane, »das Fräulein sei ohne Temperament, als ohne Seele!«

»Das ist's gar nicht, verzeihen Sie, liebe Gräfin,« versetzte die Baronin mit spitzem Lächeln, »Temperament hat Fräulein Sophie!«

»Temperament,« sagte die Schloßfrau, »das verstehe ich nicht, aber jedenfalls ist die Cousine nicht leidenschaftlich!«

»Leidenschaft,« erwiderte die Baronin mit einigem Zögern, »nein, ich glaube nicht, daß die Cousine leidenschaftlich ist, aber man braucht nicht leidenschaftlich zu sein und kann doch tiefe Rührung vor dem Bilde seiner Mutter, seines Vaters empfinden!«

»So wird es also wohl bei dem Ausdruck ›keine Seele‹ bleiben müssen!« meinte die Gräfin.

»Das ist aber wirklich unheimlich!« sagte Minna.

»Sie wird einst auch Seele bekommen!« erklärte Fabiane.

»Wie meinen Sie das?« fragte die Baronin forschend.

»Sie wird eine Seele haben, sobald sie liebt!« entgegnete Fräulein von Perbandt ernst.

»Faba hat Recht,« versicherte die Gräfin mit großer Bestimmtheit und setzte dann naiv hinzu, »ich glaube jetzt, daß ich auch erst eine Seele habe, seitdem ich liebe!«

Die Schloßfrau schüttelte den Kopf, davon begriff sie nichts.

»Aber liebste Minna,« fragte die Baronin, die das bemerkte, und darum sofort einlenkte, »was sagt denn Ihr Gemahl, was meint Vetter Doll, er hat ja die neue Cousine gesehen!«

Jetzt lachten die drei Damen auf einmal hell auf.

»Nun, wie hat er sie beurtheilt? mit was für einem Sprüchwort?« drängte die Weltdame.

»Sie können denken, liebste Tante,« sprach die Schloßfrau, »daß wir Doll gleich nach seiner Rückkehr mit Fragen bestürmten, wie ihm die Dame gefallen, er antwortete lachend: ›klein, aber niedlich, wie der Teufel sagte, da strich er sich seinen Schwanz grün an!«

Auf's Neue lachten die Damen und dieses Mal stimmte die Tante herzlich mit ein.

»Wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit,« rief eine rauhe Stimme und Herr Adolar von der Duba streckte sein braunes Angesicht durch die Thür, »die Damen müssen von mir gesprochen haben, denn sie lachen gar zu schön, das aber schadet gar nichts, denn Spaß muß sein, wie der Bauer sagte, da kitzelte er seine Frau mit der Zweizinkigen!«

Der Braungesichtige ließ sich auf einer Fußbank nieder, die zu den Füßen der Baronin stand, küßte der die Hand und sah sich mit freundlichem Lachen rings um.

»Minna theilte uns eben Ihr Urtheil über die Cousine von Ihlow mit, lieber Doll!« nahm die Baronin das Wort; »aber sein Sie mal ernsthaft, was halten Sie von dem Mädchen?«

»Ich hasse die Neugierde, wie der Schmuggler sagte, als die Zollbeamten an Bord kamen!« lautete die

sprüchwörtliche Redensart, welche der Duba zur Antwort gab.

»Das heißt, das Fräulein hat Eindruck auf Sie gemacht?« forschte die Baronin weiter.

»Ich war froh, daß ich mit Ehren davon kam, wie der zum Strang verurtheilte Edelmann sagte, als er zum Schwert begnadigt wurde.«

»Du bist unausstehlich mit deinen Sprüchwörtern, Doll!« schalt die Schloßfrau.

»Aber hören Sie doch, liebste Minna,« rief die Gräfin, »Ihr Gemahl giebt ja zu, daß er froh gewesen ist, davon zu kommen, diese junge Dame muß ihm also doch sehr gefährlich erschienen sein!«

»Ich trage kein Verlangen nach näherer Bekanntschaft, wie der Dieb sagte, als man ihm den Henker zeigte!« versetzte Herr von der Duba mit unerschütterlichem Ernste.

»Er ist wirklich unverbesserlich!« seufzte die Baronin lachend.

»Es ist aber nicht mehr auszuhalten mit deinen Sprüchwörtern, Doll!« rief die Schloßfrau mit wirklichem Unwillen.

»Liebes Herz,« tröstete der, »es ist Alles nur ein Uebergang, wie der Fuchs sagte, als man ihm das Fell abzog!«

Jetzt mußte auch Minna wider Willen in das Lachen der Andern einstimmen, der Braungesichtige war gar zu lustig mit seinen Redensarten, man konnte ihm nicht zürnen; der Ton seiner Stimme, sein Ernst, die Ruhe, mit welcher er seine Sprüchwörter ausspielte, sein ganzes Wesen war geradezu unwiderstehlich.

»Was meinen Sie, lieber Doll,« fragte die Baronin, welche vom Lachen Thränen in den Augen hatte, »was aus diesem hübschen kleinen Mädchen wird?«

»Ihr werdet es seiner Zeit vernehmen, wie der Dieb sagte, der sein Urtheil schon empfangen, im Gefängniß zu seinem Genossen, der sein Urtheil noch erwartete!«

»Ihre Sprüchwörter sind nicht immer höflich, Herr von der Duba!« rief Gräfin Sebastiane, die ein unbeschreibliches Wohlgefallen an dem Wesen des guten Junkers fand, denn sie erkannte, daß sich ein derb Stück Mutterwitz hinter dieser Manier versteckte.

»Aber was sollen wir dabei nun thun? fragte die Tante.

»Es entwickelt sich Alles von selbst, wie der Betrunkenne sagte, als er die Treppe hinunterfiel!«

»Es wird mir schwer, mich nicht in Angelegenheiten zu mischen,« bekannte die Baronin offenherzig, »die mich so nahe angehen!«

»Aller Anfang ist schwer, sagte der Bauer, da warf er seine Frau zum Fenster hinaus, er wollte ihr das Fliegen lehren!«

»Ich bitte Dich, Doll,« nahm nun Minna das Wort, »ich bitte Dich wirklich herzlich, zu schweigen, deine Sprüchwörter werden immer unpassender, sie machen mir Kopfweh!«

»Niemand widersteht einer sanften Bitte, sagte der Bereiter, als er seinem Roß beide Sporen in die Flanken stieß!«

Als Herr von der Duba diesen letzten Trumpf ausgespielt, nahm er die Hand seiner Gemahlin und legte sie auf seinen Mund, denn er erkannte, daß er die gute Frau nun nicht weiter reizen dürfe.

Die Baronin aber nahm Fabianen's Arm und ging mit ihr in den Garten hinunter, Sebastiane aber blieb zurück, ihr war sitzen lieber als gehen und liegen lieber als sitzen, auch wußte sie, daß die Tante jetzt Fabiane die Abenteuer mittheilen werde, welche Robert von Rouvroy auf seiner Reise in das russische Hauptquartier bestanden; daß ihr aber Fabiane von diesen Abenteuern Abends beim Auskleiden keine Silbe schenken werde, davon hielt sie sich fest überzeugt, weßhalb sollte sie sich also unnütz anstrengen? Sie blieb lieber mit Minna plandernd zurück und versuchte umsonst, neckend den Herrn von der Duba zum Brechen des Schweigens zu bringen, welches ihm seine Gemahlin auferlegt.

Der gehorsame Ehemann schnitt allerlei Gesichter, aber er brach sein Schweigen nicht, und Minna sah mit großem Stolze und noch größerer Ruhe auf sein braunes Angesicht nieder. Uebrigens zeigte sich die wackere Dame nur in Gegenwart der gnädigen Tante so feindselig gegen diese Sprüchwörter, denn eigentlich fand sie selbst viel Gefallen daran und bewunderte ihren Gemahl im Stillen wegen der Geschicklichkeit, mit welcher der sie anwendete. Sie hatte sich allmählich selbst mehrere dieser alten, sprüchwörtlichen Redensarten angewöhnt und sah nichts von dem heimlichen Vergnügen, mit welchem sich die Diener angrinsten, wenn sie eine von den Redensarten ihres Gemahls gebrauchte. Bis die Tischglocke geläutet wurde, verhielt sich Herr von der Duba schweigend, bei den ersten Klängen derselben aber sprang er auf von der Fußbank und rief mit rauher Stimme: »Es geht doch nichts über Musik, wie der Amtmann sagte, als die Eßglocke geläutet wurde!«

Damit eilte er lachend in's Haus und lachend folgten ihm die Damen, um noch ein wenig Toilette zu machen.

Unterdessen hatte die Baronin wirklich dem Fräulein von Perbandt ausführliche Mittheilungen über die Reise Rouvroy's nach Rußland gemacht, durchaus aber nicht mehr von dem Benehmen des jungen Mannes gegen Fräulein von Ihlow gesprochen, so dringend das Fabiane in's Geheim gewünscht hätte. Die kluge Welt dame hatte erkannt, daß das Fräulein die Warnung, welche sie ihr hatte geben wollen, sehr wohl verstanden; mehr aber durfte sie nicht sagen, da sie selbst nicht ganz sicher war. Sie glaubte nämlich wenigstens an eine Art von Einverständnis zwischen Rouvroy mit Sophie, obgleich sie eigentlich nicht den geringsten Beweis dafür hatte. Wir wissen, daß sie darin nicht irrte. Sie glaubte ferner, Rouvroy habe früher Sophie geliebt, sei dann erst mit Fabiane bekannt geworden; erst habe er Sophie Fabiane geopfert und stehe gegenwärtig in Gefahr, Fabiane zu verlassen und sich der früheren Liebe wieder zuzuwenden, weil diese nun eine reiche Erbin geworden. In diesem letztern Punkt that die Baronin unserm Helden ganz entschieden Unrecht, Robert hgte daran wirklich nicht gedacht, im Uebrigen aber hatte die Dame von Welt so ziemlich das Richtige getroffen.

Rouvroy liebte Fabiane, aber Sophien's Anblick, ihr Zusammensein mit ihm, hatte mächtig auf ihn gewirkt, so mächtig, daß ihm ganz ängstlich zu Muth geworden; es lag wirklich ein Zauber in dem Wesen dieses Mädchens, welchem sich ein Mann nur schwer entziehen konnte. Uebrigens that Sophie durchaus nichts, um Rouvroy an sich zu fesseln, sie schien sich zwar zuweilen zu erinnern,

daß er in Berlin sehr zärtlich gewesen; daher mochten die fragenden Blicke kommen, welche die Baronin beobachtet hatte, diese Erinnerung aber hatte bei diesem Mädchen nicht einmal so viel Bedeutung, um zu einer Frage zu führen, vor der sie mit ihrer Naivetät durchaus keine Scheu getragen hätte; die Erinnerung mochte aber ebenso schnell schwinden, als sie kam, allerdings aber würde Fräulein von Ihlow nicht nur ohne Widerstreben, sondern vermuthlich mit derselben ruhigen Freundlichkeit die Liebkosungen Rouvroy's angenommen haben, mit welcher sie dieselben früher, als sie noch Ostertag's Sonnenstrahl hieß, gelitten, denn sie hatte solche in der That immer nur gelitten, nicht erwidert.

Trotzdem, oder vielleicht eben deßhalb, fühlte sich Rouvroy mächtig von ihr gereizt und angezogen; er war über sich selbst empört, daß Sophien's Bild sich so oft in seine Gedanken und in seine Träume drängte, daß ihr ewig heiteres Antlitz das edele, ernste, jungfräuliche Bild der stolzen Fabiane verdrängte; es gab Stunden, wo er Sophie deßhalb bitterlich haßte, dennoch aber konnte er sie nicht sehen ohne tiefe Bewegung, sich ihr nicht entziehen.

Der Boden der Pielenau brannte ihm unter den Füßen, er sehnte sich nach der Abreise, und als es endlich zur Abreise kam, es war die Baronin, welche ihn durch ihre Verbindungen in Oestreich nach Rußland leiten ließ – da vermochte er kaum, sich los zu reißen. So fest hatte ihn der Zauber gefaßt, der in dem Wesen des Sonnenstrahl's lag.

Die Baronin hatte, wie schon bemerkt, eine Ahnung von diesen Dingen, sie wußte um Fabiane's Liebe und interessirte sich lebhaft für dieses edle, hochsinnige Mädchen, deshalb warf sie die leise Warnung hin; sie wußte als Dame von Welt, daß sie genügen werde, das Fräulein aufmerksam zu machen, mehr wollte sie nicht – gegen die neue Cousine, gegen Sophie von Ihlow hegte sie eine tiefe Abneigung, einen wirklichen Haß, den sie zwar gut genug, aber doch nur mit Mühe verbarg. Allerdings spielte bei dieser Abneigung das Geld und Gut eine Rolle, denn Sophien's Auffindung schmälerte das Erbe der Baronin sehr bedeutend, und die Dame von Welt schätzte das Geld, wenn auch nur als Mittel zur Erreichung anderer Zwecke sehr, es war das aber doch nicht der Hauptgrund ihrer Abneigung; darüber war sich die Baronin klar, sie vermochte aber nicht sich weiter klar zu machen, was der Hauptgrund dieser feindseligen Gefühle sei.

VIERTES KAPITEL. »*Sous le drapeau de Mars.*«

»Das Herz voll grimmen Zornes,  
Das Schwert in fester Hand,  
Auch unter fremdem Banner  
Für's liebe Vaterland!«

Der Herbst war in's Land gekommen, und der große Feldhauptmann der Revolution aus Abend war weit gegen Morgen gezogen: in's Herz des Reichs der Hyperboräer hatte der fränkische Imperator seine gewaltigen Legionen geführt und mit ihnen die zahlreichen Cohorten und Geschwader der gezwungenen Bundesgenossenschaft in ganz Europa.



Hinter ihm lag Deutschland in tiefer Ruhe, nur auf den Straßen war Leben, auf denen Ersatzmannschaften und Proviantcolonnen in langen Zügen der großen Armee nachmarschirten, nach Morgen, nach Morgen!

Eine seltsame Stille war in Preußen; als eine Stille vor dem Sturm wurde sie von den erleuchteten Patrioten in Haß und Hoffnung genannt, obwohl die große Menge noch immer weit entfernt war, die Nähe des Sturmes zu ahnen, obwohl man von Oben her mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit bestrebt war, ein gutes Vernehmen mit den französischen Behörden festzuhalten. Nur so bewahrte man sich noch eine gewisse Selbstständigkeit, denn das ganze übrige Deutschland war, bis auf Oesterreich, welches sich kaum in einer bessern Lage wie Preußen befand, der französischen Knechtschaft völlig verfallen, Fürsten und Völker dienten dem Protector des Rheinbundes. Aber Alles, was noch deutsch dachte und empfand, sehnte sich nach Rettung, und alle Bessern hofften diese Rettung vorzugsweise von Preußen und waren dessen eingedenk, was Preußen schon vordem für Deutschland gewesen. Das große Unglück hatte getilgt, was von Preußen verschuldet worden, der schreckliche Tilsiter Frieden hatte nach dieser Seite hin gute Frucht getragen; das empörende Betragen Napoleon's nach dem Frieden hatte die allgemeine Theilnahme vermehrt; Aller Augen waren auf die gewaltigen und oft höchst gewagten Anstrengungen gerichtet, welche Preußen machte, um sich wieder festzustellen, sich von französischem Wesen frei zu erhalten und die frühere Machtstellung auf's Neue zu gewinnen.

In allen Bessern in Preußen hatte das große Unglück eine edle und schöne Vaterlandsbegeisterung erzeugt,

man war vielfach zur Erkenntniß gekommen; die Selbstsucht hatte sich gestraft, die allgemeine Noth hatte zur Entsagung gezwungen und zu ernstern Gedanken zurückgeführt, man fühlte das Bedürfniß, sich zu nähern und in fester Vereinigung, Aller untereinander und Aller mit dem Könige, den verlorenen Ruhm wieder zu gewinnen.

Die Stunde war nahe herbeigekommen, welche erweisen mußte, ob Preußen wieder Kraft genug gewonnen, um selbst allein stehen und Deutschland die Hand zum Aufstehen bieten zu können. Die Nähe dieser Stunde machte sich merkbar in und durch die eigenthümliche Stille; das Gefühl dieser Nähe hatte die Patrioten, die Bessern und Einsichtigern machtvoll ergriffen und drang vieler Orts auch in das Volk, doch aber weniger als man später geglaubt hat. Im Sturme der großen Begeisterung hat man nachher vielfach der treuen Männer vergessen, welche nicht nur der Bewegung der Geister, sondern viel mühseliger noch, der Aufstellung und der Armirung der Kämpfer für diese Begeisterung, Jahre lang in der Stille rastlos schaffend vorgearbeitet haben.

Zu diesen Männern gehörte in der Lausitz auch der braunesichtige, sprüchwörterliebende Herr von der Duba, welcher durch weitere Verbindungen seiner Tante, der Baronin, noch Verständnisse mit den Patrioten in Böhmen und Sachsen unterhielt.

Die herkömmlichen Arbeiten des Spätherbstes in der Land- und Forstwirthschaft boten den Patrioten manche unverdächtige Gelegenheit zusammen zu kommen, sich zu besprechen, Hoffnungen und Befürchtungen auszutauschen und gemeinsames Handeln für den Fall einer

bewaffneten Erhebung gegen den großen Unterdrücker zu verabreden. Die Holzverkäufe, namentlich die Brennholzversteigerungen, führten an vielen Orten zu solchen Vereinigungen Gleichgesinnter, zur Anregung Gleichgültiger, zur Anfeuerung Muthloser und bei den Jagdpartien wurde manches feste Band geknüpft dem lieben Vaterland zum Besten.

In keinem Jahre hatte Herr von der Duba dem edlen Waidwerk so eifrig obgelegen; selbst Hirsche ließ er noch im November schießen, was er sonst, sein Standwild schonend, nicht litt; er veranstaltete allwöchentlich Treibjagden auf Säue und trieb den Fuchsfang und das Dachsgaben mit seltener Ausdauer. Besonders bevorzugt aber war der Abendanstand auf Enten, welche auf offenen Stellen oft in großer Menge einfielen, weil die Gewässer im Norden zeitig zugefroren waren.

Das alte Herrenhaus des Herrn von der Duba war ein stark besuchter Rendezvous-Platz.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß Fabiane und Sebastiane, so lange sie als Gäste in jenem Herrenhause weilten, den lebhaftesten Antheil an den Verhandlungen der Patrioten nahmen. Die Gräfin Sebastiane hatte beschlossen, mit ihrer Cousine den ganzen Winter auf einem Schloß in Ostpreußen zu leben, da ihr Gemahl in einer besonderen Mission nach England geschickt, den Zeitpunkt seiner Rückkehr nicht bestimmen konnte, und Fabiane hatte gern eingewilligt, sie zu begleiten.

Die Rührigkeit der Patrioten in Preußen und den angrenzenden Ländern, das stille Rüsten, das geistig und leiblich Bereiten des Volks zum großen Kampfe, nahm immer mehr zu, je bestimmter gewisse noch dunkle und

an sich unklare Gerüchte auftraten, welche aber in ihrer Gesammtheit auf die verhängnißvolle Lage schließen ließen, in welcher sich der französische Imperator nach der Eroberung von ›alt Mütterchen‹, wie die zärtlichen Russen ihre alte Hauptstadt Moskau nennen, befinden mußte und sich auch wirklich befand. Man glaubte in Preußen bald an eine große Niederlage Napoleon's in Rußland, man glaubte nicht nur daran, sondern man rechnete schon mit Bestimmtheit darauf.

Von Robert von Rouvroy hatte man in den heimischen Kreisen, in welchen man den lebhaftesten Antheil an ihm nahm, nichts mehr erfahren seit die Baronin die glückliche Ankunft des jungen Mannes im Russischen Hauptquartier und seinen Eintritt in den Stab eines russischen Generals gemeldet.

Nur der Amtsrath von Krummensee hatte einige Zeilen über ihn an die Gräfin Kalnein geschrieben; er hatte nämlich einen schwedischen Kaufmann gesprochen, welcher in St. Petersburg mit einem Husarenlieutenant von Rouvroy zusammengekommen war, der einer detaillirten Beschreibung zu Folge unser junger Freund sein mußte. Der wackere Krummensee hatte übrigens wirklich aus Patriotisnius darauf verzichtet, den höchsten Wunsch seines ganzen Lebens zu erfüllen, sich wieder auf dem alten Barnim anzukaufen; er hielt die dazu bestimmte Summe für den König und das Vaterland zurück. Aber er fuhr von Berlin aus, wo er eine Wohnung genommen, sehr oft nach Altlandsberg, unterließ nie den Gottesacker zu besuchen, dort verkehrte er viel mit dem ›weißen Taubenwirth‹ und seinem riesigen Getreuen, dem Nothhafft

aus der Junkerschenke, sowie mit andern Patrioten der Gegend.

Mit dem weißen Taubenwirth aber nannte er sich bald nicht nur ›Vetter‹ sondern auch, weniger der doch etwas weitläufigen Vetterschaft, als vielmehr der kernigen, patriotischen Gesinnung des wackern Mannes zu Ehren ›Du‹, was den vornehmen Kutscher Heyse mächtig verdroß, dem Taubenwirth aber in ganz Altlandsberg zu dem höchsten Ansehen gereichte.

Fräulein Sophie von Ihlow war in den ersten Novembertagen wirklich mit ihrem Urgroßvater dem Reichsgrafen Echter von Mespelbrunn nach Havelberg gezogen, um dort den Winter bei ihrem andern Großvater, dem General von Ihlow, zu verleben. Vor der Abreise dahin hatte die Baronin mit den drei andern Damen einen Besuch in der Pielenau gemacht, und selbst Fabiane hatte dem Reiz, welcher in dem eigenthümlichen Wesen des Sonnenstrahls lag, nicht zu widerstehen vermocht, während die Gräfin und auch die treffliche Frau Minna von der Duba ganz entzückt von dem Mädchen waren, und die Abneigung, welche die Baronin fühlte, gar nicht zu begreifen vermochten.

Die dunkeläugige und dunkellockige Fabiane mit ihrem stolzen, abweisenden Wesen hatte sich der wirklich kindlichen Zuneigung, mit welcher sich Sophie ihr nahte, nicht zu versagen gewußt, und zwar um so weniger als diese, ganz absichtslos von Rouvroy sprechend, ihr viel Liebes und Gutes von dem Geliebten erzählte, aber in einer Art erzählte, welches das Fräulein überzeugte, daß Sophie wenigstens keine zärtliche Neigung für ihren

Freund hege, und daß zwischen Beiden durchaus kein Liebesverhältniß bestehe.

Fabiane sprach darüber vor ihrer Abreise andeutungsweise mit der Baronin, die feine Weltdame aber schüttelte leise den Kopf und schwieg.

Sie hatte ja auch nie an eine Neigung Sophien's, wohl aber an eine Neigung Rouvroy's geglaubt.

Nachdem wir so Nachricht von den verschiedenen Personen unserer Erzählung gegeben, folgen wir dem Helden derselben nach Rußland, wo derselbe unter der Fahne des großen Czaaren sich bereits seine Sporen verdient hat in dem Kampfe gegen den mächtigen Feind des geliebten Preußischen Vaterlandes.

Rouvroy hat das große Glück gehabt, sich gleich zu Anfang des Krieges in ein paar kleinen Reitergefechten sehr auszuzeichnen; der Kammerherr Pletz von Bessin hatte vollkommen richtig geurtheilt, als er schon ein paar Jahre früher sagte: Rouvroy habe das Zeug zu einem tüchtigen Offizier; das wurde rasch erkannt und anerkannt, ein Zufall, welcher deutschen Offizieren in Rußland nicht immer lächelt. Dann hatte er einen Auftrag des Generals Miloradowitsch in St. Petersburg sehr geschickt ausgeführt, und seitdem gehörte er zu den besonderen Günstlingen dieses ritterlichen Generals, welcher von Geburt ein Serbe war.

Miloradowitsch führte die Vorhut des russischen Heeres, der General war stets der Vorderste unter den Vordersten, an seiner Seite aber war in jenem blutigen Spätherbst und den Wintertagen der Husaren-Lieutenant von Rouvroy, dessen Brust bereits das kleine silberne St. Georgenkreuz schmückte.

Der rechte Gegner für den abenteuerlich-ritterlichen Serbenhäuptling, denn das war und blieb Miloradowitsch trotz seiner russischen Generalsuniform und trotz seiner ausgezeichneten, militairischen Bildung doch seinem ganzen Wesen nach, war Joachim Murat, der napoleoni-sche Schwager und König von Neapel, denn der war auch ein ritterlich-abenteuerlicher Gascogner trotz der Königs-krone. Man hätte wünschen mögen, Miloradowitsch trü-ge die malerische Kleidung seiner serbischen Heimath, wenn er dem König Joachim entgegensprengte, der im Federhut und in dem prächtigen Costüm des Conneta-ble's von Altfrankreich carracollirte; beide Männer spiel-ten ihre ritterliche Rolle vortrefflich und wirkten dadurch mächtig auf den Geist ihrer Truppen. In ihren Unterre-dungen auf den Vorposten redeten Beide ganz wie Pala-dine des Mittelalters in hohen und gespitzten, aber im-mer artigen Worten mit einander.

Einmal hörte Rouvroy den König sagen: »Ich bedaue-re Euch, daß Ihr in diesem breiten, scythischen, bösen Rußland zu leben gezwungen seid, das ist doch ein har-tes Geschick für einen so hochgebildeten Cavalier!« Auf der Stelle antwortete Miloradowitsch: »Sire, Ihr habt da-heim ein so schönes Königreich, dazu eine so prächtige Kleidung, o Sire! warum seid Ihr doch in dieses breite, scythische, böse Rußland gekommen?«

Murat ließ sein Roß steigen und herrlich grüßend flog er davon; er mochte doch nicht eingestehen, daß er ganz gegen seinen Willen und nur aus Befehl seines gewalti-gen Schwagers hierhergekommen.

Rouvroy machte die ganze Verfolgung, die so oft beschriebene und doch unbeschreibbare, mit, der gespenstigen Riesenflucht über Berge von Leichen und Schnee folgend. Er sah entsetzt, wie die Nationalrache ihr furchtbares Haupt erhob, wie die russischen Bauern sich, heulend wie Bestien, auf die unordentlichen, durch Hunger und Kälte beinahe schon wehrlos gemachten Haufen der Franzosen warfen, und sie zu Hunderten auf einmal mit dem Messer abschlachteten, und er pries die noch glücklich, welche so unter dem Messer den Tod fanden, denn oft war er Zeuge der gräßlichen Martern, unter denen das fanatisirte Landvolk die Unglücklichen sterben ließ, welche ihm in die Hände fielen.

Er war oft schaudernd Zeuge entsetzlicher Thaten, die er nur in seltenen Fällen zu verhindern vermochte.

Er saß in der Stube eines Wirths, als dieser eintrat, das blutige Messer in der Hand, mit welchem er zwanzig Franzosen abgeschlachtet zu haben sich rühmte; er wischte sein Messer ab, legte es unter das Kopfkissen und knieete dann vor den Heiligenbildern, welche in keiner Wohnung Rußlands fehlen, in langem, brünstigem Gebet. Dann sagte er zu Rouvroy: »So oft habe ich zu Gott gefleht, mich mein Messer gegen die Unchristen gebrauchen zu lassen, die unser Land entweihen und unsere Kirchen besudeln, endlich ist mein Gebet erhört, gelobt sei der Allerhöchste, der Heiland und die Heiligen!« Er sagte das in höchster Aufregung, seine Augen brannten und seine Glieder zitterten, erst nach einer Weile faßte er sich und sprach: »Herr, Ihr seid der Erste von dem siegreichen Heer des Czaaren, den ich sehe, Alles, was ich besitze, ist



Euer Eigenthum, nehmt davon, was Ihr irgend brauchen könnt!«

Dem jungen Mann that die Seele weh, aber er mußte sich beugen vor dem Rasen des Kriegsdämons, gestachelt durch Fanatismus und das tiefverletzte Nationalgefühl, denn die Franzosen hatten ihrerseits in ihrem heillosen Uebermuth auch nichts geschont, was irgend den Russen heilig und theuer, sie hatten namentlich in empörender Weise die Kirchen besudelt, die Heiligthümer befleckt und Alles, was weiblichen Geschlechts, von dem Kinde an bis zur Greisin, ganz Unerhörtes leiden lassen. Wer hätte es vermocht, diese Nationalrache, diesen furchtbaren Russenzorn zu bändigen?

Die eigentlichen Kämpfe, welche sich täglich mehrmale zwischen dem französischen Nachtrab und der unaufhörlich nachhauenden russischen Vorhut entwickelten, dünkten Rouvroy eine wahre Erquickung unter diesen grausigen Scenen einer entsetzlichen Rache!

Und bis mitten in diese Kämpfe hinein verfolgte den Husarenoffizier das helle, sonnige Angesicht des Fräuleins von Ihlow, das Gesicht, dessen Anblick zu einer Marter für seine Seele geworden war, das Angesicht, dessen Zauber er vergebens seine Liebe zu der edeln Fabiane entgegenstellte, dem er die Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes entgegenwarf, vor dem er sich umsonst in die aufregendsten Kämpfe flüchtete; das aber, wie ein Dämon, auftauchte vor ihm, wenn er zum Tode ermattet sich in sein Bärenfell hüllte und sein Lager im Schnee suchte.

Aber nicht allein das geistige Bild dieses Mädchengesichtes sollte ihn verfolgen – er hielt eines Morgens mit

andern Offizieren dabei, als Husaren und Kosaken eine elegante Reiseequipe plünderten, welche stehen geblieben war, wie so viele hunderte auf jener Flucht stehen geblieben; der Wagen hatte offenbar einem höhern Offizier gehört, eine Menge von eleganten Kleinigkeiten wurden in den Schnee geworfen, um dort von Männern und Rossen zertreten zu werden.

Ein Kosakenoffizier fand ein zierliches Kästchen in einer Wagentasche, welches allerlei Schmucksachen enthielt, die er lachend an die umstehenden Kameraden vertheilte. Auch Rouvroy wurde bedacht, er erhielt ein kleines, goldenes Medaillon, welches er eben unbesehen in die Satteltasche stecken wollte, als ihm das darauf befindliche Wappen in die Augen fiel.

Es war die Schlange mit dem Kinde im Rachen, das ihm so wohl bekannte Wappen der Reichsgrafen von Mespelbrunn; zitternd vor Aufregung öffnete er die Kapsel und das Antlitz des Sonnenstrahls leuchtete ihm entgegen. Freilich war's nicht das Bild des Mädchens, es war ein Bild derselben Frau, von welcher er ein anderes Bild in dem Renaissance-Schloß der Pielenau gefunden, aber Mutter und Tochter sahen sich so ähnlich, wie wir wissen, daß sie nicht zu unterscheiden waren.

Seitdem hatte Rouvroy gar keine Ruhe mehr, und dennoch hatte er nicht den Muth, das Bild von sich zu werfen! Ihm, den die steten Gedanken an Sophie von Ihlow marterten, weil er fühlte, daß diese Gedanken eine Art von Untreue waren, welche er gegen Fabiane beging, ihm erschien's wie eine wirkliche Untreue, das Bild zu behalten, und dennoch behielt er's, behielt es ängstlich, wahrte es wie gestohlenen Gut, und überzeugte sich des Tags

mehremale durch einen Griff in seine Tasche, daß er das Medaillon noch nicht verloren habe.

Damit wurde Rouvroy sich selbst mehr und mehr zum Räthsel, er mußte sich entfliehen, er stürmte immer gewaltiger in den Feind, er war Tag und Nacht im Sattel, er gönnte sich nie Rast und erst, wenn er bis zur völligen Erschöpfung seine Kräfte verbraucht, dann warf er sich nieder, und nun kämpfte er in seiner Seele, wachend und träumend, den andern Kampf weiter, den Kampf zwischen Fabiane und Sophie, den schweren Kampf einer starken und edeln Neigung gegen eine bethörende und bestrickende Liebe.

Rouvroy schauderte bei dem Gedanken, daß dieser Kampf ein niemals endender sein könne; er aber fürchtete das, weil er das Bild gefunden, denn er wußte, daß ein Graf von Mespelbrunn das Contingent eines Rheinbundfürsten nach Rußland geführt, und er kannte auch von Sophien's Geschichte genug, um zu wissen, daß das jener Vetter sein mußte, dem Christian von Ihlow einst die Braut entführt hatte.

Er hatte gehört, mit welchem Eifer Graf Mespelbrunn die verlorene Braut gesucht, mit welcher Wuth er den Entführten verfolgt; Beide waren todt, aber das Bild der ihm vor so vielen Jahren entrissenen Geliebten hatte der Graf mit nach Rußland genommen; er hatte also das helle Gesicht noch immer nicht vergessen können, und Rouvroy zitterte bei dem Gedanken.

Es giebt Mädchengesichter, die ein Mann niemals zu vergessen vermag, niemals!

So stürmte Rouvroy von wilden Gedanken gejagt und wild die Franzosen jagend durch die schneebedeckten

Landschaften des breiten Rußland; er gewann sich hohes Ansehen und glänzende Kriegerehren durch seine Rastlosigkeit und kühne Umsicht; man vertraute ihm außer der Führung seiner sehr geschmolzenen Husarenschwadron, deren Offiziere, alle außer ihm, todt unter dem Schnee, oder wund und krank im Lazareth lagen, noch einige Kosakengeschwader an und hochauf jauchzte zuweilen sein Herz bei dem stolzen Gedanken, daß er nun schon auf russischer Erde machtvoll streite für die Befreiung des geliebten Vaterlandes. Rouvroy stritt nicht für Rußland, was kümmerte ihn Rußland? er stritt nur gegen Frankreich, aber er hatte die tiefe Ueberzeugung, daß Alles, was gegen Napoleon und Frankreich, auch für Preußen und seinen König sei! darum war er begeistert für den großen Czaaren Alexander, er sah in ihm nur den Freund Preußens und Friedrich Wilhelm's.

So schmerzlich der Zwiespalt auch war, der in seinem Herzen nagte, er konnte ihm doch nicht immer den Hochgenuß verbittern, den er empfand, wenn er mit seinen Kosaken und Husaren auf die riesige Flucht ansprengte, um sie festzuhalten, um sie vernichten zu helfen die übermüthigen Bedränger seines geliebten Vaterlandes. Der Gedanke, daß er täglich wenigstens einen wackern Hieb thue für sein Vaterland, ja, daß es keine Unmöglichkeit mehr war, vielleicht einen großen Schlag zu führen, das war's, was den jungen Mann nicht nur über die schmerzlichen und peinlichen Seelenkämpfe, die ihn unaufhörbar marterten, emporhob, sondern ihm überhaupt Muth und Freudigkeit erhielt.

Freilich war auch in der russischen Kriegführung vieles, was ihm nicht allein als Preußen, sondern auch als

Offizier mißfiel, und als er an der Beresina ankam und in die dunklen Fluthen schaute, in denen mehr Leichen trieben an einem Tage, als in vielen Flüssen schwimmen werden, so lange sie fließen, da hegte er bittere Gedanken über Wittgenstein's und Tschitschagoff's sonderbare Manöver. Er war sich bewußt, daß ihm Napoleon nicht entschlüpft sein würde.

Das waren die Gedanken eines jungen Cavallerie-Offiziers von der Vorhut, der in seinen ehrgeizigen Träumen schon hundertmal dem französischen Imperator in die Zügel gefallen war und ihn zum Gefangenen gemacht hatte; es haben aber kriegsverständige Meister später ähnlich geurtheilt.

Erst hinter der Beresina fühlte auch die eiserne Natur Rouvroy's die entsetzlichen Beschwernisse dieser Wintercampagne, vielleicht, weil er nun nicht mehr hoffte, Napoleon gefangen zu nehmen? Klingt das kindisch? Die Hoffnung war nicht so chimärisch, wie sie jetzt klingen mag, und hunderte von Offizieren haben sie damals gehegt.

Rouvroy sah jetzt auch erst, wie gewaltig die russische Armee auf dieser furchtbaren Verfolgung gelitten; in den Schwadronen gab es durchschnittlich nur noch zwanzig bis dreißig Kampffähige, die Pferde waren in einem jämmerlichen Zustande, die meisten vom Sattel so gedrückt, daß der daraus entstehende Geruch fast unerträglich wurde. Thee in aufgeweichtem Schneewasser gekocht, war das einzige Labsal der Offiziere. Dazu stieg die Kälte bis über zwanzig Grad, es gab Tage, an denen Rouvroy keine Viertelstunde im Sattel bleiben konnte, er mußte herunter, um sich durch Laufen einigermaßen zu

erwärmen, aber der tiefe Schnee ermüdete auf's Aeußerste. Auch der Geist der Subordination, so gewaltig in der russischen Armee, fing an zu weichen, es wurde immer schwerer, die Soldaten aus den stark geheizten Bauernhäusern, wenn sie solche einmal erreicht hatten, wieder heraus in die entsetzliche Kälte zu bringen.

So hörte denn endlich diese grausige Verfolgung auf, weil auch die Verfolger nicht mehr konnten; man machte keine Gefangenen mehr, weil man keine Lebenden mehr traf. Auf der Strecke einer russischen Werst, also etwa auf zehn Minuten Wegs, zählte Rouvroy einst achtundsiebzig todte Pferde und hundertachtundvierzig erfrorene oder verhungerte Franzosen; und die ganze Straße bot einen ähnlichen Anblick.

Der junge Mann erreichte glücklich Wilna, die litthauische Hauptstadt, und fand hier nach langer Zeit zum ersten Male wieder ein warmes Obdach, hier erst hielt er sich vor dem Erfrieren sicher, denn das war seit dem Ueberschreiten der Beresina seine heimliche Furcht gewesen.

Wie schauerlich aber sah es in Wilna aus? Tausende von Leichen lagen in den Straßen, fast bei jedem Schritt mußte man über ein verrecktes Pferd; Tage lang wurde daran gearbeitet, die Leichen und Aeser aus der Stadt zu schaffen, Tag und Nacht brannten überall Haufen von Pferdemist mit Salpeter vermischt; das erfüllte die Luft mit Rauch und schwer auf die Lungen fallendem Geruch, war aber das einzige Mittel gegen das scheußliche Miasma, das sich aus den Leichen entwickelte.

Rouvroy hatte Befehl, in der Stadt zu halten, nur die Corps von Wittgenstein und Tschitschagoff blieben in der

Offensive, die Verfolgung wurde den Kosaken überlassen, die andern Heerestheile bezogen die Winterquartiere in Litthauen. Fürst Kutusow nahm sein Hauptquartier in Wilna, und am 22. December hielt auch Kaiser Alexander seinen feierlichen Einzug.

Die Tage der Ruhe wirkten eigenthümlich auf unsern Helden, er war körperlich gesund, aber das Ungeheure, von dem er Zeuge gewesen, hatte so gewaltig auf seine Sinne gewirkt, daß sich seiner eine eisige Gleichgültigkeit für das Gegenwärtige bemächtigt hatte. Er wurde zum Rittmeister ernannt, und es freute ihn kaum; Kaiser Alexander ertheilte ihm und einigen andern Offizieren im Schlosse zu Wilna eigenhändig den St. Annenorden, und die milde Freundlichkeit des hohen Herrn, die ihn sonst hingerissen haben würde, machte nur einen flüchtigen Eindruck auf ihn. Er blickte in die Vergangenheit und schaute in die Zukunft, aber die Gegenwart drückte ihn schwer.

Er mied die Gesellschaft und machte einsame Ritte in der Umgegend Wilna's; diese Stadt liegt sehr eigenthümlich in einer großen, kesselartigen Vertiefung, flache, schmale Niederungen sind von ebenso schmalen aber tiefern durchschnitten, dadurch erscheint der Boden des Kessels hügelig, ohne Hügel zu haben, es greift nur eine Aushölung des Bodens tiefer in den sandigen Grund als die andere. Gewiß war einst hier ein See, dessen wirbelnde Gewässer diese sonderbare Formation hervorgebracht haben. Auf einer dieser Sanddämme am Ufer der Wilna stand ein runder, alter, von oben herein zerbrochener

Thurm, welcher Rouvroy's Aufmerksamkeit etwas erregte. Er erfuhr, daß man diesen Thurm den Thurm des Bekesch nenne, und daß die Sage erzähle, es sei das Grabmal des Bekesch, welcher ein Unterfeldherr des großen Polenkönigs Stephan Bathory gewesen.

Das reizte Rouvroy, mehr zu erfahren von diesem ungarischen Grafen und siebenbürgischen Prinzen, der sich als Polenkönig so großen Kriegsruhm erworben und einige Jahrhunderte früher ebenfalls einen Feldzug gegen Rußland unternommen hatte. Da Wilna eine Universität hatte, so gelang es Robert bald, den rechten Mann zu finden, der ihm helfen konnte, seine Wißbegierde zu stillen. Er eröffnete dem Oberbibliothekar Kontrym seinen Wunsch, die früheren Expeditionen gegen Rußland, namentlich die des Königs Stephan Bathory kennen lernen zu wollen. Der Gelehrte staunte nicht wenig über diesen Wunsch eines Husaren-Rittmeisters, welcher eben von der Beresina kam, und entgegnete lächelnd, daß es über diesen Gegenstand weder russische noch französische Werke gäbe, die Polnischen aber seien schlecht. Als ihm nun Rouvroy erklärte, daß er ein Deutscher sei und zur Noth auch ein lateinisches Buch lesen könne, da wurde der gelehrte Geistliche doppelt freundlich, er ging und holte sofort zwei sehr seltene Bücher, einen dünnen Folianten und einen dünnen Quartanten, »ich bringe Ihnen hier,« sagte er, »zwei alte deutsche Bücher, und was sie darin über des Stephan Bathory, des *animi magnanimi* Kriege nicht finden, das ist überhaupt nicht zu finden!«

Dankend empfahl sich Rouvroy.

Da saß nun der russische Husarenrittmeister in der warmen Stube des Juden, bei welchem er im Quartier



lag, und studirte die Kriege Stephan Bathory's. Sicher war er zu selbiger Zeit der einzige russische Offizier, welcher Studien der Art trieb, statt die glänzenden Bälle zu besuchen, welche Fürst Kutusow seinem Kaiser auf dem Schloß gab.

Er begann mit dem dünnen Folianten, das war: Henning's Liffländische Chronika von 1554 bis 1590. Der Verfasser, Kanzler Gotthards von Ketteler, des berühmten Herzogs von Curland, beschreibt in seinem Werk die Ereignisse, an denen er selbst Theil genommen, oder von denen er sonst Kunde erhalten. Diese Chronik ist also mehr ein Memoirenwerk, als ein Geschichtsbuch, aber Rouvroy lernte aus demselben den König Stephan ganz genau kennen, denn der Verfasser zeichnet die Heldengestalt des mächtigen Polenkönigs mit sichern, festen Umrissen, obwohl er ihn nur in seinen Kämpfen mit den polnischen Magnaten schildert. Bathory mußte erst das eigene Reich im Innern beruhigen, bevor er daran denken konnte, dem gewaltig dräuenden, äußern Feind entgegenzuziehen.

Den Kriegszug gegen Rußland selbst beschrieb der Quartant: Heidensten's Commentarien über den Moskowitischen Krieg von 1579 bis 1581, von einem Sachsen, Namens Rethel, übersetzt, dessen schwere Sprache dem Husarenrittmeister große Schwierigkeiten bereitete, die er aber siegreich überwand, halb um des Interesses Willen, das er an jenem großen Kriegsfürsten nahm, halb aber auch, weil ihn die angestrengte Beschäftigung den Zwiespalt in seiner Seele, den schmerzlichen Kampf zwischen Fabiane und Sophie, auf Stunden vergessen ließ.

Rouvroy staunte über die Umsicht, mit welcher der Bathory, von dessen großem Grafenstamm der einzige noch blühende Zweig der Simoline gerade in einer deutschen Provinz Rußlands neue Wurzeln schlagen sollte, seinen Krieg gegen Rußland vorbereitete. Er erkannte sofort den Fehler, welchen der russische Czaar solchem Gegner gegenüber dadurch beging, daß er sein mächtiges Heer in zahlreiche Besatzungen und einzelne Heertheile auflös'te. Nur bei Pskow und Nowgorod standen bedeutende Truppenmassen, der Czaar war kein Feldherr, und er hatte einen Bathory sich gegenüber, der ein ausgezeichneter Kriegskünstler und ein großer Mann war. Stephanus Bathory zeigte seine strategische Weisheit in einer Zeit, wo die Kriegskunst noch in der Wiege lag, allein schon durch seinen Feldzugsplan. Seine Unterfeldherren wollten wie herkömmlich den Russen nach Livland entgegenrücken und sie durch Schlachten aus dieser Provinz vertreiben, was bei der großen numerischen Ueberlegenheit des Czaaren so leicht nicht war. Bathory erkannte besser die Schwierigkeit der Kriegführung in einem ausgesogenen Lande, wie Livland damals war; »Livland ist außerhalb seiner Grenzen zu erobern!« sagte er, ein strategischer Satz, den damals nur wenige begriffen, es war noch die Zeit, wo man nur verstand auf das Angriffsobject loszugehen und es zu nehmen, oder vom fruchtlosen Angriff abzustehen.

Bathory wollte den Gegner umgehen, auf Pskow und Nowgorod vordringen und ihn durch Abschneidung der Rückzugslinie zur Räumung von Livland zwingen. Darum führte er sein Heer rechts ab auf Polotzk. Das war damals eine der ansehnlichsten und stärksten Festungen;

nahm er diese, so mußte der Fall derselben nicht nur einen gewaltigen Eindruck machen, sondern er sicherte sich dadurch, da er Riga und andere feste Punkte an der Düna hielt, auch eine breite Basis für seine weitem Operationen.

Rouvroy staunte über diese geistvolle Combination.

Bathory wußte seinem Heere, es zählte 40,000 Mann, das aus Polen, Ungarn, Deutschen, Schotten und Dänen bunt zusammengesetzt war, dennoch einen Geist und eine Gesinnung einzuflößen. Rouvroy fühlte sich an Hannibal erinnert.

Den Kern des Heeres bildeten die ungarischen und deutschen Soldatentruppen mit dem Geschütz, an diesen festen Kern schloß sich das Angebot der leichten polnischen und litthauischen Krieger. Bathory verkündete sofort durch eine Proclamation, daß er nur gegen den Czaaren Krieg führe, nicht gegen den fleißigen Bürger und Ackersmann. Er hielt eine eiserne feste Mannszucht, und nie wurde ein Krieg in diesen hyperboräischen Gegenden mit soviel Mäßigung und Menschlichkeit geführt; damit aber hatte der wahrhaft große Feldherr einen ganz unberechenbaren Vortheil errungen, er hatte die Bevölkerungen für sich.

Rouvroy gedachte, wie ganz anders Napoleon gehandelt, um, wie wüst und wahnsinnig übermüthig die Franzosen bei ihrem Einfall gehaust; offenbar war's ein Glück für Rußland, daß der fränkische Imperator nicht vor seinem Zuge die Kriege des Bathory studirt hatte.

Im Anfang August eröffnete Bathory die Belagerung von Polotzk; die Russen wehrten sich tapfer und schlugen mehrere Stürme ab; doch der Czaar sendete keinen

Entsatz, sondern blieb unthätig bei Pskow stehen; nach ruhmreicher Vertheidigung fiel Polotzk und augenblicklich breitete sich Bathory im Gebiet von Smolensk aus und bezog dort die Winterquartiere. Den ganzen Winter hindurch und bis in den Frühling hinein hatte der König zu Warschau und Wilna mit anderen Feinden zu kämpfen, mit dem Neid und der Eifersucht seiner polnischen Magnaten, denen war ein solcher König viel zu groß und viel zu gewaltig. Erst im Sommer 1580 begann er die Feindseligkeiten gegen Rußland wieder, er hielt die Masse seines Heeres fest zusammen und trieb den eisernen Keil immer tiefer ein in das nördliche Rußland, er hielt stets die Richtung auf Nowgorod, um Livland, sein Angriffsobject, ganz zu isoliren. Endlich stieß er durch Moräste und dichte Wälder auf selbst gebahnten Wegen vordringend auf Weliki-Cubi, einen festen Platz, der eine Besatzung von 7000 Mann hatte; er nahm diesen Platz nach tapferer Gegenwehr am 5. September, aber er eroberte nur Leichen und Asche, denn die russische Besatzung ließ sich bis auf den letzten Mann niedersäbeln. In dieser zähen Ausdauer des Widerstandes waren die Russen von jeher groß. Hier nahm der König Stephan Winterquartier, während Czaar Iwan, welchen Rouvroy unwillkürlich mit dem Fürsten Kutusow verglich, Friedensverhandlungen anknüpfte und durch solche seine großen Gegner aufzuhalten suchte. Es gelang ihm aber nicht, und Bathory eröffnete den Feldzug von 1581 mit einem Heere von mehr als 80,000 Mann, in welchem, wie in dem Napoleon's, fast alle europäischen Nationen vertreten waren. Am 24. August stand er vor Pskow oder Pleskau, und begann die

Berennung am folgenden Tage. Die große, wohlbefestigte Stadt war von 30,000 Russen vertheidigt, welche geschworen hatten, den Platz bis zum Tode zu halten, sie hatten Mann für Mann das Kreuz geküßt mit den Worten: »Wir sterben, aber wir ergeben uns nicht!« Angriff wie Vertheidigung waren bewundernswürdig, Sturm auf Sturm wurde abgeschlagen. »Herbst oder Winter, gleichviel, wir müssen Pleskau nehmen,« erklärte König Stephan Bathory, »oder Alle davor sterben!« Sechs Wochen lang stürmte der Bathory, aber Pleskau hielt sich, wer zu sterben entschlossen ist, der vermag eben Alles. Der König sah sich gezwungen, die Belagerung in eine Einschließung zu verwandeln, er rechnete nun auf einen Bundesgenossen, auf den Hunger, daß der ihm helfe Pleskau gewinnen. Aber die tapfern Russen hielten auch dem Hunger stand und nun rückte gegen ihn selbst der uralte Bundesgenoß Rußlands, der Winter, in's Feld. Unter diesen Umständen nahm Bathory den durch den Cardinal Possevin vermittelten sogenannten zapoluschen Frieden vom 6ten Januar 1582 nicht ungerne an, denn er gewann durch denselben, was er gewollt, Livland; und er gewann es, ohne es auch nur betreten zu haben, lediglich durch die geschickte Leitung des Kriegs, durch die Wahl des richtigen Angriffspunktes und das Zusammenhalten seines Heeres.

Rouvroy, welcher in den letzten Jahren so viele strategische und militairische Schriften aller Art studirt hatte, staunte, daß er in keinem derselben auch nur den Namen des Königs Stephan Bathory gefunden, und doch war derselbe offenbar einer der ersten Kriegsfürsten und neben

seinem Zeitgenossen, dem Prinzen Alexander Farnese, einer der großen Vorläufer der eigentlichen Kriegskunst.

Das Studium der Feldzüge des Bathory wirkte sehr glücklich auf den Geist des jungen Offiziers, es beruhigte das wilde Schlachtfieber, das ihn auf der großen Heerhatz ergriffen, es lenkte seine Gedanken ab von dem seelischen Zwiespalt, in welchem er befangen, der ihn in der Aufregung der Verfolgung weit schwerer zu tragen gedünkt, als in der Ruhe dieser Tage.

Unendliches Vergnügen gewährten ihm die vielfachen Vergleichungspunkte zwischen dem ehedem und der Gegenwart, welche ihm seine Lectüre bot. Was er so eben gesehen, erlebt und mit gethan, das hatte sich also auch schon vor Jahrhunderten einmal ereignet.

Wie sich eben Moskau geopfert hatte, so hatte sich damals Pleskau geopfert und Rußland gerettet, denn wer weiß, ob des Bathory Pläne nicht eben so weit aussehend und gewaltig waren, wie die des Bonaparte. Es fehlte dem König Stephan nicht an Ehrgeiz und er war der Mann dazu, seine Pläne ins Werk zu setzen, der Bathory war dem Bonaparte mindestens gleich an Geist und Willenskraft, der Feldherr aber stand noch höher über seiner Zeit als Napoleon. Rußlands Heere, damals noch roh und ungeübt, zeigten doch schon ganz denselben unbesieglchen Muth, den Rouvroy in den letzten Wochen an ihnen bewundert; immer aber ist's der ursprüngliche Stoff, die Menschen, nicht die wechselnde Art der Ausbildung, was die Grundkraft der Heere bildet. Die russischen Feldherren von damals waren ganz ohne Kunst und Geschick, aber von einer furchtbaren Ausdauer und Hartnäckigkeit,

und sie sahen nie auf sich, sondern nur auf ihren Czaaren und ihr Vaterland. So fanden sich der Vergleichspunkte viele, nur der damalige Czaar Iwan, der Schreckliche, bildete einen ganz vollkommenen Gegensatz zu dem milden und weichen Kaiser Alexander I.

In diese stillen Studien und die heiße Judenstube hinein fiel der Befehl, den General von Winzingerode, dessen Corps das einzige war, welches in der Offensive blieb und über die Weichsel gegen die Oder operiren sollte, zu begleiten.

#### FÜNFTES KAPITEL. AUF DEM HEIMWEG.

»*Toute à Vous, beau Tristan,  
Beau Sire, chevalier!*«

Da der General Baron von Winzingerode Wilna schon einige Tage vorher verlassen, so blieb es unserm Helden überlassen, sich zu demselben hinzufinden; so gut er vermochte; er erwarb deßhalb für theures Geld einen leichten Schlitten nebst einem trefflichen Harttraber und nahm zur Bedienung und Begleitung einen Husaren mit sich, einen Esthen von Geburt, der sich während des ganzen Zuges von Moskau bis nach Wilna sehr treu zu ihm gehalten und sich immer brav und umsichtig gezeigt.

So verließ Rouvroy in den ersten Januartagen des Jahres 1813 Wilna.

Er jauchzte hell auf aus vollster Seele, als er die preußische Grenze überschritten hatte, denn er hegte nicht den geringsten Zweifel, daß sein König, sein Vaterland, sich nun sofort mit dem Czaaren und mit Rußland verbinden würden zum fortgesetzten Kampfe gegen Napoleon, zum Kampfe bis an's Ende.

In dieser hochgehobenen Stimmung fuhr er hinein in's liebe Preußenland, die Thränen standen ihm in den Augen, als er in Ortelsburg zum ersten Male wieder die Leute auf den Straßen deutsch reden hörte, es war ihm heiß trotz der harten Kälte und trotz der Ebbe, welche in seiner Kasse durch den Ankauf von Schlitten und Pferd entstanden, reichte er einer armen Frau in Ortelsburg einen Ducaten.

An diesem selben Tage suchte er vergebens ein Quartier, der Abend kam heran, und es zeigte sich nirgends eine Möglichkeit, unter zu kommen; in allen Dörfern, durch welche er fuhr, lagen ihm fremde Truppentheile, meist von der Infanterie, so dicht zusammen geschichtet, daß es unmöglich war sich einigermaßen bequem einzuquartieren. Verdrießlich ließ er endlich von der großen Straße ab in einen Seitenweg einlenken, in der Hoffnung, so leichter auf eine menschliche Wohnung zu stoßen, die von Einquartierung frei, ihm ein Nachtlager bieten könne. Das Roß trabte scharf aus auf dem schmalen Seitenwege, dieser aber lief endlich in den Wald; darauf hatte Rouvroy nicht gerechnet, er hatte sich indessen dem Zufall anvertraut und war entschlossen, anzunehmen, was sich ihm darbot. Er ließ also frisch in den Wald hinein traben, obgleich der immer dichter und unwegsamer, der Abend aber immer finsterer wurde.

Es ging eine ziemliche Weile so fort, die Stöße auf dem unwegsamen Wege aber, wurden so gewaltig nach und nach, die Baumäste schlugen den Fahrenden so bedenklich in's Gesicht, und der Wald schien so ganz und gar kein Ende zu nehmen, daß sich Rouvroy entschloß zu bivouakiren. Der Entschluß war eigentlich gar nicht groß



für Einen, der von Moskau bis Wilna so oft bivouakirt hatte. Er gab seinem getreuen Esthen diesen Entschluß kund, der waldgewohnte Mann aber war anderer Meinung: »Ich habe Hunde bellen hören,« sagte er ruhig, »und wo ein Hund ist, da ist auch ein Mensch, der Hund thut's nicht anders!«

Die Fahrt ging also weiter, wirklich vernahm auch der Rittmeister bald sehr deutlich das Hundegebell, der Wald lichtete sich nach und nach, und endlich hielt der Schlitten vor einem Hause, auf dessen Hofe verschiedene Hunde ein mächtig Gebell erhoben. Der Husar klopfte und das Gebell verdoppelte sich; endlich hörte man Schritte kommen, und ohne daß geöffnet wurde, fragte eine Stimme: »Wer ist da draußen? Was ist der Begehr?«

Rouvroy gab Bescheid, beschrieb seine, seines Dieners und seines Pferdes bedrängte Umstände und bat um gastliche Aufnahme für eine Nacht. Drinnen erfolgte eine Berathschlagung, offenbar traute man nicht recht; endlich aber öffnete sich doch das Thor und Rouvroy wurde von einem hochgewachsenen, breitschulterigen Mann empfangen. Es war der Förster, neben ihm stand sein Jäger und hinter demselben zwei Jägerburschen, überall blinkten Gewehre und zeigten sich kräftige Hunde. Das einsame Forsthaus im Walde hatte eine tüchtige Besatzung, welche allenfalls auch einen gefährlichen Ausfall machen konnte, wenn der Feind nicht zu stark war.

Als Rouvroy in die Stube trat, saß die Familie des Försters eben beim Abendessen; die Frau Försterin war eine freundliche Matrone, ihre beiden Töchter, jugendlich und frisch wie Waldblumen.

Ein Stuhl wurde dem fremden Gast zurecht gestellt, zwischen den beiden Waldblumen; Rouvroy, der sich heiter und aufgelegt wie selten fühlte, bemerkte scherzend, daß er auf dem Bräutigams-Platz sitze, denn wer zwischen zwei Schwestern sitzt, der ist heimlich Bräutigam, oder wird es doch bald; die lieblichen Mädchen lächelten, das Wildpret war vorzüglich, und eine Flasche leidlichen Weines hatte sich auch gefunden. Die Unterredung belebte sich bald und wendete sich begreiflicher Weise sofort auf den Krieg. Der Förster hatte einen einzigen Sohn, ein junges Blut, welcher beim Corps des Generals von York stand.

Der Förster war ein ganz trefflicher Patriot, er sagte von seinem Sohne in derbster Jägerweise: »Gott weiß, wie lieb ich meinen Jungen habe, aber gegen die Franzosen, diese grunzenden Säue, will ich ihn gern dransetzen, aber mit ihnen, für sie, diese Luchse und Füchse, seht Herr, das that mir weh in allen Ecken und Winkeln des Vaterherzens!« Später sprach der wackere Mann von den gegenwärtigen Durchzügen und bat um Entschuldigung, daß er dem Herrn Rittmeister erst nach allerlei Vorsicht sein Thor geöffnet, es wäre aber Kriegszeit und allerlei Gesindel, eigenes und fremdes, durchstreife den Wald, noch am Tage zuvor habe er einen wirklichen Kampf mit Nachzüglern zu bestehen gehabt, er wisse nicht, ob es Russen oder Franzosen gewesen.

Rouvroy lächelte, er erkannte, daß es Russen gewesen, daß der Förster aber aus Höflichkeit gegen ihn den Zweifel aussprach.

Nach dem Abendessen ging der Förster, um nach seinen Leuten und Hunden zu sehen, auch die Försterin

verließ das Gemach, um das Bett für ihren Gast zu bereiten, und dieser blieb bei den schönen Mädchen allein zurück. Rouvroy in seiner abgerissenen Uniform, mit seinem vernachlässigten Bart, kam sich zwischen den beiden Mädchen vor wie eine Distelstaude, die ganz zufällig ihre Stelle zwischen einer Rose und einer Lilie gefunden.

Er mußte unwillkürlich mit diesen beiden Blumen die Schwestern vergleichen; die Aeltere, das ovale, bleiche Gesichtchen etwas geneigt, glich der Lilie; die Jüngere mit muntren, lebhaften Augen, glich der eben aufbrechenden Knospe einer Rose. Beide Mädchen drangen in Rouvroy ihnen von dem Kriege zu erzählen, aber nicht von den Franzosen, welche sie in ächt preußischer Gesinnung haßten, sondern von den wunderschönen, schwarzäugigen Französinnen; denn sie hätten gehört, die Gardeoffiziere Bonaparte's hätten alle Französinnen von Moskau mitgenommen, und dieselben wären gräßlich in der ›Persenina‹ umgekommen.

Persenina nannten die beiden Mädchen die Beresina, und es klang so sanft und hübsch aus ihrem Munde; Rouvroy faßte ein kaltes Grauen bei dem Gedanken an die Beresina, aber diese Mädchen lächelten so lieblich, daß ihm das Grauen schwand, die Beresina war ihm nicht mehr so schrecklich, seit er sie Persenina nennen hörte, und von stund ab nannte er sie selbst so.

Vielleicht war's der romantische Klang dieses Namens, welcher den jungen Mann begeisterte, denn sich den Wünschen von Rose und Lilie fügend, dichtete er sofort eine höchst sentimentale Erzählung von einer reizenden Mademoiselle Hortense, welche Monsieur Adolphe, ein herrlicher junger Generalstabsoffizier Napoleon's aus

Moskau entführt hatte, um sie nach tausend Mühen und Drangsalen, trotz der heißesten Liebe, in den kalten Wogen der Persenina untergehen zu sehen. Rouvroy ließ sich natürlich auch selbst in der Geschichte auftreten, er hatte die reizende Mademoiselle in Moskau gekannt, dort ihre kleinen Hände und ihr schönes Haar bewundert, und dasselbe schwarze, lange, glänzende Haupthaar hatte er auf den Wogen der Persenina treiben sehen.

Rouvroy erzählte gut, die Wahrheit seiner Schilderung rührte die Mädchen bis zu Thränen und er schaute mit einem Entzücken, von dem er sich keine Rechenschaft gab, auf die halboffenen, frischen Mäulchen; er fand ein solches Behagen an dieser Oase mitten in dieser wilden Wüste des Krieges, daß er unaufhörlich weiter erzählte, Dichtung und Wahrheit mischend.

Er wurde aber aufgeschreckt aus diesem behaglichen Treiben; es erhob sich plötzlich ein wüthendes Hundegell, wilde Stimmen klangen dazwischen, Schläge donnerten gegen die Pforte; in dem Augenblick stürzte die Försterin herein und rief: »Gott erbarme sich unser, die Maraudeurs sind wieder hier, was soll aus uns werden!«

Rouvroy hatte größere Schrecken erlebt, freilich erhob er sich aus seinem Sessel, aber zunächst machte er auch die Bemerkung, daß schöne Mädchengesichter durch den Schrecken verschönt erscheinen in den Augen der Männer. Vielleicht macht das der Affect, welcher die Züge belebt und ihren Ausdruck erhöht, vielleicht macht es nur der Appell an den Schutz des Mannes, der in jedem Erschrecken der Frauen liegt und sie dem Manne näher bringt.

Unser Held lauschte allerdings auf das Getöse draußen, aber Rose und Lilie erschienen ihm in diesem Augenblick schöner als zuvor, er war sich bewußt, daß er sofort sein Leben für sie wagen würde.

Das hatte er indessen nicht nöthig, denn aus dem verwirrten Getöse heraus hatte er schon Töne vernommen, welche nicht Klänge vom Ufer der Garonne, oder der lieblichen Sprache von Oc waren, sondern ihm sehr wohlbekannte Kernflüche; er wußte, daß er diesen Sturm werde beschwören können, rasch rief er den zitternden Frauen einige beruhigende Worte zu, ergriff seinen Säbel und eilte hinaus.

Draußen herrschte allerdings ein wahrhafter Heidenlärm; die Hunde heulten auf's Furchtbarste, die Jäger hielten ihre Büchsen schußfertig, der Förster parlamentirte am Thor. Gegen das Thor aber donnerten Kolbenstöße und in den Zwischenräumen schallten aus dem verwirrten Geschrei Rufe heraus: »Kamrad uff! uff! hier Pollet (Billet) nix thun! Fatera (Quartier)!« und dergleichen mehr.

Nach einigen mißglückten Versuchen machte sich Rouvroy den tobenden Soldaten endlich vernehmbar und erklärte ihnen, daß in dem Hause bereits ein Oberster wohne, der sich zu Bett gelegt habe und schon schlafe; sie sollten ihn zu ihrem eigenen Heil nicht wecken, sondern rasch und still abziehen! Zu gleicher Zeit war ein Jägerbursch mit einer Laterne auf einem Holzstoß geklettert, welcher dicht an der Mauer lag, neben ihm stellte sich Rouvroy's Husar, der treue Mensch aus Esthland, auf;

dieses Mannes Anblick wirkte magisch auf die Nachzügler, sein hartes, soldatisches Gesicht, in dem Uniformkragen eines Offizierburschen steckend, verbürgte die Gegenwart eines Obersten, bewies die Wahrheit der Worte, welche Rouvroy sprach und plötzlich still geworden entfernten sich die Russen.

Als ein Freund in der Noth, ein Befreier aus dringender Gefahr kehrte Rouvroy in die Stube zurück, wo die gute Försterin und ihre hübschen Töchter immer noch zitterten. Die guten Leute wußten nicht genug das Glück zu preisen, welches ihnen Rouvroy zugeführt grade an diesem Abend; die Rose erklärte sogar ganz offenherzig, es wäre recht gut, wenn der junge Mann noch lange zu ihrem Schutz im Hause bliebe, und die Lilie neigte ihr ernstes Antlitz, als sei sie völlig damit einverstanden. Nachdem das Gespräch noch eine Weile gedauert, und Rouvroy auch die ängstlichen Mädchen dahin gebracht hatte, daß sie über den Schrecken lachten, bat er die gute Försterin ihm sein Nachtlager anzuweisen.

Bald befand er sich im Giebel des Hauses in zweiartigen, kleinen Zimmern sehr bequem eingerichtet, der getreue Esthlandsman lag in der Bärendecke zu seines Herrn Füßen, und Beide schliefen bald sehr fest.

Gegen Morgen wurde Rouvroy's Schlaf unruhig, er erwachte, in Fiebergluth entzündet zischte ihm das Blut durch die Adern, es wirbelte ihm in's Gesicht und prickelte, als wolle es die Haut zerreißen und hervorstürzen. Anfänglich schrieb er diesen Zustand, der ihm völlig fremd war, der überheizten Stube zu; er erhob sich, wälzte sich und schlief endlich doch wieder ein. Als vielleicht eine Stunde später der treue Diener mit dem Licht an das Bett

trat, um den Herrn nach Befehl zu wecken, da rief er erschrocken: »*Andko Jummal! ach kulla Erra, das ist roos!*«

Rouvroy, der seinen Getreuen sofort begriff, sprang behend auf, nahm das Licht und beleuchtete sich im Spiegel. Er erschrak vor sich selbst, sein Gesicht war dick geschwollen, über Backe und Oberlippe hing die gefährliche Geschwulst, an welcher das aufgejagte Blut die ganze Nacht gearbeitet hatte. Der junge Mann lachte grimmig, den ganzen Winterfeldzug hatte er mitgemacht, und nun hier, im Vaterlande, holte er sich die Rose, weil er aus dem heißen Zimmer des Försters in die Nachtluft gesprungen, um die Nachzügler zu verscheuchen.

Das war wohl die härteste Probe, welche unserm Helden auferlegt wurde, aber er bestand sie heldenhaft; er legte sich ruhig wieder zu Bett, ließ seinen ehrlichen Wirth den Förster rufen und ergab sich in sein Schicksal.

Man mag über diese Heldenthat nun lachen oder die Achseln zucken; es giebt auch ein Heldenthum im Bett.

Der Förster nahm sich seines Gastes in liebevollster Weise an, er sendete sofort nach dem nur zwei Meilen entfernten Ortelsburg und ließ einen Arzt holen, und in sorgsamster Pflege wechselte die Rose mit der Lilie ab.

Mehrere Tage lag Rouvroy im Fieber, dann besserte sich sein Zustand, und nur die Geschwulst mußte gepflegt und abgewartet werden. Das Gesicht mit weißem Pulver bestreut, saß der Held kläglich genug im Lehnstuhl, aber Rose und Lilie leisteten ihm Gesellschaft. Der Esthe hatte Bücher aus der Leih-Bibliothek in Ortelsburg geholt, Rose und Lilie lasen dem Kranken abwechselnd vor. Herrliche Bücher! Lauter Romane von Lafontaine und nur zur Abwechslung mal einer von Cramer!

Die jungen Mädchen hatten noch nicht viel gelesen in ihrem Leben, sie brannten stets vor Begierde, den Schluß der Romane kennen zu lernen; sie lasen also im Stillen und für sich weiter, als Rouvroy das bemerkte, bat er sie, ihm das, was sie für sich gelesen hatten, nachzuerzählen, um ihnen das nochmalige Lesen zu ersparen. Freilich ging ihm dabei der Glanz der Lafontaine'schen Diction ganz verloren, aber er glaubte sich durch die lebendige Rede der hübschen Mädchen und ihre oft zärtlich erweichten oder glühenden Blicke hinlänglich entschädigt. In jedem Roman fanden sie einen neuen Namen für Rouvroy, endlich aber nannten sie ihn nach dem Cramer'schen Haupthelden Hasper a Spada. Dieser Name, so meinten sie, gebühre ihm wegen seines Muthes und seiner Tapferkeit, der alte Held würde ja das Muster aller Ritterlichkeit gewesen sein, wenn er nur etwas weniger unbändig getrunken und etwas mehr geküßt hätte.

In diesem letztern Punkte zeigte sich Rouvroy, trotz der Erinnerung an Fabiane und Sophie, nicht wie Hasper a Spada, sondern wie ein rechter Husaren-Offizier, sobald seine Lippe wieder menschliche Formen angenommen. Er hat manchen süßen Kuß auf der Lilie und der Rose frischen Lippen gedrückt, und Beide haben's freundlich gelitten.

So vergingen fast drei Wochen, endlich war die Genesung da, und der Krieger stand wieder marschbereit; aber ein schlimmer Umstand trat ein, Rouvroy hatte kein Geld mehr, der Rest seiner Ducaten war nach Ortelsburg gewandert für seine Bedürfnisse während der Krankheit und so brach er denn, eigentlich selbst zum Nachzügler geworden, eines Tages, nach zärtlichem Abschied,



aus seinem Walde hervor und schlug den Weg nach der Weichsel ein; er hatte erfahren, daß das Russische Heer dort lagere und, daß sich das Hauptquartier in Plotzk befinde. Ohne Mittel war auf er den Weg der Requisitionen angewiesen, er betrat denselben ungern, aber er hatte keinen andern.

Am Abend des zweiten Tages kam Rouvroy auf einem Edelhofe an, wo zwei Escadrons Finnischer Cuirassiere im Quartier lagen, welche langsam dem Heere nachrückten; die Offiziere zechten, sangen, tobten und lärmten in einem hübschen Saale, sie zogen Rouvroy in ihre Kreise, der aber gedachte ihrem wüsten Wesen bald wenigstens einigermaßen Einhalt zu thun, weil er erfahren, daß Damen im Schloß anwesend.

Die schweren Reiteroffiziere waren entzückt, als der Herr Kamerad von den Husaren den berühmten finnischen Nationalgesang anstimmte.

Ich hört' in Norden  
Ein Wetter aufstehn;  
Hagel rasselt  
Auf Helmen hart!  
Eis'ge Steine  
Stieben im Wetter,  
In der Reiter Augen  
Schneidet der Sturm.

Es hagelt Schlossen,  
Jed' ein Loth schwer!  
Blut in's Meer,  
Blut aus Wunden  
Röthet den Speer;

Die Leichen lagen  
Nach hartem Kampf,  
Die Schaar der Reiter  
Wendet den Kampf!

Der Schlachtgeist grimmig  
Schleudert spitzige  
Pfeile von den Fingern  
Den Reitern in's Gesicht.  
Die finnischen Reiter,  
Im harten Gewitter  
Dem Sturme stehend,  
Weichen nicht!

Der Tag bricht an!  
Es kräht der Hahn,  
Schwingt's Gefieder;  
Auf finnische Brüder  
S' ist Zeit zur Schlacht –  
Erwacht! erwacht!  
Unverdrossen  
Der Finnen Führer, Der großen Czaaren  
Kampfgenossen –  
Erwacht! erwacht!  
Männer mit der Faust hart,  
Männer wie Blitze  
Zum Trinkgelage,  
Zum Weibsgelose  
Weck ich euch nicht,  
Zu harter Schlacht, Erwacht! erwacht!

Als Rouvroy die lieben Kameraden vom Küraß dieses Lied etliche Male mit den dazu gehörigen Libationen hatte singen lassen, befanden sie sich in einem so liebseligen Zustande, daß sie sich gern von ihm überreden ließen, sich auf's Ohr zu legen und zu schlafen; sie nahmen, Freundschaftsbetheuerungen stammelnd, mit unzähligen Küssen Abschied von ihm, und unser Held hatte wirklich die Ruhe hergestellt im Schlosse.

Das blieb nicht unbelohnt, denn als man endlich zu Bett gehen wollte, wurde Rouvroy von einem der Diener in ein abgelegenes Zimmer geführt, wo ihm ein stattlicher Mann, ein mittler Vierziger, entgegentrat, der ihm für seine Bemühungen dankte und ihm zur Belohnung anbot, das Cabinet mit ihm zu theilen, da sonst kein passender Raum im Schloß mehr frei sei.

Rouvroy nahm das mit Dank an und machte sich's bald so bequem als möglich, der munter blickende Herr aber unterstützte ihn dabei sehr zuvorkommend, obwohl Robert bald bemerkte, daß sich derselbe großen Zwang ant hat. Es that ihm fast leid das freundliche Anerbieten desselben angenommen zu haben, er äußerte so etwas, sein Wirth aber erklärte ihm, daß er so eben erst von einer Krankheit genesen und hier nicht der Gebieter sei; das Gut gehöre einer Dame, mit welcher er allerdings weitläufig verwandt sei, aber nur der Zufall habe ihn hierher geführt.

Robert legte seine Uhr und das goldene Etui mit Sophien's Bilde, das Beutestück, welches ihm der Kosakenoffizier verehrt, auf den Tisch; kaum sah der Andere die Kapsel, als er sie nicht mehr mit den Augen verließ.

Rouvroy bemerkte das wohl und sah ihn fragend an.

»Verzeihen Sie,« begann der Herr plötzlich hastig, »enthält diese Kapsel nicht das Portrait einer Dame?«

Rouvroy nickte.

»Ist die andere Seite nicht mit einem Wappen bezeichnet, eine Schlange mit einem Kinde im Rachen?«

»Es ist so, mein Herr!«

»Das ist ein Beutestück aus Rußland!«

Rouvroy erzählte einfach, wie er zu dem Bilde gekommen.

»Darf ich fragen, ob Sie mir das Bild verkaufen würden? Sie können doch kein weiteres Interesse daran nehmen!«

»Und doch!« erwiderte Robert sehr ernst.

»Welches?« rief der Andere sichtlich erstaunt.

»Ich kenne das Original!« versetzte der junge Mann ruhig.

Einige Augenblicke sah ihn der Fremde an, überlegte und sprach dann gewichtig: »Sie müssen in einer Täuschung befangen sein, mein Herr, Sie waren ein Kind, als das Original dieses Bildes starb, lassen Sie mir das Bild!«

»Ich habe mich allerdings nicht richtig ausgedrückt,« nahm Rouvroy, der unterdessen einen Entschluß gefaßt hatte, das Wort, »ich kenne das Original dieses Bildes nicht, aber ich kenne die Tochter dieses Originals, Mutter und Tochter sind sich zum Verwechseln ähnlich!«

»Wen kennen Sie?« rief der Fremde in höchster Aufregung aufspringend.

»Ich kenne die Tochter der Gräfin Sophie, ich kenne Fräulein von Ihlow,« antwortete Robert mit scharfer Betonung, »Ihnen aber, Herr General Graf von Mespelbrunn,

gebe ich mit Vergnügen das Bild Ihrer verewigten Cousine zurück, denn es ist Ihr Eigenthum und ich werde mich nicht an der Beute eines deutschen Landsmannes bereichern, selbst wenn mir das Bild der Mutter um der Aehnlichkeit mit der Tochter willen lieb und theuer sein sollte!«

Danach hatten Rouvroy und Graf Mespelbrunn, der Vetter, welchem des Sonnenstrahl's Mutter in ihrer Jugend verlobt gewesen, der Christiane von Ihlow und sein Weib so hastig, so unablässig verfolgt hatte, eine lange und sehr ernste Unterredung mit einander.

Rouvroy theilte dem Grafen von Mespelbrunn mit, was er demselben mittheilen konnte, ohne indiscret zu sein; er verfuhr aber auch dabei noch sehr vorsichtig, denn er erkannte bald, daß der Graf bereits von anderer Seite her unterrichtet war und nun im Geist die Nachrichten, welche er schon hatte, mit denen verglich, welche ihm Rouvroy gab. Offenbar befand sich unser Held einem äußerst schlaunen Manne gegenüber, welcher einen bestimmten Zweck mit seinen Fragen verfolgte.

Da der General Graf Echter von Mespelbrunn, wie er flüchtig mittheilte, schon im Juni das Contingent seines Souverains nach Polen geführt hatte, so konnte sich Robert leicht ausrechnen, daß derselbe von der Entdeckung, die er selbst erst im Sommer herbeigeführt, keine genauere Kunde früher erhalten haben konnte, als nach der Rückkehr aus Rußland. Seitdem aber hatte er seiner Versicherung nach, und man sah es ihm an, an den Folgen des Feldzugs auf diesem Edelhofe krank gelegen, welcher einer ihm verwandten Dame gehörte. Es lag nahe, daß er

über die Entdeckung der jüngeren Sophie durch die Verwandte unterrichtet worden und als der Graf einen Augenblick mit seinen Fragen innehielt, nahm Rouvroy das Wort und sagte: »Gestatten mir Eure Excellenz nun auch meinerseits eine Frage!«

»Nicht mehr wie billig!« erwiderte der General lächelnd.

»Wem gehört dieses Haus?«

»Der Frau Gräfin Kalnein!«

Robert fuhr beinahe erschrocken zusammen.

»Kennen Sie die Frau Gräfin Kalnein?« fragte der General befremdet.

»Ich kenne eine Dame dieses Namens!« sprach Rouvroy erwartungsvoll.

»Und Sie erschrecken bei diesem Namen?«

Der General hätte offenbar gern mehr gewußt, aber der junge Mann hatte sich gefaßt und war auf seiner Hut.

»Es giebt doch mehrere Gräfinnen des Namens Kalnein,« meinte er ruhig, »die Frau Gräfin Sebastiane Kalnein ist wohl schwerlich hier, wenigstens habe ich diese edle Dame im vorigen Sommer weit von hier verlassen!«

Der Heuchler sprach nur so, um Zeit zu gewinnen; seit der Name Kalnein ausgesprochen, war er überzeugt, daß er unter dem Dach der Gräfin Sebastiane sei und daß Fabiane ebenfalls anwesend.

Der Graf fixirte den jungen Mann eine Weile, dann sagte er mit einem milden und wirklich freundlichen Lächeln. Jetzt kenne ich Sie, mein Herr Rittmeister, Sie sind jener Robert von Rouvroy, welcher einst meinen schönen Cousinen Fabiane und Sebastiane das Leben rettete. Nun bedauere ich von ganzem Herzen, daß ich Sie

hier aufgehalten und nicht gleich zu den Damen geführt habe. Fräulein Fabiane muß eine Ahnung gehabt haben, denn als sie von dem Rittmeister hörte, dem es gelungen, die tobenden Zecher zur Ruhe zu bringen, sagte sie: »ich möchte des Herrn Bekanntschaft machen, wenn es nicht schon zu spät wäre! Ich kann Ihnen aber nicht sagen, Herr Rittmeister, wie sehr ich mich freue, Sie kennen zu lernen!«

Der General schüttelte dem Offizier die Hand.

Rouvroy erkundigte sich nach dem Befinden der beiden Damen und erhielt die beruhigendste Auskunft; der General, so vorsichtig höflich er vorher gewesen, so herzlich und freudig bewegt zeigte er sich jetzt, es war ersichtlich, daß er eine innere Freude kaum bewältigen konnte. Nach einer kleinen Pause bat er Rouvroy, ihm die Tochter der Gräfin Sophie, das Fräulein von Ihlow, ganz aufrichtig ihrem ganzen Wesen nach zu schildern.

Robert that es willig und wahrhaft, aber doch mit großer Zurückhaltung. »Sie sind discret, Herr Rittmeister,« entgegnete der Graf, nachdem die Schilderung beendet, »ich bin aber befriedigt, mehr befriedigt, als durch die Mittheilungen der Damen, welche offenbar nicht sehr zu Gunsten des jungen Fräuleins eingenommen sind, obgleich Beide nicht verhehlen, daß das eigenthümliche Wesen desselben einen bezaubernden Eindruck auf Alle übt, die sich ihm nähern. Aus Ihren Mittheilungen aber erfahre ich, daß Fräulein von Ihlow ganz so ist wie ihre Mutter war, als ich sie kennen lernte, als ich mit ihr verlobt wurde. Es beruhigt mich, daß Sie das Fräulein nicht lieben, denn das habe ich gefürchtet, bis ich Ihren Namen errieth!«

Rouvroy hatte nicht den Muth zu fragen, woher denn der General so genau wisse, daß er Fräulein Ihlow nicht liebe, er begnügte sich lächelnd zu sagen: »Nun, es wäre doch sicherlich kein so entsetzliches Unglück gewesen, wenn ich das Fräulein geliebt hätte!«

»Vielleicht doch!« entgegnete der General zerstreut und versank in tiefes Nachdenken, in welchem ihn der junge Mann nicht störte.

Auch er hatte seinerseits Zeit nöthig, sich zu sammeln und das zu überdenken, was er in den letzten Stunden erfahren. Er befand sich mit Fabiane unter einem Dach, erst spät kam Schlaf in seine Augen.

Als am andern Morgen die Trompeter der im Edelhof liegenden Kürassier-Schwadronen zum Aufsitzen bliesen, fuhr Rouvroy auch empor aus seinem kurzen Schläfe; er schaute sich verwundert um. Die Lichter waren tief herabgebrannt, in dem Lehnstuhl aber saß der General Graf Mespelbrunn ganz wie er ihn hatte sitzen sehen, kurz vor seinem Einschlafen.

Leise stand Rouvroy auf, der General rührte sich nicht, auch er war endlich fest eingeschlafen, das Bild der ihm einst entrissenen Braut, das er durch den Rittmeister wieder erhalten, hielt er fest in der Hand.

Der junge Mann blickte erst mit Rührung auf den alternden Mann, der sich die Liebe seiner Jugend noch so treu und fest bewahrt hatte, obwohl sein sonst noch starkes Haar an den Schläfen schon zu ergrauen begann; dann begann ihm bange zu werden, die Gräfin Sophie hatte das Herz dieses Mannes festgehalten, obgleich sie das Weib eines Andern geworden, festgehalten über Grab und Tod hinaus – und Sophie von Ihlow war ganz wie



ihre Mutter! Hatte er nicht die Erfahrung an sich selbst gemacht? Hatte ihn nicht auch ein Zauberbann gefesselt? Hatte ihn nicht Sophien's Bild verfolgt durch alle Schrecknisse des furchtbaren Winterfeldzugs und der riesigen Franzosenhetze? Vermochte er's selbst jetzt, da er unter einem Dach mit der geliebten Fabiane weilte, sich ganz loszureißen? Hatte es ihm nicht gestern noch wahre, schwere Ueberwindung gekostet, dem General das Bild, das doch dessen Eigenthum unbestritten war, zurückzugeben? Erfüllte ihn nicht jeder Gedanke an den Sonnenstrahl mit heißer Sehnsucht und leidenschaftlicher Gluth? Und demnach lag, wie Alpdruck beängstigend, der Gedanke auf seiner Seele, daß es auch ihm vielleicht unmöglich sein werde, sich loszureißen von dem Zauber, den dieses Mädchen auf ihn übte!

Er setzte sich nieder, ohne den General zu wecken, er überdachte, zum tausendsten Male vielleicht, alle seine Begegnungen mit dem Sonnenstrahl, er erinnerte sich, daß ihn in der Pfaffenschenke, als er das seltsame Mädchen zum ersten Male sah, der Gedanke durchblitzt hatte, dieses Mädchen könne ihm gefährlich werden. Er erinnerte sich mit wollustigem Schaudern jedes Kusses, den er ihr in Berlin gegeben, da hielt er plötzlich inne. Es kam ihm ein Gedanke, zum ersten Male, es gab ja doch eine Zeit, in welcher er sich frei gefühlt von dem Zauber, der ängstete und beglückte zugleich. Er war frei gewesen davon, als er mit Fabiane und Sebastianen aus Berlin flüchtete, er hatte nie an Sophie gedacht, so lange er in Fabiane's Nähe war, ja und doch, er hatte ihrer gedacht und zwar mit großer Ruhe und hatte sich verwundert im höchsten Grade, daß er je geglaubt, dieses Mädchen zu

lieben. Sein Herz athmete erleichtert auf, in Fabiane's, in der Geliebten Nähe also war er sicher vor diesem Zauber.

Er grübelte weiter; in der ganzen Zeit, da er in Fabiane's Nähe gewesen, war ihm Sophie gleichgültig, er entsann sich, daß er des Sonnenstrahl's zuerst wieder gedacht, als es in der Nattermühle an jenem Abend den Gesang des armen, blinden Mädchens vernommen, als er über den Mühlensteg ging und in dem Renaissance-Schlosse erst war der Gedanke mächtiger aufgetreten, bis er zur peinigenden Sehnsucht nach dem Mädchen geworden von dem Augenblicke an, da er das Bild der Mutter entdeckte.

Als er nun Sophie selbst wiedersah in der Pielenau, da hatte er einen harten Kampf kämpfen müssen, fragend ruheten diese seltsamen Mädchenaugen oft genug auf ihm; er verstand die Frage wohl, denn dieses jungen Mädchens Blicke fragten, nicht liebedurstend, nicht zärtlich verlangend, sondern nur freundlich neugierig mit entsetzlicher Naivetät: »Warum bist Du so verändert, Menschenkind, warum küssest Du mich nicht, wie Du in Berlin so oft gethan?« Aber eine weitere Frage, als diese durch die Blicke, that Sophie nicht. Fräulein von Ihlow hatte den Herrn von Rouvroy noch ganz ebenso gern, wie ihn Ostertag's Sonnenstrahl gern gehabt hatte, aber weiter war's auch gar nichts. Das Mädchen wunderte sich nur, daß es nicht mehr geküßt wurde, es trug aber durchaus weiter kein Verlangen danach, sich küssen zu lassen, oder gar selbst zu küssen. Das erkannte Rouvroy recht gut, und er brannte vor Begierde, diesem schönen Stein Leben und Liebe einzuflößen, aber ihn hielt die Achtung

vor der eigenen Liebe, vor der edeln, schönen Fabiane zurück von jedem leidenschaftlichen Schritt. Die Liebe zu Fabiane, die Leidenschaft für Sophie, mit diesem unseligen Zwiespalt im Herzen ging er in's Feld und mit diesem Zwiespalt in der Seele kehrte er nun aus Rußland in die Heimath zurück.

Graf Mespelbrunn regte sich in seinem Lehnstuhl, Rouvroy schaute auf und sah, daß der General halbschlaftrunken noch das Bild der geliebten Frau an seine Lippen drückte.

Freundlich begrüßten sich die beiden Männer, sie machten flüchtig Toilette, dann schickte der Graf und ließ die Damen fragen, ob er ihnen den Herrn Rittmeister noch vor dessen Abreise vorstellen dürfe. Rouvroy hatte nämlich erklärt, daß er keine Stunde länger zögern dürfe, das Hauptquartier zu erreichen. – Als die Erlaubniß der Damen kam, gingen sie hinüber, Rouvroy's Herz pochte, Sophie war völlig vergessen, Fabiane triumphirte vollständig.

Ein lauter Schrei der Ueberraschung entfuhr der Gräfin Sebastiane, als sie Rouvroy erkannte, sie sank bleich zurück und brauchte erst einige Augenblicke, um sich zu fassen.

Fabiane erhob sich rasch, ein glühendes Roth färbte ihr feines Gesicht, sie wollte vortreten, dem Geliebten entgegengehen, aber sie vermochte es nicht, mit zitternder Hand hielt sie sich an der Lehne des Stuhls aufrecht.

Rouvroy kniete vor dem schönen Mädchen nieder, er küßte in exstatischer Aufregung den Saum ihres Gewandes, ihre herabhängende Hand, welche sie ihm ruhig

ließ, während sie mit einem Entzücken zu ihm niederblickte, das ihren sonst so stolz schauenden Augen einen wahrhaft himmlischen Ausdruck verlieh.

Aber ehe noch Jemand ein Wort zu sagen vermochte, hatte sich Robert erhoben und hielt das stolze Mädchen fest an sein Herz gedrückt, er hielt sie in seinen Armen, die Geliebte seiner Seele, das schönste Eigenthum, welches der Mann erringen kann auf Erden.

»Meine Faba ist die verlobte Braut des Herrn von Rouvroy, Graf!« sagte die Gräfin Sebastiane, indem sie sich erhob, beinahe grob zudem General, denn sie hatte ein Lächeln in dem feinen Gesichte des Generals bemerkt, was sie für Spott hielt. Es war eben aber nur Freude gewesen.

»Verzeihen Sie, schöne Cousine,« versetzte er flüsternd, »Niemand kann sich darüber mehr freuen als ich, überdem habe ich's geahnet, aber lassen Sie uns hinausgehen, diese Beiden bedürfen unsererer durchaus nicht und sie haben nur wenige Minuten für sich, denn der Rittmeister muß heute noch weiter in's Hauptquartier!«

Der General bot der Gräfin den Arm und sie verließen das Gemach, ohne daß es die beiden Liebenden bemerkt hätten.

## SECHSTES KAPITEL. DIE WIPFEL NEIGEN SICH.

»*Dulce et decorum est  
Pro patria mori!*«

Wir sind im Februar des großen Jahres 1813!

Der König ist bereits, um der französischen Zudringlichkeit auszuweichen, nach Breslau gegangen und hat

von dort aus die erste jener riesigen Fackeln in seines Volkes mühsam verhaltenen Franzosenhaß geworfen, den Aufruf an die Freiwilligen.

Noch war nicht gesagt, gegen welchen Feind der König seines Volkes kriegerische Jugend unter die Waffen rufe, aber Preußen kannte nur einen Feind, und der hieß Bonaparte.

Die strahlende Kriegsfackel des Aufrufs vom 3. Februar zündete augenblicklich, gen Himmel schlug blutig roth die Lohe der Preußischen Vaterlandsbegeisterung, und auf allen Wegen und Stegen strömte die Jugend aus den alten Landen Brandenburg's zu der schwarzweißen Fahne, die der Königliche Herr zu Breslau aufgesteckt.

Freilich hielten die Preußischen Behörden in Berlin und der Churmark noch mit krampfhafter Aengstlichkeit an der officiellen Fiction des noch zwischen Preußen und Frankreich bestehenden Bündnisses fest; sie waren dazu durch die französischen Truppen zwischen Oder und Elbe gezwungen, auch die französischen Marschälle befließigten sich noch des freundschaftlichen Verkehrs, aber eine Täuschung war nicht mehr möglich, beiderseits lugte der Todhaß mit glühenden Augen unter der glatten Maske hervor.

Selbst in den größern Städten, wo die Haltung sonst noch leidlich bewahrt wurde, begannen die Franzosen einerseits zu drohen, die Preußen andererseits eine Haltung anzunehmen, welche die kommandirenden Generale mit Besorgniß erfüllte; auf dem Lande dagegen brachen bald hier bald dort die Feindseligkeiten zwischen Preußen und Franzosen schon aus. Wo die Franzosen

die Uebermacht hatten, respectirten sie weder preußische Gesetze noch Gensdarmen und machten sogar hier und da Anstalt, die ausgehobenen Rekruten oder die freiwilligen Jäger anzuhalten, wo das erbitterte churmärkische Landvolk in Conflict mit den Franzosen gerieth, war es nicht immer möglich, diese Letztern aus den harten Fäusten zu retten.

Je mehr die leichten Vortruppen der Russischen Armee sich der Oder näherten, desto höher stieg die Aufregung in Berlin und den Marken.

Noch herrschte im Ganzen und Großen jene Stille vor dem Sturm, aber deutlich vernahmen aus der Ferne schon die Menschen jenes hohle Brausen, welches dicht vor dem Sturme hergeht, vor dem sich die Wipfel neigen, die Wipfel der höchsten Bäume im Walde; jenes Brausen, welches die Herzen mit banger Erwartung erfüllt, und sie in odemloser Spannung hält, bis der Sturm selbst daher fährt und donnernd und krachend seine furchtbare Gewalt entfaltet.

Am 15. Februar gingen die ersten Kosaken bei Zelin über die Oder, am Tage darauf erschien der Major von Benkendorf, ein russischer Offizier, aber ein Sproß von Brandenburgischem Geschlecht, vor Wrietzen an der Oder, und nahm dort ein Westphälisches Infanterie-Bataillon gefangen.

Die Stille vor dem Sturm war vorüber, das hohle Brausen kam mit jeder Minute näher.

Am 17. Februar stieß der Major von Benckendorf mit seinen Kosaken hinter Werneuchen auf ein französisches Detachement unter General Poinot, zwei Bataillons und

eine Schwadron Würzburgischer Kavallerie stark, es engagierte sich ein heftiges Gefecht, die ersten Schüsse krachten über die Haiden des alten Barnim; die Kosaken wichen vor der Uebermacht auf Hirschfelde zurück.

Am selben Tage ging der russische General von Tettenborn mit mehrerer Kavallerie, doch meist Kosaken, über die Oder und vereinigte sich in Hirschfelde mit Benkendorf; die patriotischen Barnimleute leisteten den Russen jeden möglichen Vorschub; der riesige Nothhafft aus der Krummensee'schen Junkerschenke, war des Obersten von Tettenborn Führer, der Königliche Landrath auf dem Barnim, der treffliche Herr von Pannewitz, nahm sich musterhaft, trotz der ungemein schwierigen Lage, in welcher er sich, zwischen Franzosen und Russen gestellt, befand.

Am 18. Februar hielt Tettenborn den General Poinsoot durch kleine Scharmützel bei Werneuchen fest, ließ aber seine Kosaken auf Bernau, ein uralt Städtlein, an dessen Muth sich Jahrhunderte zuvor der Grimm der Hussiten brach, streifen. An diesem Tage gegen Mittag ging der General Czernitscheff mit Kosaken, Husaren, Dragonern und einiger Attilerie bei Zellin über die Oder, kurz nach seinem Uebergang brach das Eis der Oder; Czernitscheff nahm sein Hauptquartier in Kunersdorf.

Die Lage der Preußischen Behörden wurde immer bedenklicher; die Franzosen wollten nun, was man ihnen auch nicht verdenken konnte, keine Rekruten, Pferde und Kriegsmaterial mehr nach Schlesien durchlassen.

Es wurde nun Alles nach Beeskow dirigirt, wo der Regierungsrath von Lützow als Königlicher Commissarius

fungirte und Menschen und Material durch die sächsische Lausitz nach Schlesien zu dem Könige schickte. Es war deßhalb mit dem trefflichen Präsidenten der sächsischen Regierung zu Lübben, Freiherrn von Manteuffel, Vater des nachmaligen Königlich Preußischen Minister-Präsidenten Freiherrn von Manteuffel, ein besonderes Abkommen getroffen worden.

Der Freiherr von Manteuffel hat damals in schwerer Stunde dem Könige und Preußen große Dienste geleistet.

Am stärksten waren die Franzosen in jenen Tagen zu Frankfurt an der Oder; dort befand sich der Marquis Eugen von Beauharnais, Stiefsohn Napoleon's und dessen Vicekönig in Italien, mit ihm der Marschall Gouvion de St. Chr, nicht weniger als 27 Generale, 41 Obersten und 1340 Offiziere und Militairbeamte, dazu aber nur 780 Mann Garde, zwei Bataillons vom fünften italiänischen Regiment, 1180 Mann von verschiedenen Truppentheilen und 580 Kranke. Das Corps des Vicekönigs wurde erwartet, die Divisionen standen in der Nähe.

Am 18. Februar schoben sich die leichten russischen Truppen geschickt zwischen den französischen Colonnen hin und her und näherten sich Berlin auf bedenkliche Weise.

Das hohle Brausen kommt immer näher, überall neigen sich die Wipfel.

Am Nachmittag dieses Februartages finden wir unsern alten Freund, den Amts Rath von Krummensee, im Gasthof zur weißen Taube in Altlandsberg; der patriotische Mann ist in höchster Aufregung; er hat achtzig Mann Rekruten gesammelt und weiß nun nicht, wie er sie weiter bringen soll; der lange Nothhafft, auf den er gerechnet,



kommt nicht, und vergeblich hält er Kriegs Rath mit seinem ›Vetter‹, dem weißen Taubenwirth; selbst Herr Heyse, des Amtraths Factotum und Kutscher, hat die Haltung so sehr verloren, daß er murrend zugiebt, er wisse keine Hülfe.

Stunde auf Stunde verrinnt unter bangen Befürchtungen; zum zwanzigsten Male vielleicht treten die beiden Patrioten, der Amtrath und der Taubenwirth, vor das Thor des Gasthofs um nach Nothhafft auszuspähen, da kommt etwas die Straße herunter – es ist nicht Nothhafft, es ist ein Kosak.

Der erste Kosak in Altlandsberg!

Jubelnd umgeben ihn die Kinder, die Erwachsenen, aber er trottet, vergnüglich nickend, die Straße hinunter, zum Thor nach Berlin hinaus.

Diesem ersten Kosaken folgen in einiger Entfernung noch ein Paar, dann ein ganzer Trupp, aber keiner hält sich auf, alle gehen im Trabe durch die Stadt.

Plötzlich schmettert eine Trompete, russische Kavallerie, ganz Altlandsberg ist auf den Beinen, ein dichter Reiterhaufen trabt an, Kosaken und Husaren; ein Theil der Schwadron schwenkt vor der weißen Taube ein, und klirrend springt der Rittmeister aus dem Sattel.

Robert von Rouvroy umarmt den Amtrath von Krumensee; dieser Brave ist freudig erschrocken und so tief bewegt, daß er kaum Worte finden kann.

War dieser stattliche Rittmeister, der jetzt so stolz mit seinen Kosaken und Husaren, über dem lieben Barnim trabte, wirklich jener Flüchtling vom See, den die Franzosen hier im Frühling des vorigen Jahres wie ein Wild

hetzten? War es der Flüchtling, dem er zur Sommerzeit in Weiberkleidern aus Berlin half?

Rouvroy trat, nachdem er seinen militairischen Pflichten genügt, mit dem Amtrath in die weiße Taube ein; sie hatten sich soviel zu sagen und doch so wenig Zeit! Der weiße Taubenwirth brachte geschäftig eine Flasche von seinem besten Wein, und selbst der würdige Heyse erschien, drückte dem Rittmeister mit großer Herablassung die Hand und versicherte ihm, daß er sich seiner noch recht gut erinnere, was diesen natürlich in Entzücken versetzte, obwohl er sichs nicht merken ließ.

Zunächst nahm nun Rouvroy dem Amtrath die große Sorge wegen der Rekruten von der Seele, er schrieb einen Brief an den General Czernitscheff, und ließ die Rekruten durch Kosaken über die Oder zurückgeleiten; dieselben sind später, von den Russen mit erbeuteten Gewehren bewaffnet, glücklich in Schlesien angekommen, nur Wenige davon hatten sich verlaufen.

Rouvroy war in bester Laune, er hatte am Vormittag ein kleines Gefecht bei Herzfelde bestanden, die Franzosen geworfen und 300 französische Remonte-Pferde erbeutet; auch vertraute er dem Amtrath lachend an, daß er dem Landrath von Pannowitz, welcher in Vogelsdorf Pferde ausgehoben, einen Wink habe zugehen lassen, so daß dieser die Pferde noch glücklich vor den Kosaken über Fürstenwalde in Sicherheit habe bringen können.

Offenbar war Rouvroy für die russischen Truppenführer gerade in diesen Tagen eine sehr wichtige Persönlichkeit, weil er den Barnim so genau kannte, aber er blieb immer ein Preuße auch in der russischen Uniform und benutzte jede Gelegenheit, um seinem Könige nützlich

zu sein, ihm kostbares Kriegsmaterial zu erhalten. Unaufhörlich kamen Husaren oder Kosaken mit Meldungen, der Amtsrath bewunderte die Ruhe und Sicherheit, die Klarheit und Umsicht, mit welcher der Rittmeister disponirte und die Festigkeit, mit welcher er die Fäden, an denen er seine Reiter leitete, in der Hand behielt. Er hatte 120 Husaren und etwa 200 Kosaken unter seinem Befehl, ein kleiner Trupp, aber man kann im Kleinen zeigen, was man im Großen zu leisten vermag.

Wie sich von selbst versteht, erzählte Rouvroy in aller Eile, was ihm begegnet, er sprach auch von seiner Begegnung mit Fabiane auf dem Edelhof der Gräfin Kalnein, und der Amtsrath fragte, da des Grafen von Mespelbrunn gedacht wurde, auch nach Ostertag's Sonnenstrahl. Der Rittmeister wich aber dieser Frage aus, und Krummensee hatte das Gefühl, daß er eine wunde Stelle berührt habe, er schwieg deßhalb und forschte nicht weiter.

Gegen Abend wurden zwei Gefangene eingebracht, französische Dragoner; der Rittmeister ließ sie sich vorführen, um sie auszufragen; dem Amtsrath fiel vor Schreck die Thonpfeife aus dem Munde, denn der Eine dieser gefangenen, französischen Dragoner war Achatz von Burgstal.

»Also dahin kann es selbst mit einem Burgstal kommen!« rief der Krummensee schmerzlich bewegt. Der leichtsinnige Mensch zerfloß nun in Thränen und erschöpfte sich in Betheuerungen, aber er fand bei dem Amtsrath keinen Glauben; er erhielt von demselben zwar eine Geldunterstützung, sonst aber nicht ein Wort der Verwendung. Rouvroy examinirte den andern Dragoner,

einen Nationalfranzosen; für den abtrünnigen preußischen Edelmann, der sich nicht gescheut, französische Uniform anzuziehen, für den hatte er nicht einmal einen Blick. Er ließ endlich die Gefangenen hinausführen, dann drückte er dem Amtsrath seufzend die Hand und sprach: »Der ist unverbesserlich; ich habe meinen Leuten Befehl gegeben, ihn vor der Stadt laufen zu lassen; er kennt die Gegend; er hatte ja einst auch ein Gut hier auf dem Barnim; er wird durchkommen; dem Elend wird er nicht entlaufen – das ist Alles, was ich für ihn thun mag!«

Von Achatz von Burgstal hat Niemand wieder gehört; er ist verschollen!

Am Abend nahm der Rittmeister, der zu Tettenborn und Benckendorf berufen wurde, Abschied von dem treuen Barnimann, welcher für die Nacht in Altlandsberg zurückblieb.

Am 20. Februar, Vormittags unternahm der General von Czernitscheff eine große Recognoscirung gegen Berlin; er richtete dieselbe gegen die nördliche Seite der preußischen Hauptstadt, welche von etwa 10,000 Mann Franzosen, die jedoch nicht alle kampffähig waren, unter dem Marschall Augereau, Duc de Castiglione besetzt gehalten wurde. Es konnte die Absicht des weit schwächern russischen Generals nur sein, die Franzosen zu alarmiren und in Schrecken zu setzen; vielleicht rechnete er aber auch auf einen Aufstand in der Stadt, in welcher er manigfache Verständnisse angeknüpft hatte.

Es steht fest, daß man in Berlin sich mit Aufstandsgedanken trug, und daß man an mehreren Stellen sich sehr ernsthaft dazu vorbereitet hatte; es war ein Glück für die Stadt, daß es nicht dazu kam, was übrigens nur zum

geringsten Theil das Verdienst der Königlichen Ober-Regierungs-Commission war; es wurde dadurch viel Unheil abgewendet und dem König kostbare Menschenleben und reiches Material gerettet.

Die Russen warfen die aus der Stadt vorrückenden Franzosen bei Pankow und verfolgten sie hitzig, gegen Mittag stoben plötzlich durch das Frankfurter-, Bernauer-, Oranienburger- und Landsberger Thor mehrere hundert Kosaken in die Stadt und verbreiteten sich blitzschnell in den Straßen, während die Franzosen an den Ecken Kanonen auffuhren und eine Abtheilung russischer Kavallerie, meist Kosaken, erst durch Kleingewehrfeuer, dann durch Kartätschen zurücktrieben, welche die flüchtige französische Reiterei bis auf den Alexanderplatz verfolgt hatte.

Offenbar hatten einzelne Trupps bestimmte Aufträge; so holten die Kosaken einen französischen Obristen ab, welcher bei dem berühmten Arzt, Geheimrath Dr. Heine wohnte, und führten ihn gefangen fort; ein gleiches Schicksal war einem General zgedacht, welcher im Freiherrlich von der Reck'schen Hause lag, derselbe wehrte sich aber bis Succurs kam. In vielen Straßen der Stadt fanden kleine Scharmützel statt, einzelne Freiwillige halfen den Russen französische Posten desarmiren; es fielen in den lebhaftesten Straßen nicht nur Flintenschüsse, sondern es kam auch hier und dort zu Kanonenfeuer, mehrere Berliner wurden dabei getödtet, noch mehrere verwundet.

Als der Obrist von Tettenborn, welcher diese Kavallerie commandirte, sich schon aus der Stadt gezogen hatte

und den Windmühlenberg gegen verschiedene französische Angriffe hielt, sah man noch immer einzelne Kosaken durch die Straßen jagen, sie waren abgeschnitten; aber gefangen wurden nur wenige, den Meisten halfen die Berliner durch.

Gern hätten sie auch dem jungen, russischen Offizier geholfen, der dort die Leipziger Straße in rasendem Galopp hinuntersprengte; er hatte die Kopfbedeckung verloren, Blut rann über sein Antlitz, ein Kosak und ein Husar folgten ihm, mehrmals abgeschnitten hatten sie Umwege machen müssen und kamen nun zu spät. Als die Drei an der Friedrichsstraße vorüberpreschten erhielten sie Feuer von rechts, zwei von ihnen fielen, auch der Offizier schwankte im Sattel, aber er hielt sich und sein Roß trug ihn in Sturmeseile dem Dönhofsplatze zu; über die Spittelbrücke kam französische Infanterie herauf.

»Rechts, rechts!« riefen dem verlorenen Manne die Bürger aus den Fenstern zu, er folgte wohl der Weisung, es war aber schon zu spät, die Salve krachte, das Roß bäumte hoch auf, machte einen gewaltigen Seitensprung, fuhr in die Krausenstraße hinein und schlug dann, den Reiter über den Kopf wegschleudernd, vor dem Gasthof zum grünen Baum nieder.

Das Pferd war auf der Stelle todt, dem besinnungslos, regungslos liegenden Reiter sprangen zwei Männer zu Hülfe, welche in dem Thorwege des grünen Baumes standen; Beiden entfuhr ein Schrei schmerzlichen Erstauens, als sie den russischen Offizier aufhoben, sie erkannten ihn und trugen ihn hinein in den Gasthof, in einem Stüblein zur rechten Hand legten sie ihn nieder auf einem Bette.

Es war ein Arzt in der Nähe, er untersuchte die Wunden, aber er ging achselzuckend davon.

»Vielleicht kommt er noch mal zu sich,« sagte er, »aber er hat nur noch ein Paar Minuten zu leben!« Gleich darauf schlug der Rittmeister von Rouvroy die Augen auf und blickte die beiden Männer an, welche an seinem Lager standen, ein flüchtiges Lächeln irrte über sein Antlitz, er mußte die Beiden erkannt haben, denn seine Lippen regten sich, und leise sagte er: »Mittenwalde! Friederike!«

Es war wirklich der alte Grieben aus Mittenwalde, bei welchem Rouvroy in seiner Jugendzeit mit seinem Ohm gewohnt, es war der alte Grieben mit seinem Sohne, mit seinem verlorenen Sohne, dem Spion Laborde; sie waren die beiden Männer, die den Rittmeister in das Haus getragen und in das Zimmer, in welchem er so oft gewohnt, wenn er einst von Mittenwalde nach Berlin kam.

Der Sterbende hielt die Augen noch immer offen, sie blickten beinahe heiter, auch seine Lippen bewegten sich zuweilen, aber die beiden Grieben konnten kein Wort mehr vernehmen. Die einzigen und letzten Worte, die sie gehört, waren eben: »Mittenwalde« und »Friederike« – die Jugendzeit in der kleinen Stadt auf dem Teltow, die Jugendliebe; damit ging der junge Mann hinüber.

Er schloß die Augen, noch ein Seufzer, und das edle Leben war entflohen.

»Gestorben für König und Vaterland!« sagte der alte Grieben, während heiße Thränen über sein Gesicht flossen; er legte dem Todten die Hände zusammen.

Sein verlornen Sohn aber, der verruchte Jacobiner, der schändliche Spion, er knieete nieder an dem Sterbepulte des einzigen Menschen, den er noch geliebt hatte auf Erden, betete der Mensch?

Es war eine tiefe Stille einige Minuten lang, dann klirrten Waffen draußen, die Franzosen kamen, um den verwundeten, russischen Offizier, der in's Haus gebracht worden, gefangen zu nehmen.

Etliche Gensdarmen traten ein.

»Ueber den habt Ihr keine Macht!« zürnte ihnen der alte Grieben entgegen.

Der Brigadier der Gensdarmen warf einen Blick auf den Todten, dann winkte er seinen Kameraden und ging still mit ihnen hinaus; Niemand sollte es sehen, daß er eine Thräne zwischen den grauen Wimpern zerdrückte. Es war das der graue Kriegsknecht, dessen Leben Rouvroy geschont, als er im vorigen Jahre auf dem Barnim verfolgt wurde.

Der alte Grieben war sogleich entschlossen die Leiche des Rittmeisters mit sich zu nehmen, und sie in Mittenwalde zu begraben, den Neffen neben dem Ohm, damit der ihn auch noch im Tode zur Seite habe. Er sprach mit seinem Sohne darüber, und dem war es nicht schwer, die Erlaubniß der französischen Behörden zu erwirken.

Und so sehen wir in der Frühe des folgenden Tages, am 21. Februar 1813, den kleinen Wagen des alten Grieben zum Hallischen Thor hinausfahren; auf dem Wagen zwischen zwei Strohbündeln steht ein schlichter, schwarzer Sarg.



Der Grieben fährt allein die Straße über Tempelhof, auf welche wir unsere Leser im Laufe dieser vaterländischen Erzählungen so oft geführt haben, zum letzten Male, als der junge Held in der Verkleidung einer Kammerfrau aus Berlin flüchtete – langsam fährt der alte Mann seinen Weg, ihm ist zu Sinn, als käme er heute auch zum letzten Male heim von Berlin. Er denkt an sein Weib, das ihm endlich doch vorangegangen; er denkt an seinen verlorenen Sohn, den er endlich doch wieder gefunden, dem er verziehen unter der Bedingung, daß er von nun an und bis an's Ende seinem Könige treu diene. Langsam geht das starke Roß, und es dünkt dem alten Grieben, als müsse es ihm auch recht wohl sein, wenn er diese Welt verlassen könne. Mit solchen Gedanken beschäftigt fuhr der alte Mann die Leiche des für König und Vaterland gefallenen, jungen Helden nach Mittenwalde. Er kam spät nach Mittag dort an; er ließ den Sarg in das Zimmer setzen, welches der selige Oheim des Rittmeisters so lange bewohnt, und gegenüber war das Haus, aus dessen Fenstern die liebliche, junge Braut, die Jugendgeliebte, Friederike von Uchtenhagen, so oft verschämt und verstohlen herüber geschaut nach dem Jüngling, der jetzt, ein stiller, bleicher Mann, da im Sarge liegt!

Der alte Grieben mußte den Sarg öffnen lassen, denn viele Bewohner von Mittenwalde wollten den russischen Rittmeister sehen, des ›alten Lieutenants Seinen‹ wie sie Robert ehemals genannt; mit schönem, stolzem Lächeln lag der junge Held da, der Frieden des Todes war auf seinem Angesicht, er hatte überwunden, Alles, auch den grausamen Zwiespalt in seinem Herzen, der bis zuletzt

ihn gequält; er hatte im Sterben nur der vorangegangenen Geliebten seiner Jugend gedacht.

Es kamen auch ein Paar Jugendgespielen Riekchens, sie schmückten den Geliebten der heimgegangenen Freundin im Sarge mit einem schlichten, grünen Kranze, denn im Februar blühen der Blumen noch keine auf dem Teltow.

Erst am Morgen des dritten Tages wurde der Rittmeister von Rouvroy auf dem Kirchhof von St. Georg neben seinem treuen, alten Oheim begraben; fast die ganze Einwohnerschaft des Städtleins auf dem Teltow geleitete den Sarg zur Gruft.

Als am 4. März die Avantgarde des russischen Generals Grafen von Wittgenstein in Berlin einrückte, sah man den braven Amtsrath von Krummensee ängstlich forschen und fragen nach seinem jungen Freunde, denn es war das Gerücht nach Altlandsberg gekommen, der Rittmeister sei in Berlin blessirt und gefangen.

Es war der jüngere Grieben, der sogenannte Laborde, welcher dem Amtsrath das Ende Rouvroy's erzählte und ihn zu dem frischen Grabe auf dem Kirchhofe in Mittenwalde führte.

In der Woche zuvor hatte der gute Edelmann in Altlandsberg am Grabe des Grabsteinkiekers gestanden, den der Tod vergessen zu haben schien; nun stand er an dem des blühenden Mannes, der in voller Kraft dahingerafft wurde.

Zwei Gräber, zwei Menschenleben, und der Amtsrath pries Beide glücklich, daß sie schliefen, denn er ahnte, daß der Tod allein den Zwiespalt zu lösen vermochte, in den sein jugendlicher Freund gerathen.

»Platz für die Barmherzigkeit Gottes!« sagte er leise, als er von dannen ging.

Krummensee war es, welcher die zahlreichen Freunde des jungen Mannes von dessen Tod in Kenntniß setzte, nur dem Fräulein von Perbandt gab er keine Nachricht, damit beauftragte er den Grafen Kalnein, welcher von London kommend, in jenen Tagen Berlin passirte.

Die Stille war vorüber, der Riesensturm war losgebrochen, der das ganze Kaiserthum Napoleon's niederwarf und die Preußischen Königsadler auf breiten Schwingen zweimal nach Paris führte. – Die Stille war vorüber, die Kriegserklärung des Königs von Preußen entfesselte den Kriegssturm und donnernd flog er durch die Lande.

#### SIEBENTES KAPITEL. UND WO BLIEB DER SONNENSTRAHL?

»Es weckt die alten Sagen  
Vom Schlaf ein leiser Zug  
Es giebt in unsern Tagen  
Auch Wunder noch genug!«

Frieden im Land! Frieden überall!

Zertrümmert lag da der Prunkbau der riesigen Zwingherrschaft, den der gewaltige Sohn der Revolution aufgerichtet hatte und es war die harte, preußische Faust gewesen, welcher sich Gott bedient, vorzugsweise, zu solchem Heldenstück der Befreiung.

Frieden im Land! Frieden überall!

Und Frieden lag auch auf jenem traulichen Winkel brandenburgischer Erde, in den wir unsere Leser zum Schluß dieser vaterländischen Erzählungen führen.

Grüne Inseln erheben sich aus den blanken Gewässern, in denen sich der blaue Himmel und die klare Sonne des warmen September-Nachmittags spiegelten. Hier ragten steile rothe Ziegeldächer, dort niedrig gefirstete Strohdächer über den grünen Busch in malerischer Gruppierung empor, bläulicher Rauch stieg in dünnen Säulen kerzengrade in die reine Luft und verschwamm anmuthig mit den stärkern Farbentönen der Weingelände und der waldigen Höhen dahinter.

Dort streckt sich eine kahle, sandige Landzunge weit hinein in die blanken Gewässer, einer größern Insel entgegen, und eine hölzerne Brücke führt hinüber zu dem grünen Vorland, über welchem sich Terrassen erheben, die auf ihrer höchsten Abdachung einen alten Thurm und ein neues Haus tragen.

Der alte Rundthurm ist nur von einer Seite noch sichtbar, über seine bröckelnden Zinnen sind die riesigen Nadelholzbäume hinausgewachsen, die um ihn stehen dunkel und ernst, wie die Freunde am Grabe eines Heimgegangenen. Und liegt nicht in dem Thurme die Erinnerung begraben an all die Zeiten, da diese mächtigen Bäume noch jung waren und wuchsen?

Das leise Rauschen in ihren Kronen klingt wie ein Flüstern der Vorzeit.

Auf der bröckelnden Zinne des geborstenen Thurms da wachsen lustig zarte, kleine Bäumchen, Sträucher grünen über dem Schutt und aus den Mauerritzen sprießen üppige Kräuter hervor, sie hängen nieder daraus und wallen und wehen, wie die Fahnen der Hoffnung über dem Grabe der Vergangenheit.

Das war der alte Thurm.

Um das neue Haus dicht daneben aber ragen grüne Linden, breiten sich Beete mit duftigen Blumen zwischen saubern Pfaden und wer da oben steht auf dem kleinen Austritt, dessen steinerne Balustrade mit riesigen Hortensien besetzt ist, wer da hinunterblickt auf die spiegelglatten, klaren Gewässer und die dunkelgrünen Inseln darin, auf diese schwimmenden, reizend umbuschten Rasenplätze, auf die Rebengelände und die mit dichten Nadelhölzern bewaldeten Hügel rings, der mag mit Fug und Recht ausrufen: »Ei, wie schön ist's doch in Churmark Brandenburg!«

Wem aber ein brandenburgisch Herz dazu im Busen schlägt, der sagt stolz zu sich selbst: »Sie ist schön die alte, liebe Mark, aber mir ist sie mehr!«

Das Haus auf der Terrasse, das Haus zwischen den saubern Beeten und unter den Linden, war nur ein Stockwerk hoch, aber seine Mauern verschwanden unter Weinlaub und Eppich, unter Geisblatt und Jasmin, hochstämmigen Rosen und Teufelszwirn, die es so dicht umhegten, daß es fast aussah, als hätten die Fenster die größte Mühe hervorzulugen durch dieses dicke, grüne und bunte Blatt- und Blumenwerk.

Die Flügelthüren des Gartensalons zu ebener Erde sind geöffnet, das Innere dieses Gemachs erscheint von Außen wie ein kleines Bild in einem gewaltigen grünen Rahmen, dessen Schnörkel von den Bündeln der kleinen Sternaster gebildet werden.

Und das Bild in diesem Rahmen?

Die Wand ist mit einer Tapete von gepreßtem, grünem Leder bedeckt, das Gold der Pressung und der Leisten,

welche den Grund in lauter Vierecke schneiden, ist erblindet, das Grün ist ausgebleichen, das Ganze hat einen hellgrauen Staubton erhalten.

Die Eckschränke von Nußbaumholz mit tiefgebräunter Arbeit und noch immer blanken Messingbeschlägen tragen eine Anzahl von verstaubten Gläsern und Tassen.

Die Stühle mit hohen geschnitzten Lehnen sind mit grünem Leder bezogen und mit blanken Nägeln beschlagen; sie sind nicht gleich, es giebt da auch ein Paar, deren Gestell reich vergoldet, deren Polster mit rothem Sammet bezogen sind. Unter den Fenstern sieht man Tische von wurmstichigem Eichenholz, deren Füße wie Schwanenhälse geschweift sind, deren Blätter mit kleinen blaube-malten Porcellain-Platten prangen.

Die verschossenen Fenstervorhänge von meergrüner Seide bewegen sich leise, ein heller Strahl der Sonne, in welchem die Stäubchen lustig tanzen, fällt herein und trifft gerade das Zifferblatt der Uhr auf hoher Standsäule, sie hebt aus zum Schlage, es klirrt und summt, ein Hahn mit prächtig roth und goldenem Gefieder erscheint auf dem Zifferblatt, schlägt mit den Flügeln und verkündet die vierte Stunde des Nachmittags.

Mit dem Stundenschlag tritt ein Mann mit würdevoller Haltung unter die Thür des Garten-Salons; wir erkennen in ihm auf der Stelle Herrn Mohrmann, den Geheimen Kämmerier des Reichsgrafen von Mespelbrunn, mit stummen Winken anordnend läßt er durch einen Diener auf dem von der Sonne hellbeschiedenen Sandplatz vor dem Gartensalon eine Strohmatten ausbreiten und einen alten Sammetteppich darüberlegen.

Drei Lehnstühle werden herausgetragen und ein Sessel ohne Lehne, dazu ein Tischchen, dessen Platte ein Schachbrett bildet.

Jetzt entfernt sich der Kämmerier, um einige Augenblicke später die nach dem Innern des Hauses führende Thür für drei Herren zu öffnen, welche in lebhaftem Gespräch kommen und vor dem Gartensalon Platz nehmen.

Zwei von diesen Herren waren hochbetagte Greise; der Erste in einem altmodischen, blauen Uniformrock, lehnt die Krücke, auf welche er sich gestützt, sorgsam an seinen Stuhl und blickt mit einer Art von Schalkheit aus seinen kleinen, dunklen Augen unter den weißen, buschigen Wimpern hervor.

»Sie sehen, daß ich recht hatte, liebe Erlaucht!« rief der General von Ihlow, er war der Eine der Greise dem Andern zu.

»Noch nicht, Excellenz,« antwortete der Andere, der Reichsgraf Echter von Mespelbrunn, indem er sich in dem Lehnstuhl vor dem Schachbrett niederließ; der Stuhl stand so, daß dem Greise der volle Sonnenstrahl auf den Rücken fiel.

»Nun, Sie ist doch nicht da?« fragte Ihlow.

»Wir sehen Sie nicht,« entgegnete der Reichsgraf, »aber deßhalb kann sie doch da sein!«

Die beiden Greise lachten; der Reichsgraf nahm seinen alten schwarzen Sammetmantel fest zusammen und setzte seine kleine, zusammengesunkene Figur zurecht, um bequem zu spielen, der Monsieur Mohrmann hatte indessen das Schachspiel aufgestellt und nach einem Wink auf dem Sessel ohne Lehne an der andern Seite des

Tischchens Platz genommen, um mit seinem Gebieter die gewohnte Partie zu machen.

Wir haben von dem dritten Herrn noch nicht gesprochen; es ist ein Vierziger, ein mittlerer Vierziger, ein hübscher Mann mit feinen Zügen, lebhaft in seinen Bewegungen, in einer saubern, beinahe eleganten Jagdkleidung; der Herr hatte noch eine gewisse Jugendlichkeit und Frische, vielleicht erschien er noch jünger, als er wirklich war, neben diesen beiden Greisen; er nahm nicht gleich Platz, nannte den General ›lieber Papa‹, holte ihm eine Pfeife mit einem mächtigen Meerschamkopf aus dem Salon, schlug ihm Feuer an und sah mit einer gewissen Befriedigung zu, bis der alte Herr den Taback schmauchend in Brand gesetzt hatte, dann erst ging er, holte sich selbst eine Pfeife und nahm endlich dicht neben dem General rauchend Platz.

Es kam in dem ganzen Wesen und dem Benehmen dieses Herrn eine ganz unverkennbare Zärtlichkeit zum Ausdruck; es war die Zärtlichkeit eines Sohnes, dem es trotz seines Alters die größte Freude macht, seinen Vater bedienen zu können; der General nahm übrigens all diese Freundlichkeiten und kleinen Dienste mit dem etwas gleichgültigen Wohlwollen des höhern Greisenalters hin und redete ihn bald mit: ›lieber Sohn!‹ bald mit ›lieber Kamerad!‹ an.

Auch diesen Herrn haben die aufmerksamen Leser unserer Geschichte schon kennen gelernt und zwar auf dem Landgut der Gräfin Sebastianne Kalnein in Ostpreußen, es ist der General Graf von Mespelbrunn, der Vetter, der mit des Reichsgrafen Enkelin, mit der schönen Sophie, in seiner Jugend verlobt war, der den unglücklichen Christian



von Ihlow und die von demselben ihm entrissene Braut, so eifrig verfolgt hatte.

Und diesen selben Mann sehen wir hier den Vater seines tiefgehaßten und eifrig verfolgten Todfeindes mit fast kindlicher Zärtlichkeit bedienen?

Das ist ein Räthsel, dessen Lösung wir nicht schuldig bleiben wollen. Der Graf von Mespelbrunn hatte nie die Geliebte seiner Jugend vergessen, er hatte nie der Hoffnung entsagt, sie Christian von Ihlow zu entreißen, den Nebenbuhler im Duell zu tödten und endlich doch die Cousine zu gewinnen, deren eigenthümliche Reize ihn, obgleich sie damals noch ein Kind war, mit einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft erfüllt hatten, und als er sich endlich ihres Todes vergewissert halten mußte, auch da verließ ihn diese Leidenschaft nicht, sondern sie brannte mit verzehrendem Feuer in ihm fort; er hat nie ein anderes Weib geliebt, obgleich es eine Zeit in seinem Leben gab, in welcher er durch andere Frauen den verderblichen Einfluß der Erinnerung an diese Einzige zu bekämpfen trachtete; Alles war umsonst gewesen! Die höchste Schönheit des Leibes, die edelste Bildung der Seele und die zarteste Neigung, die dem ausgezeichneten und in der Jugend schon hochstehenden Manne nicht selten verstohlen entgegen kam, ließen ihn nicht nur kalt, sondern erfüllten ihn sogar mit einer Art von Zorn. Die Gräfin von Mespelbrunn, seine Cousine, war eins von jenen allerdings seltenen und kann man wohl sagen zum Glück seltenen weiblichen Wesen, welche nicht Allen, aber doch vielen Männern eine so mächtige, so große Leidenschaft einflößen, daß an ein Aufhören derselben gar nicht zu denken ist.

Wir sahen, wie gewaltig das Wesen von Ostertag's Sonnenstrahl auf unsern letzten Helden wirkte, wie es ihn in einem Zwiespalt hielt, den erst der Tod mit blutiger Hand löste, und doch war die jüngere Sophie ihrer Mutter nur sehr ähnlich, keineswegs gleich; sie war der ältern Sophie in einem Punkte sogar sehr unähnlich, der Tochter fehlte etwas, was die Mutter im höchsten Grade besaß – Feuer und Energie! Wenn man das bedenkt, so wird die Leidenschaft, mit welcher Graf Mespelbrunn auch da noch an seiner Verlobten hing, als sie ihm erst durch Christian von Ihlow, dann durch den Tod entrissen wurde, nicht mehr ganz unerklärlich scheinen.

Mit Freuden begrüßte der Graf Mespelbrunn die Gelegenheit, welche ihm der Kriegszug Napoleon's gegen Rußland bot; sein Souverain ernannte den Obristen zum General und übergab ihm den Befehl über das Contingent, welches er als Rheinbundfürst zu stellen hatte. Er suchte den Tod, aber die ihn suchen, finden ihn oft nicht und so kam er, krank und verwundet, aber er kam doch zurück.

Erst von der Gräfin Sebastianne, in deren Hause er milde Aufnahme gefunden, erfuhr er, daß die jüngere Sophie, die Tochter seiner Geliebten, gefunden. Er erfuhr, was ihm die Gräfin sagen konnte, denn diese behandelte ihn als einen Verwandten, er war durch die Baronin Seyffertitz ihr *cousin à la mode de Bretagne* und Sebastianne hielt es überdem für ihre Pflicht, ihn von dem sein Haus so nahe berührenden Zufall in Kenntniß zu setzen.

Den Grafen frappirte dabei zunächst am Meisten die große Aehnlichkeit zwischen Sophie und ihrer verewigten Mutter. Noch mehr Licht gab ihm sein Zusammentreffen mit dem Rittmeister von Rouvroy. Anfangs von eifersüchtigen Regungen gegen den jungen Mann, bei dem er das ihm in Rußland verloren gegangene Bild der Geliebten fand, ergriffen, beruhigte er sich schon, als er dessen Namen erfuhr, denn er hatte aus den Gesprächen der beiden Damen und aus einigen Andeutungen schon errathen, in welchem Verhältniß Rouvroy zu der edlen Fabiane stand – er war völlig beruhigt, als er Zeuge des Wiedersehens zwischen diesen Beiden wurde.

Wer hätte auch denken können, daß ein Mann neben Fabiane noch eine andere Frau im Herzen zu tragen vermöge! Rouvroy hatte seines Herzens tiefen Zwiespalt Niemandem anvertraut, selbst die kluge Weltdame, die Baronin von Seyffertitz, hatte nur unbestimmte Befürchtungen darüber gehegt, der Einzige, der tiefer darin sah, war der ehrliche Amtsrath von Krummensee gewesen – auch ihm wäre, trotz seiner Jahre, Ostertag's Sonnenstrahl beinahe gefährlich geworden – aber auch er erfuhr erst aus den hinterlassenen Papieren seines jungen Freundes, welche ihm der jüngere Grieben, genannt Laborde, übergeben, wie durchaus seine Befürchtungen begründet gewesen.

Uebrigens war, um das hier einzuschalten, der jüngere Grieben in seinem schrecklichen Beruf, als Spion nämlich, gestorben, nachdem er zuletzt durch seine Thaten, soviel in seinen Kräften war, sein früheres Leben gesühnt.

Er blieb nämlich anscheinend französischer Spion, setzte aber mit großer Schlaueit die preußischen Feldberren von Allem, was er erfuhr, in Kenntniß. So leistete er durch seine Kenntniß hier und später namentlich im Feldzuge von 1814 große Dienste. Endlich aber gingen den Franzosen auch die Augen auf, sie lockten ihn in einen Hinterhalt, doch wäre seiner unnachahmlichen Gewandtheit beinahe auch da noch die Rettung geglückt, wenn ihm nicht auf der Flucht sein Roß versagt hätte. Er ließ es laufen und flüchtete sich auf einen Baum, aber die Verfolger entdeckten ihn und da er ihrer Aufforderung herunter zu kommen, eine stumme Weigerung entgegengesetzte, so schossen sie nach ihm und er empfing lautlos die Todeswunde. Sein Leichnam hing zwischen Himmel und Erde den Raubvögeln zur Beute, wie es der einsame Spion verdiente, aber die Schmach des Strangs blieb dem verlorenen Sohne aus dem alten Lande Teltow erspart um der späten Reue Willen, die er im Dienst des Vaterlandes bethätigt.

Nach der Rückkehr aus Rußland nahm der General Graf Mespelbrunn den Abschied, seine Wunde machte ihn zu weitem Kriegsdiensten untauglich, und sobald die Wege durch die Leipziger Schlacht frei geworden, kam er nach der Pielenu.

Er sah Ostertag's Sonnenstrahl, er sah die Tochter der Frau, die er so leidenschaftlich geliebt; es geschah, was er bereits bei der ersten Nachricht von ihr dunkel geahnet, seine Liebe, seine Leidenschaft für die Mutter war wie ein Erbe auf die Tochter übergegangen; er that, was er sich schon vorher vorgenommen, er warb um die Hand des Fräuleins von Ihlow.

Die beiden Greise stutzten nicht wenig bei dieser Werbung, welche Graf Mespelbrunn an Beide zugleich richtete, sie erbaten sich Bedenkzeit und berathschlagten lange; endlich aber kamen sie doch zu dem Schluß, daß eine solche Vermählung wirklich alle die Dissonanzen, welche in ihr Leben gekommen, harmonisch auflösen könne.

Der alte Erlaucht sah durch die Urenkelin erfüllt, was er von der Enkelin gehofft, sie brachte sein reiches Allod an das Haus Mespelbrunn; dem General von Ihlow gab seines Sohnes Tochter eine Familie, die ihm der Sohn selbst nicht zu geben vermocht hatte; die beiden Alten aber konnten noch vor ihrem Ende das Schicksal des geliebten Kindes, welches Beide vergötterten, in die treue Hand eines edlen Mannes legen. Graf Mespelbrunn dagegen hatte die Genugthuung dem General den Sohn zu ersetzen, an dessen bleibender Entfernung sein Haß und seine Verfolgung doch auch wenigstens beigetragen, ganz abgesehen davon, daß ihm nun doch, wenn auch erst im reifern Alter ein Glück zu Theil wurde, nach welchem er sein ganzes Leben lang mit so heißer Leidenschaft gerungen.

Urgroßvater und Großvater gaben also ihre Einwilligung und machten nur die Bedingung, daß der Sonnenstrahl bei ihnen bleiben müsse, entweder in Havelberg, oder auf den märkisch-niederlausitzischen Gütern der Mespelbrunn, so lange sie noch zu leben hätten – eine Bedingung, welche der leidenschaftliche Bewerber sofort annahm.

Wir brauchen übrigens wohl nicht zu sagen, daß die beiden alten Herren durchaus nicht daran dachten, ihrem abgöttisch verehrten Liebling irgend wie einen Zwang

anzuthun und daß keine Rede von der Verheirathung sein konnte, wenn der Sonnenstrahl auch nur die geringste Abneigung dagegen zeigte.

Das aber war in keiner Art der Fall, freundlich lächelnd hörte Sophie den Grafen an und freundlich lächelnd erklärte sie ihm, daß sie recht gern seine Hand annehmen werde, wenn die Großväter nichts dagegen hätten. Der übergläckliche Bräutigam sagte dem seltsamen Mädchen nun hastig, daß er dieser Einwilligung nicht mehr bedürfe, schloß es in seine Arme und überschüttete es mit glühenden Küssen, welche Sophie duldete, aber durchaus nicht erwiderte.

Dem Grafen entging es nicht, daß ihn der Sonnenstrahl nach diesem ersten stürmischen Erguß leidenschaftlicher Zärtlichkeit, mit einem zwar freundlichen, aber doch seltsam forschenden und neugierig fragenden Blicke anschaute, was sich in der nächsten Zeit, so oft er zärtlich war und sie küßte, wiederholte. Der Graf bat sie um eine Erklärung, Sophie aber schüttelte das Köpfchen und entgegnete mit jenem sonnenhellen Lächeln, das keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit gestattete: »Ich weiß es nicht zu sagen, ich verstehe Sie nicht recht!«

Der Graf war zu glücklich, um Lust nach weiterer Nachforschung zu hegen; die Braut war jedenfalls aufrichtig, vielleicht aber wäre sie doch durch geschickte Fragen auf den Umstand gekommen, daß schon einmal ein Mann, daß Robert von Rouvroy sie also geküßt und sie durch seine leidenschaftliche Zärtlichkeit in Erstaunen gesetzt hatte. Wäre sie aber auf diesen Gedanken gekommen, sie würde nicht ermangelt haben, ihn sofort in vollster Naivetät auszusprechen und Graf Mespelbrunn

würde auch nicht der Thor gewesen sein, sich daran zu ärgern. Ihm erschien seine Braut wirklich als die Verkörperung aller Ideale.

Uebrigens lernte der Sonnenstrahl nach und nach doch auch die Küsse des Bräutigams erwidern, wenn auch von einer Leidenschaftlichkeit ihrerseits niemals die Rede sein konnte.

Sophie blieb als Braut ganz so, wie sie als Mädchen gewesen, ganz so hell und freundlich, ganz Ostertag's Sonnenstrahl.

Den alten Ostertag hatte sie übrigens aus der Pfaffenschenke kommen lassen, er mußte bei ihr bleiben, aber nicht etwa, wie man etwa hätte glauben können, aus einer dankbaren Anhänglichkeit an den Pflegevater, der immerhin gegen sie gütig gewesen war von Kindheit an und gewissenhaft seine Pflichten erfüllt hatte, wenn auch sonst nicht viel an ihm sein mochte – nein, eine Anhänglichkeit der Art, selbst eine ganz gewohnheitsmäßige fühlte der Sonnenstrahl gar nicht, aber der alte Ostertag war ein ganz vorzüglicher Zwiebelgärtner und von allen Blumen liebte der Sonnenstrahl ganz bezeichnend für sein Wesen, am meisten die farbenprächtigen, aber geruchlosen Tulipanen, gelbe Tulipanen, gelbe Tazetten, Malven und dergleichen. Der alte Ostertag lebte also als Zwiebelgärtner seiner frühern Pflgetochter in der Pielenu und befand sich dabei sehr wohl; die Pfaffenschenke aber hatte er verkauft.

Graf Mespelbrunn hatte seine Vermählung so sehr als möglich beschleunigt, man hat keine Zeit übrig, wenn man nahe den Fünzigern ein Weib nimmt und die beiden alten Herren waren auch für die Eile, denn ihre Tage

waren gezählt, das wußten sie, und sie trugen sich doch noch mit den kühnsten Hoffnungen, sie wollten gern noch, der General, ein Urenkelkind, der Reichsgraf sogar ein Ururenkelkind sehen. Freilich vertrauten sie einander diese kühnen Wünsche nicht an, aber sie erriethen sich gegenseitig und die Erlaucht sagte öfter zu sich selbst: »Ich bin doch neugierig, ob der alte General den Urenkel noch erleben wird, er ist recht schwach geworden in der letzten Zeit!« Die Excellenz dagegen sagte: »Ich glaube die alte Erlaucht hofft noch den Enkel seiner Enkelin zu erleben und ist doch schon so hinfällig!« Jeder hielt den Andern für schwächer als sich selbst, sie nahmen sich aber Beide nicht viel.

Der Sonnenstrahl war natürlich mit der Beschleunigung der Hochzeit ebenso einverstanden, wie er mit der Hinausschiebung derselben einverstanden gewesen wäre.

Der General wollte nun, daß die Letzte, welche den Namen von Ihlow trug, auch von einem Ihlow'schen Pastor in einer Ihlow'schen Kirche getraut werde. Da man sich aber mitten im Winter befand und die alte Erlaucht sich kaum von der Reise aus der Lausitz nach Havelberg, wo man sich aufhielt, erholt hatte, so wurde nach Sanct Peter geschrieben und Pastor Wallner mußte kommen, um das junge Paar im Dom zu Havelberg zu trauen.

Pastor Wallner wurde absichtlich zu dieser Ehrenamts-handlung berufen, weil sein Vater, wie wir wissen, der erste Beschützer der Kindheit des Fräuleins von Ihlow gewesen. Uebrigens hatte der junge Geistliche einige Wochen zuvor den Emeritus begraben und zwar neben der



ihm nur wenige Tage vorangegangenen freundlichen Gemahlin, zwischen den beiden Lärchen Tannenbäumen, wie's Beide sich gewünscht.

Seit dem 17. Januar 1814 war also Ostertags Sonnenstrahl die vermählte Reichsgräfin Echter von Mespelbrunn, Freiin von und zur Pielenau, Semperfreie auf Fichtenwalde und durch Schenkung ihres Großvaters Erbherrin auf Sanct Peter im Ländchen Schollähne.

Im Frühling 1814 war die junge Gräfin mit ihren drei Männern, wie sie zu sagen pflegte, mit ihren drei Anbetern, wie sich der Graf ausdrückte, wieder nach dem Renaissance-Schloß in die Pielenau gezogen; das hatte sie auch in dem folgenden Winter ihrer Mutter-Hoffnungen wegen nicht verlassen und der General von Ihlow war auch geblieben; was lag ihm an der sonst so geliebten Domherrn-Curie in Havelberg, wenn er Großvater werden sollte?

Am 1. Januar 1815 gab die Gräfin einem starken, gesunden Knaben das Leben, welcher nach seinen Urgroßvätern Cajetan Ferdinand Christian Eustachius, zugleich aber auch nach seiner Mutter Sophus getauft wurde. Sophus wurde der kleine Erbgraf genannt. Es versteht sich ganz von selbst, daß die drei Herren entzückt von dem Knaben waren; sie sahen alle drei in dem zwar starken und kräftigen, aber keineswegs besonders schönen Kinde, ein Ideal von Schönheit, eine Vereinigung aller der glänzenden Eigenschaften, durch welche sich Mespelbrunn und Ihlow's jemals ausgezeichnet hatten im Lauf der Jahrhunderte. Sie wagten jeden Tag neue Prophezeihungen über des Kindes Zukunft, eine immer maßloser wie die andere und die Gräfin Sophie lächelte über die

liebenswürdige Thorheit der alten Männer, aber die Mutter des Grafen Sophus lächelte nicht mehr wie der Sonnenstrahl einst gelächelt hatte. Es war ein mächtiger Unterschied.

Weder die alte Erlaucht, noch der General von Ihlow bemerkten diesen Unterschied, aber der Gemahl bemerkte ihn und er konnte den beiden Greisen im Stillen zuweilen zürnen, weil sie so blind.

Im Hochsommer hatte die Gräfin, denn sie war die Hauptperson und handelte auch stets als solche, den Kiehnitz, so hieß die Insel mit dem alten Thurm und dem hübschen Wohnhause im Kiehnitzsee, etwa drei Stunden von der Pielenau entfernt, bezogen und treulich waren ihr die drei Anbeter dahin gefolgt.

Schweigend spielte die alte Erlaucht mit dem würdigen Diener ihre Partie, der General von Ihlow aber erzählte dem Gemahl seiner Enkelin eine steinalte Geschichte, welche jener geduldig mit anhörte, oder anzuhören schien, bis sich der greise Kriegsmann plötzlich mit einem derben Fluche selbst unterbrach und laut erklärte, daß Alles, was er gesagt, ganz verdammtter Unsinn gewesen, daß er das Ding falsch angefangen und überdem zwei ganz verschiedene Affairen untereinander gebracht habe; das passirte dem General übrigens seit einiger Zeit sehr häufig. Er pflegte dann gewöhnlich auf sein Factum, den langen Rimpler, seinen Secretair zu schelten, was er auch jetzt that.

»Sie hat den Rimpler mitgenommen!« bemerkte der Graf.

»Wahrlich viel zu große Ehre für den Burschen!« entgegnete der General, aber sein Gesicht hatte sich sofort

aufgehellt, es war nur die Erinnerung an ›Sie‹ nöthig, um die gute Laune im vollsten Umfange wieder herzustellen.

›Sie‹ war immer der Sonnenstrahl, wenn von ›Ihr‹ geredet wurde, war stets Gräfin Sophie gemeint, die drei ›Anbeter‹ würden es sehr übel genommen haben, wenn man danach noch gefragt hätte.

»Ich habe gestern einen Brief von ›ihrem‹ Pastor in Sanct Peter!« erzählte der General.

»Ei, wie befindet sich der treffliche Mann?« fragte der Graf, der eine wirkliche Dankbarkeit gegen Pastor Wallner fühlte, weil dieser ihn zu Havelberg mit dem Sonnenstrahl getraut.

»Nun, der Pastor! der befindet sich ganz gut,« lachte der General, »aber auch der jungen Pastorin geht es ganz wohl, denn sie hat selbst an ›Sie‹ geschrieben, ›Sie‹ soll Gevatter stehen bei dem Kindchen!«

»Das hab ich mir gedacht!« meinte der Graf.

»Ich auch!« versetzte der General ernsthaft, »ist übrigens auch ganz in der Ordnung, daß ›Sie‹ bei dem ersten Kinde ›ihres‹ Pastors Gevatter steht, das ist immer so bei uns Ihlow's gewesen, der Pastor gehörte bei uns immer mit zur Familie, das ist uns in mehr als einem Stück zu Gut gekommen!

»Wenn der Pastor danach ist!« meinte der Graf.

»Das ist Sache des Patroni,« erwiderte der General eifrig, »wenn sich der Patron um Kirche und Schule mit redlichem Fleiße bemüht, dann wird er auch fromme *pastores* haben, ist's ihm freilich nicht ernsthaft darum zu thun, dann muß er seinen Aerger mit faulen Miethlingen haben!«

»Nun, ich hab's doch schon erlebt, lieber Papa, daß trotz aller Mühe der redliche Patron nicht den rechten Mann gefunden hat!«

Der Graf sah den General fragend an.

»Und ich hab's noch viel öfter erlebt,« fuhr der General wacker fort, »daß ein redlicher Patron wirklich doch die rechten Geistlichen für seine Gemeinden gefunden!«

»Das will ich ja nicht bestreiten,« meinte der Graf, »ich will nur sagen, daß wir doch recht oft in die Lage kommen Fehl zu greifen und uns mit schwachen, wenn auch nicht immer mit schlechten Geistlichen Menschenalter hindurch herumärgern müssen.«

»So so,« murrte der General, »die Schwachen nun, mit denen sollt ihr Nachsicht haben, und sie stützen, wir sind alle Sünder, und die schlechten, nun die müßt ihr auch ertragen und sie scharf im Zügel halten, das ist eure Pflicht, was aber das Aergern betrifft, so seht ihr zu, daß von euch kein Aergerniß komme! Darauf aber verlaßt Euch, daß es zwar eben so viel *pastores* giebt, welche sich an dem Wandel ihres Patroni ärgern müssen, wie Patroni, die sich an ihrem Pastor ärgern!«

»Sie mögen wohl Recht haben, lieber Papa!« meinte der Graf lachend.

»Ich habe Recht, Herr Sohn!« sagte der General bestimmt, »aber ich sehe nicht ein, was dabei zu lachen ist?«

»Ich dachte an den Schlingel, den Wildmann auf Giemnitz,« entgegnete der Graf entschuldigend, »aber freilich, der ist ein reich gewordener Lieferant!«

»Das macht's nicht,« versetzte der alte Kriegsmann, sein greises Haupt schüttelnd, »der Wildmann ist freilich einer von den Kerlen, bei denen Keiner weiß, wo der Narr aufhört und der Schuft anfängt; hat sich doch dieses wüste Menschenkind einen wilden Mann auf seinem Kutschenschlag malen lassen, einen spindeldürren, nackten Kerl von Silber mit grünen Blättern um den Leib, und das Alles auf goldnem Grund, und nun bildet sich der Kerl ein, er habe ein Wappen! Gott erbarme sich! der Kerl weiß nicht einmal die erste Regel der Heraldik, welche verbietet Gold auf Silber, Metall auf Metall zu setzen!«

»Aber, lieber Papa,« rief der Graf, »heut zu Tage studirt Niemand mehr Heraldik!«

»Desto schlimmer,« knurrte der Alte, »zumal da Jeder doch ein Wappen haben will!«

»Und von dem Wildmann,« fuhr der Graf fort, »können Sie's doch kaum anders erwarten, hat er nicht sein ganzes Leben lang Metall auf Metall, Gold auf Silber gehäuft?«

Der Scherz gefiel dem General, er lächelte; nach einigem Nachsinnen aber fuhr er ernsthaft fort: »ich wollte aber ein Anderes sagen, die adlige Abkunft macht's in geistlichen Dingen nicht, lieber Sohn, da sehen Sie sich mal Ihren lieben Nachbarn an, den alten Nordenbach, der ist heiliger, römischer Reichs-Freiherr, kann von Vater- und Mutterseite sechzehn Ahnen probiren und nöthigenfalls auch noch eine Gabel aufstecken, als Kirchenpatron ist er aber nicht um ein Haar besser als der Wildmann, eher schlechter!«

Der General sah gerade vor sich hin und dampfte mächtig, da er keine Antwort erhielt, so glaubte er den

Grafen noch nicht überzeugt und erzählte nun hastig eine Reihe von Geschichten über schlechte Kirchenpatrone, er war sehr reich an solchen wenig erbaulichen Geschichten.

Graf Mespelbrunn aber achtete schon lange gar nicht mehr auf das, was der alte Herr sagte, sondern blickte scharf nach Osten, über die Brücke und die sandige Landzunge hinweg nach dem fernen Waldsaum, an welchem hin sich etwas zu bewegen schien, ein heller Punkt, welcher gegen das dunkle Grün des Nadelholzes scharf absetzte. Das Gesicht des Grafen hatte einen gespannten Ausdruck, seine Augen späheten scharf und folgten un- ausgesetzt dem hellen Punkte am Waldsaum.

»Was haben Sie, lieber Sohn?« fragte der General, seinen Vortrag unterbrechend und sich aufrichtend.

»Ich glaube, daß sie kommt!« erwiderte der Graf halblaut.

»Wo? wo?« fragte der General hastig.

»Dort am Oberhagener Hau!« sagte der Graf, deutete mit der Pfeife die Richtung an und stellte dieselbe dann weg; er mochte nicht mehr rauchen.

Der General hatte mit zitternden Händen seine Brille aufgesetzt, »ich sehe nichts,« sagte er leise, »ich glaube auch, daß Sie sich täuschen, lieber Sohn, Sie können bis dahin nicht sehen!«

»Sie ist es!« versetzte der Graf bestimmt, ohne wegzusehen, »ich sehe den gelben Wagen, sie hat den gelben Wagen genommen!« Beide schauten scharf nach dem Waldsaume hinüber.

Eigenthümlich war das Benehmen der alten Erlaucht, sie hatte kaum den ersten Ausruf vernommen, als das Spiel auch schon jeden Reiz verloren hatte.

Dennoch wollte der Greis sich doch den Schein bewahren, als spiele er weiter, denn er gab sich gern die Miene, als ob er die ganz ungeheuchelte Vergötterung des Generals von Ihlow für den Sonnenstrahl doch nicht in ihrem vollen Umfang theile; er gab gerne, da wo er's vermochte und sich beobachtet glaubte, seiner Huldigung für die junge Gräfin einen ironischen Beisatz, oder vielmehr einen Beisatz, welcher ironisch sein sollte, aber der General hatte ihn bald durchschaut und pflegte ihn darum öfter zu verspotten.

Die alte Erlaucht setzte die Schachfiguren ganz verkehrt, sie dachte an die Urenkelin, aber nicht an das Spiel; Monsieur Mohrmann aber setzte, ohne eine Miene zu verziehen, mit ruhiger Würde die Schachfiguren immer wieder zurecht bevor er den Gegenzug that, und so wußte er den Anschein des Spiels zu bewahren, was, wie er ganz richtig errieth, die Absicht seines Herrn war.

Es geht nichts über den Scharfsinn, den ein Diener, wie Mohrmann, in solchen Dingen hat.

»Jetzt lenkt der Wagen in den Waldweg bei dem steinernen Kreuz ein,« rief der Graf lebhaft und zog seine Uhr heraus, »der Weg fährt sich jetzt gut, in zehn Minuten muß er dort grade über dem Teich herauskommen, und dann können wir ganz deutlich ›ihren‹ Schleier sehen!«

»Aber, liebe Erlaucht,« rief der General, »hören Sie doch, der Wagen ist schon im Waldwege!«

»Das ist noch weit,« antwortete der Reichsgraf, »wollen mich Excellenz nicht mein Spiel beenden lassen?«

Der General lachte und sagte halblaut: »was das für Possen sind, lieber Sohn, da sollen wir nun glauben, daß er wirklich spielt, als ob er spielen könnte, wenn ›sie‹ kommt! Möchte nur wissen, warum die gute Erlaucht sich solche Mühe giebt, uns dergleichen Comödien vorzuspielen, die wir doch auf der Stelle durchschauen!«

»Marotte!« entgegnete der Graf achselzuckend, verwendete aber keinen Blick von der Stelle über dem Teich, wo der gelbe Wagen zum Vorschein kommen mußte.

»Ich glaube doch, daß es Altersschwäche ist!« meinte der General leise sprechend und zwar in einem Tone, als ob er wenigstens dreißig Jahre jünger wäre als der Reichsgraf.

Die Naivetät war so stark, daß der Graf wirklich auf einen Moment umblickte und ihn ansah.

»Meinen Sie auch, lieber Sohn?« fragte der Greis unbefangen.

»Hurrah! da ist der Wagen!« rief der Graf jubelnd.

Jetzt ließ auch die Erlaucht die Maske fallen, stützte beide Arme auf den Tisch und blickte durch ein Doppelglas, welches ihm sein vorsorglicher, geheimer Kämmerer reichte, der nun die Schachfiguren einpackte.

»Sehen Sie ihren Schleier wehen?« rief der Graf.

Die beiden Alten sahen noch nichts, aber sie blickten mit gespannter Aufmerksamkeit durch ihre Gläser.

»Jetzt lenkt der Wagen in den Busch!« rapportirte der Graf.



Der General schlang mühsam sein Taschentuch um seine Krücke und legte die Pfeife, die ihm längst ausgegangen war, hinter sich, wie eine Fahne aber hob er seine Krücke hoch empor.

»Da ist der Wagen, sie hat Ihr Zeichen gesehen, Papa, da! sie nimmt ihren Hut ab und schwenkt ihn, sie hat das Kind auf dem Schooß liegen!«

Mit dem letzten Worte wollte der Graf fort, der General aber hielt ihn am Rockschooß fest und commandirte: »Still gestanden! nein! lieber Sohn, Sie haben so schon von ›ihren‹ drei Anbetern die meisten Vortheile, wir Beide können ihr nicht entgegenlaufen, also müssen Sie hier bleiben, nicht wahr Erlaucht?«

»Lassen Sie ihn doch, Excellenz,« erwiderte der Reichsgraf immerfort durch das Glas blickend, »wissen ja, junger Ehemann!«

»Ebendarum halte ich ihn fest!« beharrte der General hartnäckig.

Der Graf stand halb belustigt, halb ärgerlich still; Monsieur Mohrmann nahm seinem Gebieter ruhig das Glas aus der Hand, denn der Wagen war jetzt so nahe, daß man ihn von dem Sitze des Reichsgrafen aus nicht sehen konnte.

»Der Wagen ist schon an der Brücke, und sie wird sich wundern, wenn ich sie nicht unten empfangen!« sagte der Graf.

»Kriegslist, nichts als Kriegslist!« entgegnete der General lachend, »ich durchschaue das, lieber Sohn, bin ein alter Soldat!«

Endlich aber ließ er seinen Gefangenen doch frei, und dieser eilte nun mit fast jugendlicher Eile die Terrassen hinunter.

»So lange dürfen wir ›sie‹ nicht wieder fortlassen, Excellenz!« sagte der Reichsgraf.

»Sie wird uns eben nicht fragen, liebe Erlaucht,« entgegnete Ihlow gut gelaunt, »es war aber hart, drei Mit-tage ohne sie zu essen, zwei Abende ohne sie, es war hart!«

»Sie wird nicht wieder fortgehen, wenn wir sie daran erinnern, daß wir doch nur noch so wenige Abende mit ihr zuzubringen haben!« meinte die alte Erlaucht.

»Da haben mir's, er fühlt sich schon dem Ende nahe,« sagte der General leise zu sich selbst, laut aber setzte er hinzu; »Es würde ›sie‹ doch betrüben, wenn wir sie an die Trennung erinnerten!«

»Da haben wir's,« sagte der Reichsgraf vor sich hin, »der General wird doch recht schwach, es geht sichtlich zu Ende mit ihm, er weiß nicht mehr, daß den Sonnenstrahl nichts betrübt,« zu dem General gewandt aber meinte er: »wenn sie wirklich wieder mal gehen sollte, so muß sie uns wenigstens das Kindlein, den Sophus, hier lassen!«

Auf diese letzte Bemerkung antwortete der General gar nichts, sondern dachte nur höchst verächtlich, daß die Alterschwäche den Reichsgrafen zu ganz erschrecklichen Faseleien verleite, als wenn der Sonnenstrahl jemals ihr Kindlein, den Sophus, auch auf einen Tag nur allein lassen könne! Das war ganz unmöglich, und dieser alterschwache Greis sagte, »sie muß« – der Sonnenstrahl mußte nie, nach der Ansicht des Generals.

Da erschien auf der obersten Terrasse der lange Rimpler, des Generals Secretair und Factotum, er trug das Kindlein Sophus in einem flachen Korbe, den er vorsichtig mit beiden Händen vor sich hinhielt.

»Tête links schwenkt, vorwärts marsch!« commandirte der alte Ihlow.

Gehorsam dem Commando marschirte Rimpler auf den Stuhl des Alten zu.

»Halt!«

Der lange Rimpler setzte den Korb mit dem Urenkel dem Urgroßvater auf die Knie, der Kleine hielt eine goldene Klapper mit agatenem Griff fest in der kleinen Hand und schaute lachend und freudige Schreie ausstoßend in das alte, eckige Gesicht, das sich voll Zärtlichkeit und verhaltener Rührung über ihn neigte; offenbar erkannte der blühende Junge den Greis, was diesen in Entzücken versetzte.

»Ein rechter Ihlow, ein ganzer Ihlow!« flüsterte er in sich hinein.

Er konnte sich nicht satt sehen an dem Kinde, obwohl noch nichts Ihlowisches in dessen Zügen zu entdecken war, doch hatte es etwas von dem sonnigen Lächeln der Mutter, sonst war's noch ein – unbeschrieben Blatt.

Der Ihlow war so mit seinem Urenkel beschäftigt, daß er gar nicht bemerkt hatte, wer gekommen!

In einem weißen Gewande und einem leichten Mäntelchen von strohgelber Seide darüber, lange Handschuh an den bloßen Armen, ein zierliches Händchen mit kirschrothem Band lose auf dem Kopf stand Gräfin Sophie am Arme ihres Gemahls auf der obersten Stufe der Terrasse.

Sie warf zuerst einen Blick auf den General, das war kein Blick von Ostertag's Sonnenstrahl, es war der Blick der Mutter, welcher immer und überall zuerst ihr Kind sucht, ein Blick voll Stolz und Besorgniß, ein Blick voll Liebe und Sorge zugleich. Da sie aber den Greis so liebevoll mit dem Kleinen beschäftigt sah, da kam wieder das alte leuchtende Lächeln des Sonnenstrahls zum Vorschein; sie machte, sich mit einer leichten Bewegung los vom Arme ihres Gemahls, erreichte mit einigen raschen Schritten ihren Urgroßvater, faßte dessen beide Hände freundlich und reichte ihm die zarte Wange zum Kuß.

Sie hatte kein Wort gesprochen, aber entzückt blickte ihr die alte Erlaucht nach, als sie sich umwendete und zu dem General trat, dem sie mit dem Finger über die Stirn strich und ihm dann mit einem hell und lieblich klingenden Lachen ebenfalls die Wange zum Kuß reichte, während der Graf seinen Sohn vorsichtig von den Knien des Generals hob und ihn zu dem Reichsgrafen hintrug.

Es begannen nun in rascher Folge Begrüßungen und leichte Scherze, bis endlich die junge Gräfin ihr Kind selbst nahm und mit ihm hineinging: »wenn Sophus schläft, will ich kommen und Alles erzählen!« sagte sie verschwindend.

Ja, diese Frau war noch immer Ostertag's Sonnenstrahl, immer hell, immer heiter, und wer sie mit den drei Männern verkehren sah, der mußte ihr Wesen ungemein lieblich, bezaubernd finden; er konnte aber immer noch, wie einst die kluge Weltdame, die Baronin von Seyffertitz, zu dem Urtheil kommen, dieses helle, freundliche, immer gleichmäßig gut gelaunte, muntere Wesen habe

keine Seele; in dieser Beziehung war Gräfin Sophie noch ganz Ostertag's Sonnenstrahl.

Wer aber diese selbe Frau mit ihrem Kinde auf dem Arm gesehen, wer die Blicke beobachtete, mit welchen sie ihr Kind hütete, umfaßte, so zu sagen, der wußte, daß diese Frau doch eine Seele hatte. Seit Sophie Mutter geworden, war mit ihr eine große Veränderung vorgegangen, die vielleicht um so mächtiger war, je weniger sich dieselbe äußerlich wahrnehmbar machte.

Die beiden Greise hatten nichts von dieser Veränderung gemerkt, für sie blieb die Gräfin immer nur der helle Sonnenstrahl, welcher erwärmend und erquickend in die letzten Abendstunden ihres Lebens fiel; der Gemahl aber bemerkte diese Veränderung wohl, ihm war als habe sich eine noch festgeschlossene Knospe plötzlich zu einer herrlichen Blüthe entfaltet; schon vorher hatte er die Frau geliebt, jetzt sah er in ihr ein Wunder, ein Wunder, vor dem er mit einer Art von frommer Scheu still stand.

Und hatte er denn Unrecht?

Geschieht denn nicht wirklich ein Wunder, wenn die schlummernde Seele des Weibes erwacht bei dem ersten Schrei des Kindes, welches nach seiner Mutter ruft?

Es ist ein süß Geheimniß um die Seele des Weibes, sie schlummert in dem Kinde, aber sie regt sich leise in dem ahnenden Herzen der Jungfrau, hütet Euch, die zarte Seele zu früh zu wecken! Es ist die Lippe des Geliebten, welche die Seele der Frau wach küßt, aber vermag keines Mannes Lippe die Seele der Frau wach zu küssen, verlaßt Euch darauf, der erste leise Schrei des Kindleins wird sie sicher aufwecken. Darum sollt Ihr von keinem Mädchen, von keiner Frau sagen, sie habe keine Seele, wartet bis sie

ein Kind auf den Armen trägt, und Ihr werdet ein Wunder sehen!

Alle Tage geschehen noch Wunder!

Die Gräfin kehrte mit leichten, behenden Schritten zurück aus dem Hause.

»Sophus schläft!« sagte sie lieblich und nahm mit einer dankenden Neigung des Kopfes Platz auf dem Stuhl, den ihr der Gemahl zwischen die beiden Greise schob.

»Sophus schläft!« wiederholten die beiden Alten ernsthaft, als sei es etwas ganz besonders merkwürdiges um diese Nachricht.

Graf Mespelbrunn stand hinter dem Stuhl seiner Gemahlin, er stützte die Linke leicht auf die Lehne, die Rechte spielte mit den kirschrothen Haubenbändern, zuweilen auch wohl mit einem von den kleinen, seidenweichen Löckchen, welche im Nacken hingen.

Der Sonnenstrahl war mit seinen drei Anbetern allein, denn auch Monsieur Mohrmann hatte sich zurückgezogen.

Es war eigentlich ein recht liebliches Bild – das umblüthete, umgrünte und umbuschete Haus im Hintergrund, und dann hinter der reizenden Frau die edle, hohe Gestalt ihres Gemahls, die ehrwürdigen Greise aber rechts und links neben ihr, deren Blicke an dem hellen Gesichtchen hingen und sich niemals abwendeten! Ein junges Kätzchen, welches der Gräfin nachgelaufen war, wälzte sich zu ihren Füßen in dem warmen Sande.

»Es ist dem Sophus und mir ganz gut gegangen!« sagte die Gräfin.

Die Drei sahen aus, als wäre ihnen in dem Augenblick eine ganz besonders frohe Kunde zu Theil geworden.

»Wir waren schon vor sechs in der Pielenau,« fuhr die Gräfin fort, »die Tante war noch nicht da, was mir recht lieb war, denn ich konnte den Sophus noch ungestört zu Bett bringen und etwas Toilette machen. Dann ging ich mit dem alten Ostertag, der noch mal heirathen will auf seine alten Tage, und meinem guten, langen Rimpler hinunter nach der weißen Treppe, um der Tante entgegen zu fahren, sie kam aber eben an. Drei Kähne, die Tante mit ihrer Jungfer und dem abscheulichen Elias Belcher in einem Kahn allein, in dem zweiten Fräulein von Perbandt und der Vetter Duba mit einer erschrecklichen Menge von Sprüchwörtern, im dritten Cousine Minna mit ihren Kindern, die Kinder sind recht hübsch geworden, sie sehen weder so braun wie ihr Vater, noch so verständig wie ihre Mutter aus, hübsche Kindergesichter!«

Die Drei gaben ihren vollkommenen Beifall mit Allem, was sie hörten, mehrmals in verschiedener Weise kund.

»Die Tante gefiel mir dieses Mal,« referirte der Sonnenstrahl weiter, »noch weniger als sonst, offenbar hatte sie Pläne und Geheimnisse in Menge, sie warf bei Tisch gleich mit allerlei seltsamen Andeutungen um sich, nun, Großpapa, Du weißt ja schon, wie sie's macht!«

Die alte Erlaucht nickte lächelnd.

»Der Elias Belcher mit seinem abscheulichen Gesicht mußte sogar bei Tisch hereinkommen; er stellte sich hinter der Tante Stuhl und flüsterte ihr etwas in's Ohr, sie antwortete ihm laut in wendischer Sprache. Elias Belcher stampfte hinaus, ich war froh, daß er ging, ich mag ihn und seine Nattermühle nicht. Aber ich mußte lachen, denn ich merkte gleich, daß die Tante diese kleine Scene arrangirt hatte, um sich ›Airs‹ zu geben, als ich lachte,

sah sie mich mit einem scharfen Blick an; ich mag ja ihre Geheimnisse nicht, wenn sie wirklich deren hat, ich kann keine Geheimnisse leiden, ich mag nichts dunkles, ich!«

»Die Nattermühle,« sprach die alte Erlaucht leise für sich, »ei, ja, Elias Belcher, die Nattermühle, ei wohl, die Seyffertitzin hat da Geheimnisse, und sie thut recht wohl daran, wenn sie das behütet als Geheimniß!«

»Ich werde es ihr nicht rauben,« sagte der Sonnenstrahl lachend, »sie hat meinem Sophus auch allerlei in's Bettchen gesteckt, Kißchen mit Wurzeln und Kräutern, ich habe aber Alles wieder herausgenommen und bei Seite gethan, nur eine goldene Kinderklapper, die sie ihm geschenkt, habe ich ihm gelassen. Sie sagte, der Griff der Klapper sei von Schlangenstein, mir aber sieht dieser Schlangenstein ganz so wie ein ehrlicher Agat aus, und es wird auch wohl welcher sein; die Tante nannte ihn nur so, damit man glauben soll, sie hätte irgend eine Macht über die Schlangen!«

Der General von Ihlow und der Graf lachten, die alte Erlaucht aber sagte bedenklich: »Die Seyffertitzin ist eine so kluge Frau, in dem Punkt aber wird sie nun wohl nie verständig werden, obgleich sie mit den Schlangengeschichten doch schon so großes Unglück angerichtet hat. Ja, die Nattermühle, glaubt nur, der Elias Belcher ist ein treuer Diener für sie!«

Die beiden andern Herren horchten auf, sie hatten so Manches schon von der Nattermühle und dem geheimnißvollen Diener der Baronin, dem Elias Belcher vernommen; sie hätten gern von dem Reichsgrafen Näheres gehört, der war nicht immer in der Stimmung von solchen Dingen zu sprechen; der Sonnenstrahl aber hatte niemals



auch nur das geringste Interesse an solchen Geschichten gezeigt, im Gegentheil stets die größte Abneigung dagegen verrathen.

Die junge Gräfin fuhr auch ruhig, ohne Notiz von den ganz unverkennbaren Wünschen der beiden andern Herren zu nehmen, fort: »Das Fräulein von Perbandt hat mir viel besser gefallen als die Tante, trotzdem, daß sie sehr ernst ist und immer in Trauer geht, Cousine Minna hat mir gesagt, der verlobte Bräutigam des Fräuleins sei vor dem Feind gefallen als Offizier, unter den Ersten gleich; den wolle sie ihr Leben lang betrauern, übrigens hat sie ununterbrochen fast zwei Jahre lang den verwundeten und kranken Soldaten in den Spitälern gedient mit großer Treue und dafür hat ihr der König den Louisen-Orden gegeben. Es muß entsetzlich sein in den Spitälern!«

Graf Mespelbrunn erkannte, daß seine Gemahlin wirkliches Grauen vor den Spitälern empfand, trotz alledem aber noch keine Ahnung von der Bedeutung dessen hatte, was Fräulein von Perbandt gethan; der Sonnenstrahl wußte weder den Schmerz der Jungfrau um den gebliebenen Bräutigam, noch die Tugend der Vaterlandsliebe zu würdigen, und darüber nachgedacht hatte sie noch nicht.

Es war ja überhaupt noch nicht lange, daß sie nachzudenken begonnen!

Darum klang das, was sie von der edlen Fabiane von Perbandt erzählte, kalt, und die Baronin würde nicht ermangelt haben, es auszusprechen: sie hat keine Seele!

Wenn aber Jemand dem Sonnenstrahl von einer Mutter erzählt hätte, die um ihr Kind weint, dann würde er

augenblicklich Thränen in den Augen der Gräfin gesehen und die herzinnigste Theilnahme gefunden haben; denn dafür hatte sie als Mutter schon ein Verständniß.

Graf Mespelbrunn achtete sorgfältig auf alle diese Dinge, er beobachtete mit jener Feinheit, die nur eine Folge grenzenloser Liebe und rückhaltloser Hingebung ist. Er erkannte, daß diese seltene Frau zu denjenigen Müttern gehörte, welche vollkommne Kinder mit ihren Kindern sind, welche sich selbst mit ihren Kindern erziehen, geistig mit ihnen wachsen und groß werden. Es ist nicht jedes Mannes Sache, sich mit einer solchen Frau zu benehmen, die Meisten sind dazu auch gar nicht im Stande, und es ist wohl gut, daß es solcher Frauen nur wenige giebt. In gewisser Beziehung freilich wachsen fast alle Mütter geistig mit ihren Kindern und bilden sich mit ihnen, die Eine mehr, die Andere weniger, die Männer aber haben nur selten Augen dafür. Der Graf von Mespelbrunn war entzückt über diese Entdeckung, seine Zuneigung zu dem Sonnenstrahl würde noch gestiegen sein, wenn das möglich gewesen wäre.

Hauptsächlich hatte das Fräulein von Perbandt der Gräfin um der ruhigen Bestimmtheit und klaren Sicherheit willen gefallen, mit welcher sie sprach, ohne doch jemals eine gewisse Würde dabei zu verlieren. »Es stand ihr sehr gut!« sagte sie mit einer Art von Bewunderung. Auch von der Cousine Minna und dem braunge-sichtigen Vetter Duba sprach der Sonnenstrahl nur Gutes. Die Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten des braven Landjunkers waren für den Sonnenstrahl eine un-versiegbare Quelle von Scherz und Heiterkeit; sie konnte über die Unduldsamkeit schelten, mit welcher man die

Sprüchwörter verschmähete und den Vetter damit zur Ruhe verwies. Aber freilich war sie nur selten mit dem guten Herrn von der Duba zusammen.

Sophie aber bereitete ihren Zuhörern ein wahres Fest dadurch, daß sie den Duba'schen Kindern nachahmte, wenn diese zur Verzweiflung ihrer trefflichen Mutter, zum höchsten Vergnügen ihres wackern Vaters, dessen Sprüchwörter und Redensarten stotternd und lallend nachsprachen und höchst stolz und glücklich dazu aussahen!

Der Sonnenstrahl entfaltete wirklich ein mimisches Talent bei der Darstellung dieser Kinderscenen, und ihre drei Anbeter mußten so lachen, daß ihnen die Thränen in die Augen kamen.

Heiter vollendete der Sonnenstrahl die Schilderung der kleinen Reise und der Zusammenkunft mit den Verwandten in der Pielenau; darauf gingen die alten Herren hinein, um der kühlern Abendluft zu entgehen, der Graf und die Gräfin aber wandelten noch eine Weile Arm in Arm auf der Terrasse und oft vernahm man das lieblich klingende Lachen der heitern, jungen Frau, in welches Monsieur Mohrmann, der Oben vor der Thür stand, stets einfiel, unbeschadet seiner Würde, wie sich von selbst versteht, so oft er's vernahm.

Einige Stunden später stand der Mond hoch über der Kiehnitz und in dem Hause am alten Thurm herrschte tiefe Stille, es schlief Alles, nur in dem einen Gemach

brannte eine kleine Flamme unter einer grünen Schirmglocke und verbreitete ein mattes Licht, schwachen Dämmererschein, in diesem Dämmer schlich eine zarte Frauengestalt leise zu einem Bettchen, in welchem ein Kind auf weißen Kissen schlummerte.

Die junge Mutter beugte sich tief nieder auf das Antlitz ihres Sohnes, sie besuchte leise Küsse auf des Kindes Stirn; sie sprach mit lieblichem Flüstern kaum vernehmbare und für der Menschen Sinn unverständliche Worte – ja! wo blieb der Sonnenstrahl?